P. O. Germ.
668 u - 2
Jacobs.

<36634754950018

<36634754950018

Bayer. Staatsbibliothek

Erzählungen

von

Friedrich Jacobs.

Zweytes Bändchen.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1824.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verbesserungen.

Seite 7, 16. lies: sie mit neuer Kraft.
— 53, 3. Bräutigams.
— — 15. podagrischen.
— 63, 2. republikanischen.
— 98, 12. Schatz st. Stolz.
— 104, 15. einen st. eines.
— 112, 15. oft ist auszustreichen.
— 116, 11. Sphinxen.
— — 3 von unten: ja st. a.
— 120, 1. so st. o.
— 123, letzte Z. bezeichneten.
— 144, 16. denke st. denkt.
— 173, 4. Laute st. Leute.
— 176, 5. zu Hause. st. in H.
— 201, 3 Z. von u. mit st. wit.
— 242, 4. Auflaurer.
— 245, 3. das falsche st. das frische.
— 325, 6. öfnete er ihr ein.
— 341, 3. Grafen st. Graf.
— 381, 5. Niemanden. und eben so S. 382, 5.

Inhalt:

Seite

Die Ausgewanderten 1

(Gedr. in der Minerva.)

Constanze oder die Theilung von Polen . 101

(Gedr. in der Zeitung für die elegante Welt.)

Guido und Fiammetta 273

(Gedr. in Rochlitz Mittheilungen.)

Die Erkennung. Anecdote. 379

(Gedr. in derselben Sammlung.)

Die
Ausgewanderten.

In dem Schlosse des Grafen Nogaret war mehr als gewöhnliches Leben. Die schöne Rosalie, die einzige Tochter des Grafen, die seit Kurzem aus ihrer Klosterpension in das väterliche Haus zurückgekehrt war, feyerte ihren siebzehnten Nahmenstag; und da sie heute zum ersten Male die Trauer für ihre verstorbene Mutter abgelegt hatte, so erschien sie in dem Kreise der im Rittersaale versammelten Hausfreunde und Klienten wie das milde Gestirn der Liebe, oder wie Albano's Rosen streuende Morgenröthe. Als sie durch die weit geöfneten Flügel hereintrat — in der zierlichen Morgentracht, von weichem weißen Mull, selbst die zierlichen Finger der schmalen Hand und den kleinen Fuß von gleichfarbigem Musselin umspannt, und der schlanke Wuchs von dem langen purpurnen Kaschmirshawl umflattert — erhob sich die ganze Versammlung von ihren runden Schemeln, und trat ihr mit ehrerbietiger Begrüßung

entgegen; nur der Graf winkte von seinem Lehnsessel der lächelnden Tochter, indem er ihr die lange magere Hand aus dem weiten Ermel des schinesischen Schlafrocks hervor zum Kusse reichte. Mit anmuthigem Erröthen schwebte Rosalie durch den Kreis der Gebückten, nach allen Seiten hin nickend und grüßend, neigte sich vor dem Lehnsessel fast bis auf die Knie, drückte die Hand des Vaters an ihre Rosenlippen und ward dafür von ihm auf die Stirn geküßt. Nachdem sie sich langsam wieder erhoben hatte, traten Alle herbey, die Einen mit Blumensträußen, die Andern mit Glückwünschen, die Vertrautern mit kleinen Gaben. Freundlich sammelte Rosalie Alles in das Arbeitskörbchen, das sie an ihrem linken Arme trug, dankte den Einen mit Worten, den Andern durch eine Umarmung, und lud sie endlich, indem sie selbst sich ihrem Vater gegenüber niederließ, mit einer leichten Verbeugung ein, die verlassenen Sitze wieder einzunehmen.

Indem wir den Halbkreis, der sich jetzt gebildet hat, überlaufen, heften sich unsere Blicke auf einen jungen Officier von ausgezeichneter

Gestalt, hohem Wuchs und geistreicher Bildung, welcher die Uniform der Artillerie trägt und seinen Platz zunächst bey Rosalien genommen hat. Als er sich der Gefeyerten mit seiner Gabe näherte, haben wir bemerkt, daß sie ihre Blicke sittsam zur Erde senkte, während ein leises Roth den Glanz ihrer Stirn färbte, und nur langsam erst die blauen Augen unter den langen Wimpern zu ihm emporhob. Den Strauß, den er ihr reichte, schien sie leise zwischen ihren Fingern zu drücken, ehe sie ihn zu den andern in ihr Körbchen legte, wobey ihr nicht unbemerkt geblieben war, daß ein schmaler Streifen Seidenpapier zwischen den Blumen ruhte. Auch hat sie kaum Platz genommen, als sie unter dem Vorwande, etwas vergessen zu haben, zum Saale hinausschlüpft, und nachdem sie unbemerkt die niedlichen Verse gelesen, die das Blättchen bedecken, sehen wir sie mit einer Miene zurückkehren, auf welcher der Sonnenschein eines beglückten Herzens strahlt.

Jetzt erinnert sich der Graf eines Briefes, den ihm La Sery — dieses ist der Nahme des jungen Officiers — kurz vor Rosaliens Erschei=

nen im Rahmen eines seiner pariser Freunde übergeben hatte. Er brach ihn auf, überlief ihn, wendete ihn wieder um und las ihn noch Einmal mit größter Aufmerksamkeit. Nur durch Ausrufungen unterbrach er sich im Lesen, während die Gesellschaft in ehrfurchtsvoller Stille die Blicke auf ihn gerichtet hatte, und Mittheilung des Gelesenen zu erwarten schien. Jetzt faltete der Graf den Brief langsam zusammen, nahm ihn zwischen beyde Hände, und nachdem er ihn so in die Höh' gehalten, sagte er mit funkelnden Augen: „Dieser Brief enthält einen Schatz von Herzstärkung!" — Und dann sich zu La Sery wendend: „Sie haben mir einen köstlichen Brief zu diesem Festtage mitgebracht, Herr Hauptmann!"

Alle waren jetzt noch mehr als zuvor auf den Inhalt des Briefes gespannt, und La Sery wünschte sich im Stillen Glück, sein Ueberbringer gewesen zu seyn. — „Sollte es wohl," hob der Graf von Neuem an, „sollte es das Herz eines wahren Edelmannes nicht erquicken, wenn er in dieser heillosen und ausgearteten Zeit noch einen Rest des alten fränkischen Blu-

tes und der unübertreflichen Tugenden findet, die nur aus solchem Blute sprießen können? Jetzt, wo sich die Zahl wahrhaft edler und unvermischter Geschlechter täglich mindert, bedarf es wahrlich großer Beyspiele, um den kleinen Rest, welcher noch übrig ist, ehe ihn der Wirbel des Zeitgeistes ebenfalls ergreift, auf dem rechten Wege zu erhalten. Ein solches Beyspiel hat, wie mir mein Freund jetzt schreibt, eben der edle Prinz von Courtenay als den letzten Akt seines Lebens gegeben, und sein vortreflicher Sohn zu geben veranlaßt; ein Beyspiel, das mich entzückt, und — wenn irgend etwas die lockere, herabgesunkene Flamme auf dem Altar adligen Ritterthums wieder anzufachen im Stande ist — mit neuer Kraft zu beleben vermag."

Nach dieser begeisterten Einleitung, die minder erfreulich, als die frühern Worte des Grafen, an La Sery's Herz schlugen, fuhr der ernste Mann weiter fort: „Es ist sicher Niemand hier, der nicht wissen sollte, daß der Prinz Louis de Courtenay — er ist vielleicht eben, da wir von ihm sprechen, zu seinen Ahn-

herren hinübergeschlummert — sein erlauchtes Geschlecht bis auf Peter von Frankreich, den siebenten Sohn unseres glorreichen Königs Ludwigs des Dicken, hinaufführt, welcher die schöne Elisabeth, die älteste Tochter Renaud's von Courtenay, Herrn von Montargis, Chateau-Renard und Chevillon, zu seiner Gemahlin erwählte. Auf diese hohe Abkunft, auf dieses erlauchte Geblüt, das in einer langen Reihe von Söhnen und Enkeln nie auch nur durch den leisesten Verdacht einer unlautern Mischung befleckt worden, bauten seine Ahnherren die Forderung, als Prinzen von Geblüt behandelt, und mit allen Rechten der Kinder Frankreichs ausgestattet zu werden, und sie haben, seit der Regierung König Heinrichs des Vierten — der, beyläufig gesagt, ein tapferer Ritter, aber kein besserer Edelmann war, als die Montmorency's, die Montesquieu's, und ich darf hinzusetzen die Nogaret's — ihre Ansprüche geltend zu machen gesucht. Ich will jetzt nicht entscheiden, ob nicht vielleicht diese Ansprüche etwas übertrieben waren; ob es nicht noch andere edle Familien gibt, welche dieselbe For-

derung mit gleichem Rechte machen könnten — aber die Courtenay's glaubten sich vorzugsweise dazu berechtigt, und nachdem sie Einmal in die Schranken getreten waren, wichen sie nicht mehr zurück. Beynah' zwey Jahrhunderte hindurch haben sie diese große Angelegenheit mit einer Ausdauer und Standhaftigkeit betrieben, die allein schon des Sieges würdig war. Grosmüthig entsagten sie allen Vortheilen, die sich ihnen von mehrern Seiten anboten; und wie der Hof vollkommen geneigt war, ihnen Alles zuzustehen, wenn sie nur dem Einen Anspruche ihrer Geburt entsagten, so waren sie ihrerseits standhaft entschlossen, jedes Anerbieten, wie glänzend es auch seyn möchte, von sich zu weisen, und nur an jenem Anspruche festzuhalten. Sie sahen ihr Vermögen unter fruchtlosen Bestrebungen zerrinnen, ihr Haus verödet, die Zahl ihrer Klienten und Abhängigen täglich vermindert; aber auch in dem Schooße der Armuth bewahrten sie ihr köstliches Recht, und verschmähten jede Hülfe, die ihren letzten Besitz, das strahlende Kleinod ihrer Ansprüche, hätte gefährden können."

„So hab' ich diese edeln Männer gekannt, arm und stolz, verlassen, aber sich selbst genügend; von dem Schicksal gedrückt, aber nie herabgewürdigt, und unablässig und allein mit dem Gegenstande beschäftigt, welcher seit so langer Zeit das Ziel ihres Strebens gewesen war. Jetzt nun meldet mir mein Freund, der Prinz Louis von Courtenay liege krank darnieder, so, daß keine Hofnung seines Aufkommens sey. Auch habe er selbst dieser Hofnung entsagt, und, nachdem er sein Haus bestellt, seinen Sohn noch Einmal zu sprechen verlangt. Erinnern Sie sich hier, daß dieser Sohn der einzige Sprößling des edeln Stammes der Courtenay's ist; daß ihn sein Vater auf das Zärtlichste liebt; daß er aber bey einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit wenige Hofnung zu einer Nachkommenschaft gibt; ja, daß man lange Zeit Ursach' hatte, zu glauben, er werde seinem Vater in das Grab vorangehn. Der Sohn erschien auf die erhaltene Einladung an dem Krankenlager seines Vaters, und dieser, nachdem er dem Prinzen befohlen hatte, sich niederzulassen, richtete das Gespräch sogleich auf das, was so oft der Ge-

ge nd ihrer Unterhaltung gewesen war, auf di echte und Ansprüche seiner Familie, seine z sen und unfruchtbaren Bemühungen, sie nd zu machen; die geringe Hofnung endlich, ihm, in dieser ausgearteten Zeit voll Bür- und Bauernstolzes, an einem Hofe ohne altung und Hochgefühl, übrig bleibe. — Du ennst unsre Lage, fuhr der Kranke fort. Wir ind arm. Jedes Jahr drückt unsre Einkünfte tiefer herab, und ein schneller Wechsel des Glücks ist nicht mehr zu hoffen. Unser Kredit mindert sich, während die Unverschämtheit unsrer Gläubiger von Tag zu Tag heftiger zudringt. Nur Ein Mittel zu unsrer Rettung ist übrig, mein Sohn! nur Eines — mit dem Strome zu schwimmen, und das alte, hohe Recht aufzugeben, das allein unserm Vorschreiten auf der Bahn des Glücks und des Reichthums im Wege steht. Schon allzu lang' hat uns ein ergötzender Traum getäuscht. Erwache, mein Sohn, wenn Du es vermagst, und tritt von der Höhe, auf der Du bis jetzt Zuschauer warst, herab in die Schranken derer, die um Gaben des Glückes

mehr als der Ehre buhlen. — Der Erfolg kann kaum zweifelhaft seyn.“ —

„Indem der erlauchte Kranke so sprach, faßte er den Sohn mit seinen Augen fest. Dieser aber schlug, wie vor Schaam, die Blicke zur Erde; sein blasses Gesicht schien noch mehr zu erbleichen; und noch hatte sein Vater die letzten Worte nicht ausgesprochen, als er sich von seinem Sitze erhob, und ohne ein Wort zu erwiedern, den Weg nach der Thüre nahm. — Du nimmst meinen Vorschlag an? rief ihm der Kranke nach. — Nie, entgegnete der Sohn, nie, so lange noch ein Tropfen des alten königlichen Blutes in meinen Adern fließt. O, muß ich Zeuge der Schwachheit meines erlauchten Vaters in seinen letzten Augenblicken seyn!“ — —

Als der Graf so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, um fragende Blicke in der Versammlung umherzusenden. Die Wenigsten wußten, ob sie antworten sollten, oder was. Die alten Landjunker, die sich aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, sahen sich einander gedankenlos an, und kehrten dann wieder mit ihren Blicken zu dem Grafen zurück,

von dem sie eine bestimmende Aeusserung erwarteten. Der Prokurator und der Landrichter aber glaubten nicht zu irren, wenn sie nickend Beyfall gäben, und ihre Frauen thaten, was sie ihre Männer thun sahn. Der Kaplan zog die Augenbraunen hoch in die Höh', als ob er die streitenden Gesinnungen der beyden Prinzen in seiner Weisheit erwöge. Rosalie aber warf verstohlene Blicke auf ihren Nachbar, der seinerseits, in der Nähe so vieler Anmuth, an den Gesprächen der Prinzen von Courtenay und der Auflösung des Problems nur einen schwachen Antheil nahm.

Nach diesem stummen Zwischenakte, welcher nur einige Augenblicke dauerte, fuhr der Graf mit siegreicher Miene fort: „Schwerlich wird Jemand von Ihnen das erwarten, was nun in meinem Briefe folgt, und doch werden Alle, die etwas Anderes erwarten, Unrecht haben. — Hören Sie. — Als der Prinz die Antwort seines Sohnes vernahm, streckte er beyde Arme nach ihm aus, rief ihn mit den zärtlichsten Worten zurück, und sagte, indem er ihn an sein Herz drückte: Verzeihung, mein Sohn!

mein edler, mein grosherziger, mein würdiger Sohn! Verzeihung, daß ich eine Prüfung über Dich verhängte, die Du nicht verdientest! Wähne nicht, daß mich das Alter so gebeugt, daß mich das Unglück so erniedrigt habe, um in diesen meinen letzten Augenblikken die Grundsätze meines ganzen Lebens, die Rechte meiner erlauchten Ahnen, meine und Deine Rechte vergessen zu können! — „„Nie, nie, so lange noch ein Tropfen königlichen Blutes in meinen Adern fließt.““ — O, diese edeln, diese hochherzigen Worte versüßen meinen Tod, und ich konnte an Deinen Gesinnungen zweifeln? Ich konnte fürchten, daß Du dem Drucke des Unglücks erliegen, daß Du um schnöder Güter willen den Rechten entsagen könntest, die seit Jahrhunderten der Schmuck und die Stütze der Courtenay's gewesen sind? — Noch Einmal, Verzeihung, mein edler Sohn! Die Prüfung, auf die ich Dich gesetzt habe, war furchtbar. — Wenn Du sie nicht bestanden hättest, wenn Dich Dein sterbender Vater schwach und unmännlich gefunden hätte — sieh hier, was Dir bestimmt war.“ —

Der Erzählende sah unter den dunkeln Augenbraunen forschend hervor. Alle harrten dem Erfolge in gespannter Erwartung. —

„Indem der sterbende Prinz dieses sagte," fuhr der Graf mit erhöhter Stimme fort, „zog er mit zitternder Hand unter der Decke des Bettes eine Pistole hervor, und schoß sie in die gegenüberliegende Wand ab. — So hätte ich, setzte er hinzu, an Dir, mein Sohn, die Schmach der Courtenay's gerächt, wenn Du durch eine Anwandlung von Schwäche diesen edeln Nahmen befleckt hättest." —

Der Graf schloß seine Geschichte mit einem Triumphe im Gesichte, der den Sieg adelicher Gesinnungen feyerte, und dem Kreise der Hörer ehrfurchtsvolle Bewundrung gebot. Wie aber dem Triumphwagen der alten Feldherren immer zunächst der Nachrichter folgte, so hing der Graf seiner Erzählung einen grimmigen Angriff auf alle diejenigen an, welche die unschätzbare Gabe der Geburt für das Linsengericht einer reichen Mitgabe zu verkaufen im Stande wären; und noch grimmiger auf die, welche sich aus Unverstand oder boshafter Misgunst das

Ansehn gäben, ein ihnen versagtes Gut gering zu schätzen und herabzuwürdigen. „Ich werde," setzte er hinzu, „bey Tafel Veranlassung haben, noch mehr über diesen Gegenstand zu sprechen. Bis dahin vertreiben Sie sich die Zeit nach Ihrem Wohlgefallen. Mich rufen jetzt einige Geschäfte ab."

Mit diesen Worten erhob sich der Graf. Die versammelten Gäste geleiteten ihn bis an die Thüre des Salons, wo er sie mit einer Bewegung der Hand entließ, und zerstreuten sich dann in ihre Zimmer, um durch Gespräch oder Spiel die Zwischenzeit bis zur Mittagstafel abzukürzen. La Sery stieg in den Schloßgarten hinab, durchlief seine Alleen, und weilte in den Schattengängen der Wildniß, welche die Alleen von dem Gemüsegarten und den Gewächshäusern trennte. Mit klopfendem Herzen dachte er hier an Rosalien, an jedes Zeichen der Gunst, das sie ihm in den glücklichen Kinderjahren gegeben, als er mit seiner verwittweten Mutter in der Nähe des Schlosses gewohnt hatte; an ihr freudiges Schrecken, als er nach Jahren der Abwesenheit jüngst zum ersten Male bey ihr eingetreten

war; an die Aufmerksamkeit, mit der sie damals auf seine Reden gehört hatte; endlich an das holde Erröthen, womit sie seinen heutigen Gruß empfangen, und die beredten Blicke, mit denen sie während der Erzählung ihres Vaters zu ihm gesprochen hatte. Je mehr er das Alles zusammenfaßte, und je öfter er es durchlief, desto ohnmächtiger wurden die Zweifel, die sich gegen seine Wünsche erhoben. Gewiß hatte sie auch die alte Kinderliebe treu in ihrem Herzen bewahrt; diese stille, mit ihnen erwachsene Liebe, die ihn über das Meer begleitet hatte, und ungeschwächt, als sein schönstes Besitzthum, mit ihm in die Heimath zurückgekehrt war. Aber wenn er früher nur das Kind und die Erinnerung an das Kind geliebt hatte, so entzündete das Wiedersehn der blühenden Jungfrau eine lebendigere Flamme; und was er auch immer versucht hatte, um diese Flamme zu überwältigen, immer schlug sie von Neuem empor und besiegte seine Kraft. Mochte er sich auch immer den Abstand seiner Geburt von der Tochter eines Grafen von Nogaret vorhalten,

und sich mit dem Stolze des Grafen und seinen strengen Grundsätzen schrecken, Rosaliens Bild, der Zauber ihres Wesens, die Neigung, die sie ihm bewieß, seine glühenden Wünsche, überwanden die Zweifel, und beflügelten die Hofnung, die ihn über die weite Kluft zu dem hohen, dämmernden Ziele seines Verlangens trug.

Mit diesen ergötzlichen Luftgebäuden beschäftigt, und in ihrem Anschaun versunken, saß der schöne Träumer, das dunkle Lockenhaupt auf die Hand gestützt, unter einem Tulpenbaume, und zeichnete mit einer Ruthe, die er in seiner Rechten hielt, Rosaliens Nahmen vor sich in den Sand. Jetzt rauschte das Gebüsch hinter ihm; er sah zurück, und die, mit der seine Gedanken allein beschäftigt waren, trat aus den Büschen hervor, mit einem Körbchen voll auserlesener Pfirschen, die sie für ihren Vater gepflückt hatte. Beyde errötheten, und als Rosalie ihre Blicke zur Erde senkte, und ihren Nahmen vor La Sery's Füßen eingeschrieben sah, erröthete sie noch schöner und anmuthiger. Sie schien vorübereilen zu wollen,

und der Ueberraschte hätte nicht gewagt, sie zurückzuhalten; aber kaum hatte sie einige Schritte vorwärts gethan, als sie — sich gleichsam besinnend — ihr Köpfchen nach ihm umkehrte, und für die verbindlichen Verse dankte, die er seinem Blumenstrauße beygefügt habe. La Sery bat um Verzeihung für seine Kühnheit; sie antwortete mit einer Artigkeit, und bald wurden sie, wie es unter Liebenden geschieht, durch die unbedeutenden Worte zu bedeutsamern Erinnerungen fortgeführt. Indem sie sich neben einander tiefer in das Gebüsch verlohren, rollten sich die Tage ihrer Kindheit vor ihnen auf; ihre Gefühle begegneten sich, wie ihre Blicke, und Eines fühlte in dem Herzen des Andern, daß sie von gleichem Verlangen und Hofnungen schlügen. Nur des Anhauches eines entscheidenden Wortes bedurft' es jetzt, um die bedeckte Gluth zur hellen Flamme anzufachen. La Sery sprach es stammelnd aus; Rosalie reichte ihm erröthend die Hand; entzückt, außer sich drückte er die Lippen darauf. Aber in diesem Augenblicke wurden von fern Stimmen gehört. Die Verspätete

wurde aufgesucht, um sich zur Tafel anzuklei- den. Noch ein Druck der Hand, und sie trennten sich nach verschiedenen Seiten hin, mit der gewissen Hofnung, sich gegen Abend an derselben Stelle wieder zusammen zu finden.

La Sery's Seligkeit über dieses unverhofte Erfüllen seiner glühenden Wünsche wollen wir nicht unternehmen zu schildern. Er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen; alle seine Gedanken flogen Rosalien, dem Engel der Liebe, nach. Von Neuem wurde nun jede Stelle, die er vormals mit ihr betreten hatte, besucht; hundertmal aber kehrte er zu der zu- rück, wo er ihr eben seine Liebe gestanden, wo sie sein Geständniß angenommen, wo sie es zu wiederholen versprochen hatte. Immer war es ihm, als ob er von dem Orte auf's Neue die Bestätigung seines unglaublichen Glük- kes holen müßte, das, obgleich ein Erzeug- niß der nächsten Augenblicke, ihm doch im- mer wie etwas Fernes erscheinen wollte, das einen langen Zeitraum seines Daseyns er- fülle. Vorwärts drangen seine Blicke nicht. Sie wurden noch allzufest von der Seligkeit

des eben Vergangenen gehalten, um sich nach einer Zukunft zu wenden, die im besten Falle nichts als eine dämmernde Ungewißheit zu bieten vermochte.

Die Zeit der Tafel kam herbey, und die Gesellschaft versammelte sich in dem Salon, wo Rosalie, auf dem Sopha sitzend, die Eintretenden empfing. Die leichte Morgenhülle war mit einem gewählteren Anzuge vertauscht, welcher knapp sich anschmiegend, die eben so zarten als reichen Formen ihres Wuchses auf das Vortheilhafteste zeichnete. Die Fülle ihres blonden Haares, welches früh durch die Spitzenhaube geschimmert hatte, erhob sich jetzt zu einem Lockendiadem über der blendenden Stirn, und fiel, in sanften Wellen, über den Kamm in zierliche Flechten aufgelößt, zum Nacken herab auf das dunkelblaue Gewand, mit dem milden Lichte der Perlen wetteifernd, die den zarten Hals in vielfachen Reihen umfingen. Ein reicher Kragen von Spitzen stieg um den Nacken empor, und an der leise verhüllten Brust zitterte ein Strauß von gefüllten Penseen, über denen eine späte Rosenblüthe zu

thronen schien. Auf ihren Wangen strahlte das frische Roth der Gesundheit und Jugend, und von ihren blauen Augen die Zufriedenheit eines glücklichen Herzens. Wer sie ansah, konnte die Blicke nicht wieder abwenden. Die Klienten des Hauses, der Prokurator, der Landrichter, und vor Allen der Kaplan, krümmten sich schweigend vor der Tochter ihres Gönners und ihren Reizen; die alten Landjunker aber suchten aus dem Arsenal ihrer Galanterie Alles zusammen, was in den fernen Tagen ihrer Jugend für liebenswürdig und witzig gegolten hatte. Rosalie antwortete Allen mit anmuthiger Freundlichkeit, indem sie ihre Blicke bisweilen über die zunächst Stehenden auf La Sery gleiten ließ, der etwas ferner nur sie sah, und mit froher Ueberraschung den Strauß, der ihren Busen schmückte, für denselben erkannte, den er ihr am Morgen in die Hand gelegt hatte. Sein Herz strömte von Entzücken und Dankbarkeit über; aber nur aus beredten Blicken ergoß sich sein Gefühl. Sein Mund war in der Menge stumm. Ein Himmel von Seligkeit war über ihm ausgespannt; und die-

ser Himmel erklang von den süßen Tönen, die Rosaliens blühenden Lippen entsäuselten. Jetzt wurden die Flügelthüren aufgerissen, und der Graf trat herein, dem heutigen Feste zu Ehren in reichgestickter Uniform, das breite rothe Band über der Weste, und an der linken Seite den funkelnden Stern. Alles trat ehrerbietig zur Seite; Rosalie aber erhob sich, und ging ihrem Vater entgegen, der sie mit Wohlgefallen zu betrachten schien, und da der Diener in diesem Augenblicke meldete, daß aufgetragen sey, faßte er seine Tochter bey der Hand und führte sie nach dem Speisesaal. Die Uebrigen folgten Paar und Paar; nur La Sery ging allein, und wußte es so einzurichten, daß er der Königin des Festes gegenüber zu sitzen kam.

Die Mahlzeit ging ziemlich still vorüber. Die Ehrfurcht hielt den Gästen den Mund verschlossen, und der Graf, der trotz des häuslichen Festes trübe gestimmt war, forderte nicht zum Sprechen auf. Erst als der Nachtisch aufgesetzt und die Diener entfernt waren, knüpfte er den Faden seiner Frührede wieder

an. Einige Güterbesitzer der Nachbarschaft, die durch den Handel oder die Finanzen zu Reichthümern gelangt waren, und ihre Söhne an Töchter des alten Adels verheirathet hatten, boten den nächsten Stoff zu ungemessenen Angriffen auf den Dünkel der Einen und die Nichtswürdigkeit der Andern, indem er zugleich die Zeit bejammerte, welche die Vermehrung so unschicklicher Verbindungen ohne Unwillen sehen könne. „Und was werden Sie sagen,“ fuhr er fort, „wenn ich Ihnen erzähle, daß vor wenigen Tagen erst der Chevalier Rivaucet die Frechheit gehabt hat, durch einen Elenden, der nicht werth ist, an meinen Thoren zu betteln, durch den Major Fitz-Ormond, um die Hand des Fräulein von Nogaret bey mir anzuhalten?“ —

Der Graf sah bey diesen Worten fragend umher, und sämmtliche Weiber erhoben auf dieses Zeichen ihre Stimmen im Chor und riefen: Ist es möglich? — Welche Unverschämtheit! — der Chevalier von Rivaucet — Fräulein von Nogaret? —

„Wie ich Ihnen sage," fuhr der Graf fort, „das nämliche Fräulein von Nogaret, das Sie hier sehen; die Tochter des Grafen von Nogaret. — Sie hört jetzt das erste Wort von der Sache. Ich würde geglaubt haben, sie zu beleidigen, hätte ich diesen erstaunenswürdigen Antrag auch nur mit einer ernsten Miene gegen sie erwähnt."

Rosalie sah auf ihren Teller vor sich hin mit verlegnem Erröthen. „Sie sehen," sagte der Graf, der es bemerkte, halblaut zu seinem Nachbar, dem Prokurator, „wie sie bey der bloßen Erwähnung eines so unwürdigen Gegenstandes vor Unwillen erglüht!" —

„Wie sollte sie auch nicht?" erwiederte der Rechtsgelehrte. „Denn ich wage zu behaupten, daß ein solcher Antrag in gewissen Verhältnissen einer absichtlichen Ehrenverletzung gleich zu achten, und von andern ehrenrührigen Anmuthungen nur dem Inhalte, nicht der Form nach, verschieden ist. Wenn nach der Behauptung der gründlichsten Juristen eine Injurie nicht nur durch beleidigende Thaten, Worte und Geberden zugefügt werden kann, sondern

auch durch Unterlassung der gebührenden Ehrerbietung begangen wird, so ist in dem gegenwärtigen Falle der Mangel der Ehrfurcht augenfällig, die Zumuthung aber, einen so hohen und reinen Adel durch Vermischung mit einem so viel niedrigern zu beflecken, direkte Ehrenverletzung; nicht geringer, als wenn man Ihro Excellenz zumuthen wollte, in einem Krame feil zu haben, oder ein Handwerk zu treiben, was anerkanntermaaßen mehr derogirt, als eine sonst an sich strafbare Handlung. Ist es nicht eine bekannte und von den besten Gewährsmännern bestätigte Sache, daß der vortrefliche neapolitanische Adel, wenn es die Noth heischte, lieber auf den Straßen raubte — wie dieses auch vormals der hohe deutsche Adel ohne Verletzung seiner Ehre that — als daß er seine Töchter einem Kaufmanne oder andern reichen Bürgerlichen gegeben hätte? Und doch gibt es Kaufleute, die — ich weiß freylich nicht, mit welchem Rechte — der Titel von Baronen, ja von Herzögen schmückt; aber wenn der Chevalier von Rivaucet auch morgen durch einen königlichen offenen Brief

zum Marquis oder Herzog ernannt würde, so wäre er doch nicht würdig, die Fingerspitzen der gnädigen Gräfin zu berühren, geschweige denn ihre Hand am Altar zu empfangen."

Die kecke Wendung, mit welcher der Prokurator seine Rede beschloß, fand großen Beyfall. Der Graf nickte lächelnd, und die Frau des Sprechers fühlte in diesem Augenblicke Kühnheit genug in sich, Sr. Excellenz zu ermahnen, die Worte ihres Mannes nicht in den Wind zu schlagen, der als ein alter Praktikus gar wohl wüßte, was Rechtens sey. — Auch der Kaplan, der bisher um desto eifriger getrunken hatte, je mehr die Andern von dem Gespräche gefesselt waren, nahm jetzt das Wort und sagte: „So läßt sich also auch in diesen höhern Regionen der verderbliche Geist der Neuerung spüren, der, von dem heillosen Hochmuthe der Philosophen angeregt, die ehrwürdigsten Einrichtungen des Staates und der Kirche zu erschüttern sich erfrecht! Wo sollen wir hingerathen, wenn sich der Frevel selbst an dem Heiligsten vergreift, und die Hoheit der Geburt wie ein verkäufliches Gut achtet,

auf der doch der Thron ruht? Hätte nur der erlauchte Adel viele solche standhafte Stützen, als hier Sr. Excellenz, und der erhabene Prinz, von dessen hohen Gesinnungen wir diesen Morgen ein so lehr- und glorreiches Beyspiel vernommen haben! Aber, ach! wie lange ist es, daß ein Marquis von Mirepoix die Enkelin — —"

Der Kaplan war im Zug; die Enkelin von Samuel Bernard, und mehrere ähnliche Beyspiele schwebten auf seinen beredten Lippen; da bemerkte er zu seinem Schrecken, daß sich die Stirn des Grafen runzelte, und erinnerte sich zu spät, daß der Marquis von Mirepoix zu der nächsten Verwandschaft seines erhabenen Gönners gehörte. Der Strom seiner Rede war plötzlich gehemmt, und ein Glas schäumenden Champagners, das er hinabstürzte, gab ihm keine Wendung ein, um die Unbesonnenheit wieder gut zu machen, mit der er die faule Stelle an dem Stammbaume seines hohen Gönners berührt hatte.

Das augenblickliche Schweigen der Verlegenheit machte La Sery's Zustand noch peinlicher, als er während des Gesprächs gewesen

war. Er war der Einzige in der Gesellschaft, der den Chevalier de Rivaucet kannte; und ob er gleich jetzt erfuhr, daß er sein Nebenbuhler war, so konnte er ihn darum nicht geringer achten, da er ihn als einen der kenntnißreichsten Offiziere, als eine Zierde des Heers und einen edeln Mann kannte. Jedes harte Wort gegen diesen Mann schnitt tief in seine Brust, um so mehr, da ihm jedes wie ein Todesurtheil seiner eignen Liebe klang. Er wagte nicht, die Augen zu Rosalien aufzuheben, und Rosalie hatte, um ihre eigene Verlegenheit zu verbergen, ein gleichgültiges Gespräch mit ihrer Nachbarin angefangen. Unglücklicher Weise warf jetzt der Graf seine finstern Blicke auf den Hauptmann, der die seinigen stumm auf den Teller geheftet hatte, und forderte ihn mit den Worten heraus: „Nun, Herr La Sery, Sie sagen nichts zu diesem Handel?" —

Eine feindliche Kugel, die an seiner Seite eingeschlagen hätte, wäre dem Gepeinigten minder schrecklich gewesen, als die Frage des Grafen. Doch nahm er sich zusammen, und an

sein eignes Verhältniß denkend, antwortete er: „Einer unserer Dichter sagt, die Liebe setze bisweilen den Hirtenstab dem Zepter gleich.“ — Und er meinte mit dieser ausweichenden Antwort zufrieden seyn zu dürfen, da er beym Aufblicken ein leises Lächeln auf Rosaliens Lippen schweben sah. Aber kaum hatte er den Mund geschlossen, als sich die Braunen des Grafen noch düstrer zusammenzogen, Blitze aus seinen Augen schossen, und seinen Lippen die Worte entfuhren: „Die Liebe! die Liebe! Was für ein Geschwätz! Trinken Sie Ihren Wein und spülen Ihre Dummheit hinunter.“ —

Bestürzt über diesen unerwarteten Ausfall des Hochmuths, sah La Sery den Grafen mit großen Augen an, und sagte, einen ernsten und festen Blick auf ihn heftend: er hoffe nicht, etwas Beleidigendes gesagt zu haben, noch etwas, das den Nahmen einer Dummheit verdiene. — „Nichts Beleidigendes?“ fuhr der Graf auf, indem er seine Blicke noch zorniger rollte. „Keine Dummheit? — Ihr seyd ein Unverschämter — ein Geck — Geht mir aus dem

Gesicht, und laßt Euch nicht wieder vor meinen Augen sehn."

Wie diese Worte des von Stolz trunkenen Edelmanns den unglücklichen La Sery trafen, kann nur der ahnen, der auch einmal zugleich um Ehre und Liebe gespielt und den letzten Wurf verlohren hat. Mit glühendem Gesichte, kaum sich seiner bewußt, und nur durch Rosaliens Gegenwart zurückgehalten, sprang er von seinem Sitze auf, warf den Stuhl hinter sich um, und stürzte zur Thür hinaus. Rosalie fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Nachbarin.

Das Fest war jetzt auf die verdrüßlichste Weise für Alle gestört. Die weiblichen Gäste versammelten sich um Rosalien, um sie auf einen Sopha zu bringen, aufzuschnüren und anzustreichen; die Männer umringten den Grafen, der, nur mit seinem Zorn beschäftigt, dem längst Entfernten noch einzelne Scheltworte nachwarf. Alle zürnten auf den unglücklichen La Sery. Denn obgleich nur die Wenigsten auf den Zusammenhang der Reden geachtet hatten, so reichte doch schon der Zorn ihres vornehmen Gönners hin, sie zu überzeugen,

daß das Unrecht auf der Seite des Verwiesenen sey; und sie bemüheten sich, ihn zu beruhigen, indem sie mit auf den schalten, den er auf die ungerechteste Weise beleidigt hatte.

La Sery irrte nun schon längst fern von dem Schlosse im Felde umher, ohne zu wissen, was er that, oder welchen Entschluß er fassen sollte. Daß er die erlittene Beschimpfung rächen müsse, unterlag keinem Zweifel; und was auch die Liebe immer hätte einwenden mögen, die Stimme der gekränkten Ehre sprach zu laut, als daß er auf irgend etwas Anderes hätte hören können. Aber wie sollte er den stolzen Grafen zu einer Genugthuung zwingen? Wie sollte er sein Recht gegen einen Mann geltend machen, der ihn so tief unter sich sah, und so große Vortheile der Geburt und des militärischen Ranges vor ihm voraus hatte? — Sollte er seinen Nebenbuhler, den Chevalier, zu Hülfe nehmen, indem er ihm die beleidigenden Aeusserungen des Grafen mittheilte? — Er stieß diesen Gedanken als unwürdig zurück. — Sollt' er ihm eine Ausforderung senden? — Er würde sie nicht annehmen; er würde sie

vielmehr gegen ihn benutzen, und die Gesetze aufrufen, die, gerade damals gegen den Zweykampf geschärft, den Ausforderer mit unerbittlicher Härte verfolgten.

Indem er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, die ihn immer mehr und mehr verwirrten, und den Schmerz der empfangenen Beleidigung immer heißer und glühender machten, hörte er in seiner Nähe sprechen, und sah gleich darauf den Grafen mit einigen seiner Gäste aus einem Gehölze hervortreten, das sich an den äussersten Rand des Parks anschließt. Dieses Ereigniß schien ihm erwünscht. Ohne Verzug trat er ihm entgegen. „Sie kennen," sagte er, „die Gesetze der Ehre zu gut, Herr Graf, um nicht zu wissen, daß ein Offizier eine Behandlung nicht ertragen darf, wie die, die ich vorhin von Ihnen erfahren habe; und ich habe eine zu hohe Meinung von Ihrer Gerechtigkeit, um nicht zu erwarten, daß Sie in Gegenwart dieser Herren erklären, daß ich Ihnen keine Veranlassung zu einer solchen Beleidigung gegeben habe, und daß Sie jedes kränz

kende, im Zorn gegen mich gesprochene Wort zurücknehmen und widerrufen."

Diese Worte waren noch nicht ausgesprochen, als der Graf mit flammendem Antlitz ausrief: „Wie? Ich widerrufen! Ich mir Unrecht geben! Wisse, junger Mensch, daß der Graf Nogaret gegen eine espèce, wie Du bist, nie Unrecht haben kann." — Und zugleich kehrte er dem Hauptmann den Rücken, der wie eingewurzelt stand, und anstatt der erwarteten Genugthuung eine neue Beleidigung erfahren hatte. Seine Hand fuhr nach dem Degen; aber was half es ihm bewaffnet zu seyn, da sein Gegner und die Begleiter desselben ohne Waffen waren, und ihm schweigend den Rücken kehrten? —

La Sery, auf das Tiefste in seiner Ehre gekränkt, kehrte jetzt unverzüglich nach Paris zurück, um einigen Freunden diesen Vorfall mitzutheilen, und mit ihnen darüber zu berathschlagen. Ihre Meinung war, daß er mit einem Sekundanten zurückkehren, und durch diesen vor allen Dingen eine genügende Erklärung und Widerruf von dem Grafen fordern müsse. Wenn diese verweigert würde, so bliebe

nichts Anderes übrig, als ihn zum Zweykampf zu zwingen; was um desto leichter sey, da er meist alle Morgen, von einem Diener begleitet, ausreite. La Sery müsse es dann so einrichten, daß er ihm begegne, und ihm eine Pistole anbieten, die er auf keine Weise ausschlagen könnte. Dieser Rath wurde angenommen. Was man erwartet hatte, geschah. Weit entfernt von einem Widerrufe, oder einer mildernden Erklärung, stieß der Graf neue Beleidigungen aus, indem er versicherte, seine Ehre sey von La Sery verletzt, und er werde ihn auf die ihm angemessene Weise zu züchtigen wissen.

Jetzt blieb nichts übrig, als den Zweykampf mit Gewalt zu erzwingen. La Sery begab sich, von seinem Freunde und einigen Dienern begleitet, und mit doppelten Waffen wohl versehen, auf einen Scheideweg, eine Viertelstunde von dem Schlosse entlegen, wo der Graf, wenn er spazieren ritt, nothwendig vorbeykommen mußte; aber da diesen eine zufällige Abhaltung zu Hause hielt, harrten sie den ganzen Morgen umsonst. Viele Vorübergehende hatten indeß die Wartenden gesehen, und da der Vorfall,

auf das Abentheuerlichste entstellt, in der ganzen Gegend bekannt worden war, so kam noch denselben Tag die Nachricht auf das Schloß, daß der Hauptmann, bis an die Zähne bewaffnet, mit einer Schaar gleich gerüsteter Gesellen alle Wege um das Schloß besetzt halte, und die furchtbarsten Drohungen gegen den Grafen und sein Leben ausgestoßen habe. Diese Nachricht kam den Wünschen des erzürnten Grafen vollkommen zu Statten, und am folgenden Morgen erfuhr La Sery, daß er in der Nacht verreist, und wahrscheinlich nach Versailles gefahren sey.

Rosalie hatte seit jenem unglücklichen Mittagsmahle traurige Tage verlebt. Nachdem sie aus der Ohnmacht, in der wir sie verlassen haben, und die ihr Vater seinen Gesinnungen gemäß deutete, zurückgebracht worden war, hörte sie nichts, als was ihr Herz und ihre Liebe verwundete. Was sie auch thun mochte, um dem immer wiederkehrenden Gespräche zu entgehen, immer drang es von Neuem heftiger auf sie ein, und drückte seine Dornen ihr immer tiefer und schmerzlicher in die wunde Brust,

da sie dem Vater nicht Unrecht geben und den Geliebten nicht in Schutz nehmen durfte. Die Absicht der Reise an den Hof ward ihr verschwiegen. Aber wie bestürzt war die Arme, als nach einigen Tagen der rückkehrende Vater ihr triumphirend den Verhaftsbefehl zeigte, den seine Verbindungen, und seine gehässigen Erzählungen von der feindseligen Wegelagerung eines jungen, übermüthigen Thoren, der nicht einmal ein Edelmann sey, mit leichter Mühe erhalten hatte. „Hier ist genug," sagte er, indem er das unglücksschwangere Blatt hoch in die Höhe hielt, „um den Meuchelmörder seinen Wahnsinn bereuen zu lassen!"

Wohl gibt es für ein kindliches Herz kein peinlicheres Gefühl, als Zeuge der Ungerechtigkeit der Aeltern zu seyn. Still und ruhig wird die Demuth eines gutgearteten Kindes das Unrecht ertragen, das ihm selbst widerfährt; aber wie soll es sich dann beruhigen, wenn das zweyschneidige Schwert der Ungerechtigkeit zugleich gegen das Gewissen verehrter Aeltern und gegen das Glück eines Geliebten wüthet? Doch dachte Rosalie jetzt an ihre Liebe nicht.

Nur die Rettung des schuldlosen Mannes, der nichts verbrochen hatte; nur das edle Verlangen, eine ungerechte That von dem Haupte ihres Vaters abzuwehren, bewegte ihr Herz. Sie warf sich ihrem Vater zu Füßen; sie beschwor ihn mit Thränen, einen Mann nicht zu Grunde zu richten, dessen erste Schritte auf seiner Laufbahn er begünstigt, der fast in seinem Hause erzogen, und von ihrer Mutter wie ein eigner Sohn geliebt worden sey; der, was er auch gesagt haben möchte, gewiß nicht die Absicht gehabt hätte, einen von ihm so hoch verehrten Mann zu beleidigen. „Sollte es denn gar kein Mittel geben," setzte sie hinzu, „diese unglückliche Sache ohne Gewaltsamkeit zu endigen? Sollte La Sery nicht mit der leichtesten Erklärung zufrieden gestellt werden können?"

Der Graf hatte den ersten Theil dieser Rede nicht ohne Verwunderung, aber doch mit ziemlicher Ruhe angehört; aber bey den letzten Worten brach sein Zorn wie die Flamme eines Vulkans aus. Er fragte seine Tochter, indem er sich ihren Armen entriß, ob sie sich auch mit seinen Feinden verschworen habe, um ihm

Unrecht zu geben? Ob sie verlange, daß er sich einem Elenden zu Füßen werfen und demüthig um sein Leben bitten, oder ob er sich so weit erniedrigen solle, gegen einen Burschen ohne Geburt den Degen zu ziehen? Nicht Genugthuung verdiene der trotzige Knabe, sondern Züchtigung, und die solle er in den Kerkern von Vincennes finden.

Während der Graf seinem stolzen Zorne durch Uebertreibungen Luft machte, schüttete Rosalie ihr gepreßtes Herz in Thränen aus; aber keine Thränen erweichten ihres Vaters harten Sinn. Sie stand schweigend auf, kehrte nach ihrem Zimmer zurück, und überließ sich ohne Rückhalt dem Schmerze einer hofnungslosen, gekränkten Liebe. Die stille Neigung ihrer glücklichen Kindheit flammte jetzt durch den Gedanken an das unverschuldete Unglück des Geliebten zu einer Leidenschaft auf, die jeden Widerstand und die engherzigen Ansichten der sogenannten vernünftigen Leute auf das Tiefste verachtete. Bald stand in ihr fest, daß, was auch immer geschehen möchte, die Ungerechtigkeit des Vaters nicht geduldet, daß

La Sery gerettet werden müsse. Dieser saß um Mitternacht in seinem einsamen Zimmer und härmte sich. Da pochte etwas an seine Thür. Ein kleines Mädchen trat herein, und übergab ihm ein Blättchen, auf welchem die Worte standen: „Fliehen Sie! fliehen Sie augenblicklich! Wenn der nächste Morgen Sie noch in dieser Gegend findet, so ist es um Ihre Freyheit geschehen. Fliehen Sie um Ihrer selbst und um derer willen, denen Sie theuer sind."

Während La Sery las, verschwand das Mädchen; doch konnte er nicht zweifeln, daß diese Warnung von Rosalien kam, und daß diese zitternden Zeichen von Rosaliens Hand geschrieben waren. Entzückt drückte er sie an seine Lippen, und ein neues Leben strömte durch seine Adern, da er vernahm, daß die Geliebte des Entehrten noch mit Liebe gedachte. Er weckte seinen Begleiter, um sich mit ihm zu berathschlagen; und indem sie die erhaltene Warnung mit der Reise des Grafen in Verbindung setzten, und die Nothwendigkeit, ihr zu folgen, nur zu deutlich erkannten, bestiegen sie noch in derselben Nacht ihre Pferde, und

eilten nach Paris, wo sie über die Lage der Sache Licht zu erhalten hoften. Hier erfuhren sie nur allzubald, wie thätig der Graf seinen Plan verfolgte, so daß an einen Schutz gegen die Uebermacht der Willkühr nicht zu denken war, und daß La Sery für's Erste nichts Anderes thun könne, als sich den Augen der Spürhunde zu entziehen, die die unversöhnliche Rachsucht des Grafen gegen seine Freyheit aufgeboten hatte. Wir lassen ihn hier unter dem Schutze bewährter Freunde, aber den herzfressenden Qualen gekränkter Ehre und den Schmerzen einer hofnungslosen Liebe Preis gegeben, um auf das Schloß von Nogaret und in Rosaliens Nähe zurückzukehren.

Hier erwarteten zwey Menschen den Anbruch des Tages mit sehr ungleichen Empfindungen. Der Graf, um seinem Zorne Genüge zu thun, und einem von ihm schwer beleidigten Manne die Freyheit — sein einziges und letztes Gut — zu entreißen; Rosalie, um von der Flucht des nämlichen Mannes zu hören. Sie vernahm, wie ihr Vater seine Befehle ertheilte; sie sah mit klopfendem Herzen die Beauftragten

über die Zugbrücke gehen. Aengstlich harrte sie hinter dem Fenster. Nach kurzer Frist kamen jene Diener der Ungerechtigkeit zurück, und das laute Schelten des Grafen verkündigte das Mislingen seines Planes. Rosaliens Herz bebte vor Freude und Angst. Und als sie am Mittag dem düstern', schweigenden Vater gegenüber saß, wagte sie nicht, die schüchternen Blicke zu ihm aufzuheben, und ihre Brust zitterte unaufhörlich bey dem Bewußtseyn einer Schuld, über die sie doch in ihrem Innersten jubelte. Der Graf ahnete nichts. Indem er aber dem Verschwundenen nachspüren ließ, wurde ihm hinterbracht, daß La Sery um Mitternacht eine Botschaft durch ein Mädchen erhalten habe, das im Schlosse aus- und einzugehen pflege, und sich kurz darauf entfernt habe. Jetzt erkannte der Graf, daß er einen Verräther in seiner Nähe habe, und indem er die Spur verfolgte, entdeckte er die Theilnahme seiner Tochter.

Es ist nicht nöthig den Zorn zu schildern, der ihn bey dieser Entdeckung ergriff. Rosalie wußte noch nichts; aber als ihr Vater in ihr Zimmer trat, verkündigten seine flammenden

Augen und die zitternden Lippen das, was geschehen war. Sie erblaßte; aber während ihr Vater nach dem Anfange der Rede suchte, und dem Zürnenden die Worte flohen, fand sie Zeit, sich zu sammeln; und als er sie fragte, was sie veranlasse, mit seinen Feinden gemeinsame Sache gegen ihn zu machen? antwortete sie mit ruhiger Fassung: Nicht gegen ihn habe sie gehandelt, sondern für ihn, um, so viel in ihren Kräften stände, ein Unrecht abzuwehren, das er sich in Kurzem selbst vorwerfen würde. „Ich habe," setzte sie hinzu, „bey dieser Handlung, die ich nicht ableugnen will, mit der größten Sicherheit auf Ihre Verzeihung gerechnet; und wie auch Ihr Gefühl in diesem Augenblicke seyn mag, so müßte ich meinen edeln Vater nicht kennen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß, hätt' ich anders gehandelt, er mich einst selbst deshalb tadeln würde." — Rosalie sprach diese Worte mit Bescheidenheit, ja, mit Demuth aus; aber sie stand aufrecht vor ihrem Vater, in dem Bewußtseyn ihres Rechtes, und ihre Blicke ruhten mit freyer Heiterkeit auf seinem düstern Angesichte. Ihre holde Anmuth

rührte ihn nicht. So hatte ja auch bisweilen ihre Muter vor ihm gestanden, bescheiden, holdselig und sanft, und doch hatte er sie mit ungerechtem Zorne niedergedonnert, und mit dem harten Stolze, der Unrecht nur in andern findet, nie in sich erkennt, schonungslos das zarte Gewebe ihres schönen und edeln Lebens zerstört. So warf der Graf auch jetzt der Tochter gegenüber Flammen des Zornes aus, und schwor, nicht zu rasten, bis er ihre frevelhafte Absicht zerstört, den versteckten Meuchelmörder in seinem Schlupfwinkel aufgespürt und den Händen der Gerechtigkeit überliefert habe. Seiner Tochter aber gebot er, bis auf Weiteres, in ihrem Zimmer zu bleiben. Auch vom Kloster sprach er, und von Verbannung und Gefangenschaft, und was ihm sonst noch sein ungestümer Zorn eingeben mochte.

Als Rosalie sich wieder allein sah, sank sie, im Innersten erschüttert, blaß und zitternd, an dem Sopha nieder, und Ströme von Thränen ergossen sich über ihre Wangen. Sie hätte wohl jetzt selbst nicht sagen können, wem diese Thränen galten; ob mehr ihrem Vater und

seiner Ungerechtigkeit, oder dem verfolgten Geliebten, oder ihren eignen vernichteten Hoffnungen. Sie wußte nur allzu gut, daß ihr Vater nichts unterlassen würde, um seinen Schwur zur Erfüllung zu bringen; und wenn ihm dieses gelingen, wenn La Sery der Freyheit beraubt werden sollte, so hatte auch das Kloster nichts Schreckliches für sie. Aber alle Möglichkeiten des Unglücks bis zu diesem letzten traurigen Hafen hin lagen vor ihr wie ein stürmendes Meer, und indem sie in den schwarzen, kochenden Abgrund hinabsah, schienen immer neue Scenen des Schreckens und quälende Gestalten der Furcht aus seinen Wirbeln aufzusteigen. La Sery's bleiche Gestalt war unter alle gemischt; mühsam kämpfte er gegen die Wellen; er schien die Arme nach ihr auszustrecken, und da sie umsonst sich quälte, ihn zu erreichen, sah sie ihn erblaßt und jeder Kraft beraubt, untergehn. Verweile, rief sie aus, in das Bild ihrer Phantasie versunken, verweile, Geliebter! ich folge dir nach. Ich kann nicht leben ohne dich; aber mit dir schreckt mich der Tod nicht! —

Während nun der Graf seine Absicht mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, verfolgte, begleitete Rosalie den Geliebten mit den Gedanken ihrer Liebe. Ihre Verweisung von dem Angesichte ihres Vaters dauerte noch fort; aber sie unterließ keinen Tag, im Geiste jeden Ort zu besuchen, der von ihrer Liebe sprach, und vor Allem die verschwiegenen Schatten, wo sie an dem glücklichsten und unglücklichsten Tage ihres Lebens den heiligen Bund der Liebe geschlossen hatte. Und wenn sie dann bey diesen Wanderungen in ihrem Herzen den Schwur wiederholt hatte, sich durch keine Gewalt von ihrer ersten Liebe scheiden zu lassen, fühlte sie sich stärker, die Leiden zu ertragen, die ihr das Schicksal und der Wille ihres strengen Vaters möchte beschieden haben.

So waren einige Tage vergangen, als die Nachricht eintraf, daß La Sery entdeckt und ergriffen sey. Die Nachricht war falsch; aber der Triumph des Grafen war nicht geringer, als ob er an der Spitze eines Heeres die Feinde seines Königs besiegt hätte. Rosalie wurde zu ihm berufen. Er kündigte ihr an, daß sie jetzt

ihrer Gefangenschaft entlassen sey, da er nach La Sery's Verhaftung nichts mehr von ihren Ränken zu fürchten habe, und befahl ihr zugleich, sich bereit zu halten, den Marquis de la Chetardie, den er ihr zum Gemahl bestimmt habe, bey sich zu empfangen. „Die Sache," setzte er hinzu, „ist unter uns so gut als abgeschlossen; nur Deine Einwilligung fehlt, und daß Du diese nicht verweigern wirst, darf ich mit desto größerer Zuversicht erwarten, da Du ein großes Unrecht gut zu machen hast. Der Herr Marquis ist nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre — es ist wahr — aber diese Verbindung ist in jeder andern Rücksicht so glänzend und vortheilhaft, daß es Unsinn wäre, sich nur einen Augenblick zu bedenken."

Rosalie war von diesem doppelten Schlage wie vernichtet. Ihre Füße zitterten unter ihr; ihre Sinne verwirrten sich; und ohne zu wissen, was sie that, sank sie zu den Füßen ihres Vaters nieder. Er trat zurück; sie fiel auf ihre Hände, und die blonden Locken ergossen sich aufgelößt um Stirn und Wangen bis zur Erde herab. — „Wozu diese Scenen?" rief ihr Vater.

„Dieses Schloß ist keine Bühne; und wenn das Fräulein von Nogaret eine Romanheldin seyn will, so kann ihre Geschichte statt mit der Vermählung, in einem Kloster ausgehn." — Dann rief er den Kammerfrauen, um seine Tochter nach ihrem Zimmer zurückzuführen.

Ein Uebel, dem man Widerstand thun kann, verliehrt den größten Theil seines Schreckens, sobald der Entschluß zum Widerstande gefaßt ist. Rosalie schwankte keinen Augenblick. Nichts in der Welt sollte sie bewegen, eine so verhaßte Verbindung einzugehn, und sie war sich ihrer kindlichen Gesinnungen zu gut bewußt, um in diesem Widerstande eine Empörung gegen das väterliche Ansehn zu finden. Diese Sache störte ihre Ruhe nicht. Aber La Sery's Schicksal setzte sie in Verzweiflung. Die Falschheit der Nachricht wurde ihr nicht bekannt. Und schon befand sich der Geliebte wieder in ihrer Nähe, als sie ihn noch hinter unzugänglichen Mauern suchte, und unausführbare Plane für seine Rettung entwarf.

Wir haben oben gehört, daß sich La Sery auf den Rath und mit Hülfe seiner Freunde

verborgen hielt. Da aber sein Verfolger unermüdlich war, und kein Geld schonte, um die Aufmerksamkeit der Laurer zu schärfen, so sah er sich mehr als Einmal genöthigt, seinen Aufenthalt zu verändern, ohne sich doch je einer vollkommnen Sicherheit erfreuen zu können. Ein muthiges Herz stählt sich leicht gegen drohende Gefahr; aber ein unbestimmtes, ungewisses, langumherziehendes Uebel reibt auch den entschlossensten Muth auf. La Sery, zugleich von den Wunden gekränkter Ehre und einer hofnungslosen Liebe gequält, fand seine Lage nach wenigen Tagen eben so trostlos als unwürdig; und da er alle seine Verhältnisse zerstört sah, faßte er den raschen Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, und jenseits des Meeres, wo er seine Laufbahn angefangen hatte, ein neues Glück oder frühzeitigen Tod zu suchen. Aber eh' er von der Heimath schied, wollte er noch Einmal die Geliebte sehn. Er wollte, wenn er auch darüber zu Grunde gehen sollte, sein Leben noch mit einem hellen Augenblicke von Seligkeit schmücken, eh' er in das trostlose Dunkel einer freudenleeren Zu-

kunft einträf; und gern Freyheit und Leben auf das Spiel setzen, um nur Rosalien noch Einmal zu sagen, wie sehr er sie liebe, und noch Einmal von ihren Lippen den Schwur der Treue zu hören. Mit diesem Vorsatze verließ er in veränderter Kleidung Paris, und indem er die Nacht hindurch ritt, langte er nach Tages Anbruch in der Nähe des Schlosses an. Glück und Liebe begünstigten ihn. Während im Schlosse die Ankunft des Marquis erwartet wurde, die Diener gegen einander liefen, der Graf sich mit dem Prokurator über die Ehepakten besprach, und Mamsell La Fitte den Putz der jungen Gräfin zusammenordnete, irrte diese selbst in den Gebüschen des Parks umher, und weilte an der Stelle, wo noch Spuren ihres Nahmenzugs von La Sery's Hand im Sande übrig waren. Da rauschte etwas in den Büschen, und er lag zu ihren Füßen, und zwey liebende Herzen ergossen sich gegen einander in schmerzlicher Freude. Die Augenblicke waren gezählt. Wenn sie ihn jetzt, den so fest Umschlungenen, aus ihren Armen ließ, so riß die nächste Stunde schon eine Kluft ewiger

Trennung zwischen ihnen auf, aus der neue Verfolgungen, wie quälende Gespenster, emporstiegen. Die Nähe der Gefahr entflammte ihren Muth. „Wenn mich,“ sagte sie, „mein Vater von seinem Herzen stößt, um mich einem verhaßten Manne zu überantworten, oder in den Kerker eines Klosters einzusperren, warum soll ich zaudern, dem Rufe der Liebe zu folgen, die — ich weiß es gewiß — durch den Segen meiner verewigten Mutter geheiligt ist? Die Ungerechtigkeit meines Vaters, und ein Zorn, der kein Maaß hält, vertreibt Dich aus der Heimath. Soll die Tochter dieses Unrecht nicht gut machen? Wohlan denn — sie theilt Deine Verbannung; und was Dir auch das Schicksal auferlegen mag, ich will es mit Dir ertragen.“

Mit diesen Worten fiel sie von Neuem in die Arme des Entzückten. Der Bund der Liebe wurde auf das Feyerlichste beschworen, und der Plan zur Flucht für den Abend entworfen. Mit wie ganz andern Gefühlen kehrte jetzt Rosalie zu ihrem Zimmer zurück! Sie hatte es trostlos verlassen; jetzt fürchtete sie nichts mehr.

War doch der Geliebte frey! war er doch ihr nah! waren doch seine Arme zu ihrer Rettung geöfnet!

Mamsell La Fitte, die unterdessen den Putz der schönen Gräfin zusammengelegt hatte, und ihre Rückkehr mit Ungeduld erwartete, war nicht wenig verwundert, ihre Stimmung so verändert zu sehn. Statt, wie vorher, jede Erinnerung an die Bestimmung dieses Tages mit Abscheu von sich zu stoßen, ließ sie sich mit so vieler Bereitwilligkeit schmücken, als ob sie den Beyfall des erwarteten Bewerbers wünschte. Sie fügte sogar selbst noch diesen und jenen Schmuck zu ihrem Putze hinzu, und konnte gar nicht müde werden, den reichen Schatz von Juwelen durchzumustern, den sie dem Vermächtnisse ihrer Mutter und der Freygebigkeit ihres Vaters dankte. So kam die Zeit herbey, wo die Ankunft des Marquis erwartet wurde. Schon lange stand der Graf am Fenster und sah nach der Landstraße aus, und ein Diener nach dem andern kehrte von dem Belvedere des Daches zurück, ohne etwas von einem Wagen entdeckt zu haben. Ein halbes Dutzend

hungriger Gäste ging einsylbig neben einander hin, und bewunderte und verwünschte die Saumseligkeit des zögernden Brätnigams. Alles war verstimmt; der Graf riß immer unmuthiger an dem rothen Bande, und Rosalie verbarg mit Mühe ihre unruhige Hofnung. Endlich erschien ein Diener auf einem schwerfälligen Rosse, und brachte die Nachricht, der eilende Postillion, von der Ungeduld des Herrn Marquis gespornt, habe beym Herabfahren von einer Höhe einige Stunden vom Schlosse den Wagen umgeworfen, und obgleich kein andres Unglück geschehen, so sey doch der Herr Marquis so heftig an den podagraischen Fuß gestoßen worden, daß ihm die Schmerzen nicht sogleich erlaubten, seine Reise fortzusetzen. Die Anwesenden beklagten dieses Mißgeschick mit anständiger Theilnahme, während sie sich im Stillen mit dem Troste erfreuten, daß nun doch der Mahlzeit nichts weiter im Wege stehe. Aber kaum hatte man sich gesetzt, als der Graf anzuspannen befahl, weil er sich selbst von dem Befinden des Herrn Marquis unterrichten und ihm seine Theilnahme bezeigen

wollte. Auch hatte er kaum einige Bissen gegessen, als er sich, von Ungeduld getrieben, in den Wagen warf, und dem Kaplan ihn zu begleiten befahl, der noch beym Scheiden einen Blick der Sehnsucht auf die reichbesetzte Tafel und die dampfenden, für ihn verlohrenen Schüsseln warf.

Von Rosalien wurde dieses Ereigniß mit Recht als eine glückliche Vorbedeutung angesehn. Eine peinliche Scene wurde ihr dadurch erspart, und die Abwesenheit ihres Vaters, der vor Anbruch der Nacht nicht zurückkehren konnte, erleichterte ihre Flucht. Da sich also die Sonne dem Untergange näherte, die Gäste sich zerstreut, oder am Spieltische Platz genommen hatten, schob Rosalie ihren Schmuck und was sie an Baarschaft besaß in die Tasche, und eilte mit klopfendem Herzen, in ihren Mantel gehüllt, dem Platze zu, wo La Sery ihrer mit dem Wagen harrte. Er hob die Bebende schweigend hinein; sie überließ ihm ihre zitternden Hände, und der Wagen flog auf der Landstraße der nächsten Gränze zu.

Die Flüchtigen hatten etwa eine Stunde Wegs zurückgelegt, ohne mehr als einzelne Worte und Seufzer gewechselt zu haben, als in der Dunkelheit der sternleeren Nacht ein entgegenkommender Wagen mit dem ihrigen zusammenstieß. Die Postillione geriethen in Wortwechsel; von Worten kam es zu Drohungen, und bald vernahm Rosalie durch das Geschrey der Zankenden hindurch ihres Vaters donnernde Stimme. Sie erblaßte und sank bewußtlos zurück. Unterdessen verließen die Diener des Grafen ihre Sitze, um ihrem Kutscher Hülfe zu leisten, welcher La Sery's Postillion unterlag. Da sprang La Sery heraus, riß die Kämpfenden von einander, warf den Einen der Diener in den Graben, den Andern zu Boden, und drohte, Jeden, der ihn aufhalten würde, mit dem Degen niederzustoßen. Wir wissen nicht, ob der Graf La Sery's Stimme erkannte; aber er würde sich ihm widersetzt und den Degen gegen ihn gezogen haben, wenn nicht der Kaplan seine Knie umklammert, und ihn so lange zurückgehalten hätte, bis La Sery wieder

in seinen Wagen zurückgekehrt und mit verdoppelter Eile davon gejagt war.

Rosalie lag noch ohne Bewußtseyn auf ihren Knien mit verhülltem Angesicht, und als sie in das Leben zurückkehrte, überließ sie sich einem gränzenlosen Schmerze. Jetzt erst trat das Bild der Verbannung vor ihre Seele. Sie hatte die Stimme ihres zürnenden Vaters gehört, und nie sollte sie nun wieder Worte des Versöhnten und Liebenden hören. Sie vergaß sein Unrecht, und dachte nur an das ihrige, und wenn La Sery sie bey ihrer Liebe beschwor, ihren Schmerz zu mäßigen, war es ihr oft, als ob sie seine Schwüre nicht hören dürfte. So verstrich die Nacht. Als aber der Morgen hell und klar am Himmel heraufstieg, und der Wagen über die Rheinbrücke rollte, und das schöne Land von Frankreich nun hinter ihnen lag, da warf sie sich mit einem Strome von Thränen in die Arme des Geliebten, raffte die gesunkenen Kräfte zusammen, und sagte: „Jetzt bist Du mir Vater und Vaterland, Freund und Gemahl. Alle Hofnung meines Lebens ist an Dich geknüpft; aber wenn Du nur niemals

die Schrecknisse der Nacht vergißt, die jetzt hinter uns liegen, in denen nur die Liebe mein fliehendes Leben zurückhielt, so wird mich dieser dreiste Schritt nie gereuen." — Und nachdem sie so gesprochen, und La Sery aus der Fülle eines glühenden Herzens die Schwüre der zärtlichsten und treusten Liebe ausgesprochen hatte, da trocknete sie ihre Thränen und sagte, nach der Heimath gewendet: „Nun lebe denn ewig wohl, theures, geliebtes Vaterland! Eine neue Heimath hat mich aufgenommen, und bietet, was du nicht konntest, der rechtschaffensten Liebe eine sichre Freystatt an. Und nun werfe ich die Last meines Schmerzes von mir. O, möchte doch auch mein Vater seines Zornes Herr werden, und in den Tugenden seines Sohnes reichen Ersatz für die verlohrne und verstoßne Tochter finden!" —

Erst jetzt überließen sich die Fliehenden dem frohen Gefühle der Rettung, und setzten, nachdem in dem ersten deutschen Orte die Kirche den Segen über ihren Bund gesprochen hatte, ihre Reise langsamer fort. Den Vorsatz, über das Meer zu fliehen, hatte La Sery von dem

Augenblicke an aufgegeben, wo sich Rosalie zu seiner Begleiterin erboten hatte. Ihre Wahl hatte zwischen Deutschland und Belgien geschwankt; aber das anmuthige Land zwischen dem Main und der Donau hielt sie fest. Auch die deutsche Sitte, das stille und sichre Leben, die Arbeitsamkeit des rechtschaffenen und nüchternen Volkes zog sie an. Warum weiter suchen, sagte La Sery, was hier oder nirgends ist? — Ein mäßiger Landsitz in einer lachenden und fruchtbaren Gegend bot sich ihnen zum Kauf an; und da das Gut von seinem bisherigen Eigenthümer vernachlässigt worden war, so wurde der Kauf unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen. La Sery war der Landwirthschaft nicht unkundig, und da er sich jeder Sache mit Eifer annahm, die Weise des Landes in Kurzem faßte, und sie durch eigene Einsicht verbesserte, so hatte er bald die Freude, sein Gut in allen Theilen gedeihen, und seine Anstrengungen durch reichen Gewinn belohnt zu sehen.

Ein Bund, den die Liebe geknüpft hat, wird durch die Einsamkeit und in einem frem-

den Lande unauflöslich fest gezogen. Kein Paar konnte in Sinn und Willen einiger seyn, als Rosalie und La Sery waren, und sie wären ohne alle Ausnahme glücklich gewesen, hätte Rosalie ihren Vater vergessen, oder ihr Herz von jedem Vorwurfe befreyen können. Sobald sie sich in Sicherheit wußte, hatte sie an den Grafen geschrieben, die Ursache ihrer Flucht erzählt, und ihn um Vergebung ihres raschen Schrittes angefleht. Dieser Brief wurde keiner Antwort gewürdigt. Ein zweyter, ein dritter hatte das nämliche Schicksal. Als sie endlich zum vierten Male, noch flehender, als vorher, und noch demüthiger geschrieben hatte — es war vor ihrer ersten Niederkunft — kam eine Antwort, aber nicht von des Vaters Hand, sondern von seinem Geschäftsträger. Jede Wiederholung der Bitte wurde zurückgewiesen. Nicht einmal öfnen würde der Herr Graf den Brief seiner Tochter, wenn sie sich wiederum erkühnen würde, seinen untilgbaren und gerechten Zorn durch ihre Handschrift von Neuem zu reizen.

Mit tiefer Trauer trug die Gute den großen Schmerz. Gern hätte sie ihn vor dem

geliebten Manne verschleyert; aber welches Gefühl hätte ihr Herz bewegen können, das er nicht in seiner eignen Brust geahnet und mitgefühlt hätte? Konnt' er auch die Dornen nicht aus ihrem Busen ziehn, so konnte doch seine zärtliche Sorge ihre Widerhaken abstumpfen, und lindernden Balsam auf ihre glühenden Wunden träufeln. Wie hätte sie es bereuen können, diesem Manne gefolgt zu seyn? oder wie mochte sie sich es vorwerfen, das ungerechte Schicksal eines solchen Mannes durch ihre Theilnahme zu erleichtern?

* * *

Eine Reihe von Jahren war jetzt vergangen; Söhne und Töchter, ihren Aeltern an Anmuth gleich, blühten neben ihnen auf, und die gemeinsame Erziehung dieser theuern Pfänder gab ihrem Leben einen noch höhern Reiz. Vom Glücke begünstigt, sahen sie ihren Wohlstand von Jahr zu Jahr wachsen; ihre Besitzungen vermehrten sich, und das kleine Gut, ihre erste Freystatt, wurde mit einem weit ansehnlichern vertauscht, dessen Umgebungen dem ersten nicht nachstanden. Während sie sich hier eines un-

gestörten Friedens erfreuten, begann jenseits des Rheins die neue Schöpfung, die sich aus einem Chaos der Verwüstung entwickeln sollte. Die Grundfesten eines Gebäudes, welches dreyzehn Jahrhunderte aufgeführt hatten, wurden zerstört, und seine Trümmern zermalmten Alles um sich her, was bisher für groß und würdig gegolten hatte; die Säulen des Thrones erbebten; die Uebermacht der Vorrechte schwand der Gewalt, und die Höhen, auf denen bisher Geburt und Rang gethront hatten, wurden der Ebene gleich. Ein Theil des Adels, um der Vermischung mit dem Volke zu entgehn, verläßt den heimischen Boden, und entzündet, von Rachsucht durchglüht, bey den Fremden einen zerstörenden Krieg gegen das eigene Vaterland. Aber in dem Innern des empörten Landes entzündet die Nähe der Gefahr glühenden Zorn; zahllose Heere werfen sich den Feinden der neuen Schöpfung entgegen, und, nach manchem Auf- und Absteigen der Wellen des Krieges, zwingen die siegreichen Fortschritte der Republik die unglücklichen Flüchtlinge, ihre unsichern Freystätten an dem Rhein und der

Mosel zu verlassen, und in dem Innern von Deutschland Zuflucht zu suchen.

Bis jetzt war an den Ufern des Mains das Rollen des Ungewitters nur von Fern vernommen worden; aber auch dieses war hinreichend, Rosaliens Herz mit quälender Unruhe zu erfüllen. Wenn sie sich schon Glück wünschen durfte, den Stürmen entgangen zu seyn, die ihr Vaterland verheerten, so konnte sie doch nicht ohne Schmerz an die Schrecknisse denken, die wie ein furchtbares Ungewitter über der geliebten Heimath hingen und ihren Boden erschütterten, nicht an das unbekannte Schicksal ihrer Freunde, und an die beyspiellosen Greuel, die den französischen Nahmen befleckten. La Sery — den wir noch immer mit diesem uns einmal bekannten Nahmen nennen, ob er jetzt gleich den Nahmen seines Gutes angenommen hatte — theilte seiner Gattin nicht alles mit, was er erfuhr; aber auch das Kleinste, was zu ihren Ohren kam, führte dem alten Schmerze um den erzürnten, jetzt vielleicht unglücklichen und verarmten Vater neue Nahrung zu.

Um die Zeit, wo nach dem Siege bey Fleurüs der Strom der republikanischen Heere sich unaufhaltsam über die Niederlande und die westlichen Provinzen von Deutschland ergoß, war La Sery in die Stadt geritten, um Neues zu hören, während Rosalie mit Sophien, ihrer ältesten Tochter, dem Ebenbilde der Mutter, einen Nachbar besuchte, mit dessen einzigen Sohn und Erben Sophie versprochen war. Klarisse, die zweyte Tochter, war mit ihren jüngern Geschwistern, Rosalinde und Moritz, zu Hause geblieben, und flocht mit ihrer Hülfe im Garten einen Kranz von Herbstblumen, womit sie Sophien bey ihrer Zurückkunft schmükken wollten. Zu dieser fröhlichen Arbeit sang sie ein französisches Lied, das sie von ihrer Mutter gelernt hatte, und in welchem eine Hirtin das Glück ihres beschränkten, harmlosen Lebens preißt. Während sie diese Zeilen zum zweyten oder dritten Male wiederholte, öfnete sich die Gartenthür, und ein hagerer Mann trat herein, in einen grauen unscheinbaren Ueberrock gehüllt, auf einen Krückenstock gestützt, mit dem er den Weg vor sich her er-

forschte, wie Einer, der nur wenig und dunkel sieht. „Ist es erlaubt?“ sagte er, indem er hereintrat; und in diesem Augenblicke sprang Klarisse auf, schüttelte die Blumen aus dem Schooße, und lief dem Greise entgegen, um ihn zu fragen, was zu seinen Diensten sey. — „Mich dünkte,“ sagte der Fremde in französischer Sprache, „ich hörte hier Jemanden französisch singen, und da ich mich mit meinem Fuhrmanne nicht verständigen kann, so bin ich abgestiegen, um mir hier einen Dolmetscher zu suchen. Wollen Sie mir wohl, wenn Sie die Sängerin sind, wie ich vermuthe, diesen Dienst erzeigen?“ — „Mit vielem Vergnügen,“ antwortete Klarisse, „aber ich hoffe, daß Sie die Güte haben, näher zu treten und hier ein wenig auszuruhn.“ — „Sind Sie allein hier, mein artiges Kind?“ erwiederte der Fremde, indem er näher trat. — „Meine Eltern sind gerade nicht zu Hause,“ versetzte Klarisse; „aber sie werden ganz in Kurzem zurückkommen, und sie würden mir es nicht vergeben, wenn ich einen Landsmann — denn das sind Sie doch gewiß — nicht zu uns eingeladen hätte.

Bey diesen Worten faßte Klarisse den Fremden bey der Hand, geleitete ihn zu einem Sitze unter der Laube, und kehrte dann nach der Gartenthür zurück, um den Fuhrmann herbeyzuwinken, der in einer kleinen Entfernung auf der Landstraße wartete. Bey dem aber hielt schon La Sery. Das dürftige Fuhrwerk, ein niedriger Karren, mit einer hölzernen Bank, über die ein Stück Linnen auf Reifen gezogen war, ein Koffer von geringem Umfange und ein abgetragenes Felleisen darauf, hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und er hörte von dem Fuhrmanne, daß dieses die Equipage eines alten Emigranten sey, der so eben in dem Garten eingesprochen, und mit dem er sich nicht verständigen könnte. Es war dieses der erste Ausgewanderte, der in jene Gegend kam, und der Anblick dieser ärmlichen Umgebung — vielleicht die letzte Habe eines vordem reichen und vornehmen Mannes — gab ein sprechenderes Bild von dem schrecklichen Wechsel der alten Verhältnisse, als alle Beschreibungen hätten geben können. La Sery sprang sogleich vom Pferde, schickte Kla-

rissen in das Haus, um für einige Erfrischungen zu sorgen, und eilte nach der Laube, in welcher der Fremde Platz genommen hatte. Dieser stand bey La Sery's Annäherung sogleich von seinem Sitze auf, ging ihm einige Schritte entgegen, und bat um Entschuldigung: Die Töne meiner Landessprache, setzte er hinzu, haben mich hierher gelockt, und die Einladung eines liebenswürdigen Kindes, das mir seinen Beystand als Dolmetscher versprochen hat. — Dann, nach dem Wechsel der ersten Worte, sagte er: Sie sind ein Franzos? Aber wohl schwerlich einer der Unglücklichen, die, von ihrem entehrten Vaterlande ausgestoßen, in der Fremde umherirren, unverstanden und unbemitleidet, während das Verbrechen bey ihren Gütern schwelgt.

Während der Fremde so sprach, faßte ihn La Sery fester in die Augen. Bekannte Töne hatten ihn aus seiner Stimme angesprochen, und auch die Züge der verwitterten Gestalt waren ihm nicht fremd. Indem aber seine Vermuthungen sich noch schwankend hin und her bewegten, setzte er das Gespräch fort, von

seiner eignen Geschichte nur so viel verrathend, daß er in der Fremde das Glück gefunden, das ihm in seinem Vaterlande misgünstig gewesen sey. — Da wird unser Loos schwerlich zusammentreffen, sagte der Fremde. In der Heimath, wie im Auslande, blüht kein Glück mehr für mich. Aber ich würde mich über über mein Schicksal trösten, wenn nicht mein Vaterland ohne Rettung zu Grunde ginge, indem es die Blüthe seiner edelsten Söhne von sich stößt. —

Diese Worte des tiefbewegten Mannes waren von einem eigenthümlichen Zuge des Mundes und einer charakteristischen Bewegung des Hauptes begleitet, welche La Sery's Ahnung augenblicklich klar machte. Er zweifelte jetzt schon nicht mehr, und als er mit klopfendem Herzen fragte, wen er die Ehre habe, bey sich zu sehn, hörte er den Nahmen des Grafen von Nogaret, seines Feindes.

Klarisse hatte jetzt Erfrischungen herbeyschaffen lassen, und da La Sery erfuhr, daß seine Frau so eben nach Hause zurückgekehrt sey, überließ er Klarissen die Unterhaltung des

Grafen, und eilte, nach einer Entschuldigung, Rosalien von dem Ereignisse zu unterrichten, das sie so nahe betraf. Sie empfing ihn mit der heitersten Miene. „Ich habe, sagte sie, das Versprechen geben müssen, Dich zu etwas zu bereden, das Dir schwer fallen wird. Unser ungeduldiger Gustav wollte mich nicht entlassen, wenn ich ihm nicht verspräche, seinen Hochzeittag für den nächsten Monat festzusetzen. Die Zeiten würden immer unruhiger, immer stürmischer, sagte er. Ueberall schwärmten Ausgewanderte umher, und er könne nicht ruhig seyn, so lange er seine Sophie noch frey sähe. Ich habe ihn zwar sehr gescholten, fuhr sie fort, und Sophie noch mehr, als ich; aber ich mußte doch zuletzt nachgeben. — Was hast Du aber? Du bist so unruhig.“

„Vielleicht aus eben dem Grunde, antwortete La Sery, aus dem Gustav es ist. Wie, wenn wir eben so einen Besuch bekommen hätten — denn ein Landsmann —“

In dem Augenblicke kamen Moritz und Rosalinde hereingesprungen. Der fremde Mann ist gar böse, sagte Moritz. — Böse? und

warum? — Ja, wir wissen es nicht. Aber es war so. Rosalinde nahm aus dem Blumenkorbe drey weiße Lilien, legte sie ihm auf den Schooß, und sagte: Da, guter Mann! Und er nahm die Blumen und küßte sie, und streichelte Rosalinden. Da wollt' ich ihm auch eine Freude machen, holte drey wunderschöne große Astern, drückte sie ihm in die Hände, und sagte dazu: Hier hast Du noch drey Blumen, die sind noch viel besser und schöner: eine blaue, eine rothe und eine weiße. — Da wurde er nun mit Einem Male so böse; zerriß die Blumen, warf sie auf die Erde, und sah mich recht grimmig an. Und nun will er fort, und der Fuhrmann auch, weil es schon spät sey.

La Sery lächelte. Er verstand den Zorn des Fremden gegen die unschuldigen Blumen mit den verhaßten Farben, und schickte Sophien an ihn mit der Bitte, es sich die Nacht hier gefallen zu lassen. „Den Fuhrmann, sagte er zu Moritz, laß ausspannen und sein Pferd in den Stall ziehn."

„Der Fremde, fuhr er zu Rosalien fort, den Moritz, ohne zu wissen, wie, zum Zorne

gereizt hat, ist ein Landsmann, ein Ausgewanderter, ein alter, vom Unglück gebeugter Mann, den wir nicht so von uns lassen können. — Gewiß nicht, erwiederte Rosalie; aber warum führen wir ihn nicht sogleich herein? Der Tag sinkt; die Luft möchte ihm draußen zu kühl werden. — —"

„Nur einen Augenblick Geduld, versetzte La Sery, indem er sie leise zurückhielt. Es könnte seyn, daß dieser Landsmann nicht von uns erkannt seyn, oder daß er uns nicht kennen wollte." — Rosalie sah ihren Mann mit großen Augen an. „Es ist mein Vater! rief sie plötzlich aus. Ganz gewiß ist er es, und Gott hat seine Schritte hierher geleitet. — O, sprich, Lieber, und sage mir, daß ich mich nicht irre."

„Du irrst nicht, versetzte La Sery; es ist Dein Vater, und eben sein Anblick hat mich so wunderbar bewegt. Er wird Dich nicht erkennen, wie er auch mich nicht erkannt hat — denn das Alter hat seine Augen getrübt — aber was es Dich auch kosten mag, bezwinge

Dein Gefühl, wie ich das meinige bezwungen habe.“

Rosaliens Herz war heftig bewegt. Angst, Furcht und Freude wogte auf und ab; aber immer drängte sich die Freude durch, und sie rief einmal über das Andre: „Mein Vater ist bey mir! Ich soll meinen Vater in seinem Alter pflegen! Ich soll mich mit meinem Vater versöhnen! —“ Und als La Sery in den Garten gegangen war, um den Grafen hereinzuführen, warf sie sich auf die Knie, und dankte Gott für die Erfüllung ihres einzigen, ihres heißesten Wunsches.

Bey dem Anblicke des greisen Vaters aber, der, von Alter und Gram gebeugt, sich kaum noch gleich sah, er, der sonst sein Haupt so aufrecht trug, war sie ihres überwallenden Gefühles nicht Herr. Zu sprechen wagte sie nicht; die Töne hätten die mühsam gehemmten Thränen entbunden; aber das konnte sie sich nicht versagen, an Klarissens Stelle zu treten, und die wankenden Schritte des halberblindeten Vaters zu stützen. Er hatte die Einladung des schönen und freundlichen Mädchens ange-

nommen, und Sophie war schon beschäftigt, das heiterste Zimmer des Hauses zu lüften, und mit allen Bequemlichkeiten zu versehen, die sein Alter wünschen mochte. Auch die jüngern Geschwister halfen dabey, während sich Klarisse, als die älteste Bekannte des Fremden, immer in seiner Nähe hielt. Gastlichkeit war die Sitte des Hauses, und eben so, wie die Gutmüthigkeit, das Wohlwollen und die stille, bescheidene Weise, von den Aeltern auf die Kinder übergegangen. Wie nah dieser Mann sie angehe, ahneten sie nicht. Auch der Gast ahnete nicht, daß diese freundlichen Kinder, die, jedem seiner Bedürfnisse zuvorkommend, in der Sorge für ihn wetteiferten, die Kinder seiner verstoßenen Tochter waren.

Der Gegenstand, welcher jetzt ausschließend alle Gemüther beschäftigte, die Angelegenheiten Frankreichs und die Fortschritte seiner Heere, boten bald Stoff des Gesprächs. Der Graf sprach mit Heftigkeit über die Grundsätze, aus denen, wie er meinte, das Unheil seines Vaterlandes erwachsen sey, über die muthwilligen Zerstörer des Alten, über den Unfug der Neue-

rer, und mit nicht geringerer Bitterkeit über die, welche die auflodernde Flamme nicht in Zeiten durch Gewalt unterdrückt hätten. Die schwache Milde des unglücklichen Königs, die Treulosigkeit der Ueberläufer von der guten Sache zu den Fahnen der Rebellion, die Zwietracht der Verbündeten, den schlechten Zusammenhang ihrer Unternehmungen, und die mistrauische Zurücksetzung der Ausgewanderten — Alles das griff er mit schonungsloser Heftigkeit an. La Sery stimmte in Einiges, Anderm widersprach er nicht, und indem er seine abweichenden Gesinnungen zurückhielt, schmeichelte sich der Graf, einen durchaus Gleichgesinnten, und einen treuen Anhänger dessen, was er die gute Sache nannte, in ihm gefunden zu haben.

Rosalie, die keinen Blick von ihrem Vater wendete, sah mit froher Bewegung den Schein eines Einverständnisses entstehn, das die beste Vorbedeutung für die Erfüllung ihrer Wünsche zu haben schien, und erwartete mit banger Ungeduld, daß sich das Gespräch auf die besondern Verhältnisse des befreundeten Gastes wenden werde. Sie harrte den ersten Abend

und den nächsten Tag umsonst. Der Graf floh die Erinnerungen an den Glanz seines Hauses, wie das an die Finsterniß gewöhnte Auge das Sonnenlicht flieht, und wich jeder Erwähnung seiner Familienverhältnisse aus. Nur der Gefahren gedachte er, die seine Flucht begleitet, und der quälenden Täuschungen, die ihn, so wie Andre seiner Unglücksgenossen, seit ihrer Auswanderung unaufhörlich verfolgt hatten. Dann aber sank er in ein finsteres Schweigen; seine Blicke hefteten sich auf den Boden, und er schien in den Abgrund eines hofnungslosen Kummers hinabzuschauen.

Auf diese Weise vergingen mehrere Tage, ohne, daß man sich einer Erklärung genähert hätte; und so groß Rosaliens Sehnsucht war, ihrem Vater an die Brust zu fallen, so mußte sie doch den Gründen ihres Mannes nachgeben, der bey der Stimmung des Grafen den Erfolg der Erkennung für allzu ungewiß hielt. Hatte sie doch erlangt, daß er nicht mehr von der Abreise sprach; daß er sich immer mehr mit ihrem Manne und ihren Kindern befreundete; daß er Antheil an ihrem Hauswesen

nahm, und oft über diesen harmlosen Gegenständen das Schicksal seines Landes, die Siege der Jakobiner und seine eigene Lage vergaß.

Die Ernte war jetzt geendigt, und die fleißigen Landleute konnten sich einiger Ruhe erfreuen. Gustav, Sophiens Verlobter, erneuerte jetzt sein Gesuch, und der Wunsch der Liebenden wurde gewährt. Der Tag der Hochzeit ward festgesetzt. Was nur eine zärtliche Mutter fühlen kann, welche die Hand einer geliebten Tochter in eine fremde legt, und die lang gehegte Sorge einem Manne abtritt; alle die Freude und aller Schmerz, den frohe Hofnung und liebende Besorgniß gibt, wogte in Rosaliens Herzen auf und ab, und verschlang sich mit dem bangen Erwarten ihrer Aussöhnung. Die Annäherung des Hochzeittages vermehrte ihre Unruhe. Sie selbst hatte den Segen ihres Vaters entbehrt; sie hatte ihr Glück dem Schicksale abgerungen; sie hatte Jahre lang den Schmerz der Verbannung von dem väterlichen Herzen ertragen — sollte nicht der Himmel ausgesöhnt, sollte nicht das Fest ihrer Tochter der Wendepunkt des alten Zwiespaltes

seyn? Es schien ihr unmöglich, dieses Fest zu feyern mit dem Geheimnisse der unversöhnten Schuld im Herzen, und an dem Tage, an den sie nicht denken konnte, ohne daß sich alle Quellen des Gefühls ergossen, das reinste und heiligste von allen zurückzudrängen. Aber wenn er mich von sich stieße? dachte sie wieder. Wenn er sich meinen Umarmungen entrisse, und die Pflege der verstoßenen Tochter verschmähte? oder wenn er nur mir verziehe, und sein Herz vor dem geliebten Gemahl verschlösse? — Dann wär' ich ja noch viel elender, als jetzt, wo ich mich doch wenigstens mit frohen Hofnungen nähren darf! —

Wie es in einem solchen Zustande wohl zu geschehn pflegt, daß die Pein der Ungewisheit endlich die Furcht besiegt, und selbst die schrecklichste Gewisheit dem quälenden Zweifel vorgezogen wird, so beschloß auch Rosalie, diesen Zustand zu endigen, und, im Vertraun auf Gott und ihre gute Sache, Sophiens Hochzeittag zu dem glücklichsten oder dem traurigsten ihres Lebens zu machen. La Sery wagte es nicht länger, ihrem Vorsatze seine Zweifel ent-

gegenzusetzen. Zwar noch immer schien ihm der Erfolg ungewiß, so wie das mögliche Mislingen schrecklich; aber Rosaliens fieberhafte Unruhe, die immer steigende innere Qual, die sie umsonst zu verbergen suchte, verstattete keinen längern Verzug.

* * *

Der Hochzeitmorgen brach heiter an; seine ersten Strahlen brachten Alles in La Sery's Hause in fröhliche Bewegung; doch schlich Jedes noch leise auf den Zehen, um den Morgenschlaf des alten Herrn nicht zu stören. Aber auch dieser war heute früher als gewöhnlich auf; und öfnete die Thür, als er Klarissen draußen herumschleichen hörte, um ihm, wie immer, den ersten guten Morgen zu sagen. — Nun, meine kleine Freundin, rief er ihr zu, heute ist Sophiens Hochzeittag; wann wird der Deinige seyn? — O, damit hat es noch gute Zeit, antwortete Klarisse; und jetzt, da Sophie von uns geht, hat mich die Mutter nöthig, und da werde ich wohl warten müssen, bis Rosalinde heranwächst. — Wird Dir die Zeit lang? fragte der Graf scherzend. — Ach nein,

versetzte das Kind erröthend; ich bleibe recht gern bey der Mutter — sie ist gar zu gut — wenn sie nur seit einiger Zeit nicht immer weinte. — Warum weint sie denn? sagte der Graf. Ist sie mit Deinem Vater nicht einig? — O, mein Gott, antwortete Klarisse, wie wäre das möglich? Das ist Alles wie sonst. Aber seitdem Sie bey uns im Hause sind, ist die Mutter anders, als sonst — ach, noch gütiger, als sonst, noch nachsichtiger — aber traurig, o, so traurig! — Sollte ihr meine Anwesenheit zuwider seyn? fragte der Graf. — Ach Gott, versetzte die Kleine, das ist es gar nicht. Im Gegentheil. O, wenn Sie wüßten, wie lieb Sie die Mutter hat! Sie wendet kein Auge von Ihnen ab; und oft, wenn sie auf Sie blickt, gehen ihr die Augen über. Immer ermahnt sie uns, Ihnen ja keinen Verdruß zu machen, und immer recht aufmerksam auf jeden Ihrer Wünsche zu seyn. O, neulich, da Sie nicht recht wohl waren, war sie so unruhig, wie ich sie nie gesehen habe, und sie sagte mir, ich sollte Sie nur recht gut warten,

und immer denken, Sie wären mein Gros-vater. —

Diese Worte des Kindes bewegten das Herz des Greises auf eine wunderbare Weise. Er dachte an Alles zurück, was Rosalie von dem ersten Tage an gethan und gesagt; an die zarte Sorge für ihn, an ihr ganzes Benehmen und so manches ihr entschlüpfte Wort; endlich an ihre und Sophiens Gestalt. Wie heißt Deine Mutter? fragte er hastig. — Rosalie — Rosalie? So wär' es also wirklich wahr? — —

Der Graf schickte jetzt Klarissen fort, und ging, von der größten Unruhe bewegt, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die alten Erinnerungen erwachten alle zugleich, und stürmten wie ein feindliches Heer auf ihn ein, was er der Tochter und was er sich selbst zu vergeben hatte, empörte auf gleiche Weise seinen Stolz; und beydes verschlang sich in seinem Gemüth. Jeder Gedanke an die Vergangenheit nährte seinen Zorn, jeder Blick auf die Gegenwart rief ihm Versöhnung zu. Sollte er dieses Haus verlassen und sich von Neuem den Wellen eines ungewissen Daseyns Preis geben? Sollte

er die freundliche Pflege, die ihm so unverhofft geboten worden, von sich stoßen, und den Rest seiner Tage unter lieblosen, vielleicht übelgesinnten Fremden verleben? und warum? Er hatte diese freundliche Mutter wie ein Kind geliebt, so lang' er sie nicht kannte; sollt' er sie hassen, weil er seine Tochter in ihr fand? Er hatte La Sery als einen Wohlthäter und Freund geehrt; sollt' er ihm feind seyn, weil er seine Tochter beglückte? Und sollte er diese liebenswürdigen Kinder, deren unschuldiges Bemühn um ihn er mit Rührung und Freude sah, jetzt von sich stoßen, weil er wußte, daß sie durch die engsten Bande des Blutes mit ihm verbunden, daß sie seine Enkel waren? —

So ging er lange im Kampfe mit sich hin und her. Alle seine Gefühle standen sich einander feindlich gegenüber; Vergangenheit und Gegenwart; Unwille und Dankbarkeit; der alte, tiefgewurzelte Sinn und die neue Gewöhnung.

Das Bautpaar kehrte jetzt mit seinem Geleite von dem Altar zurück. Aeltern und Geschwister, Freunde und Freundinnen, umarmten die schöne Braut; der glückliche Bräutigam aber

hing an dem Halse der Aeltern, ohne die Hand der Geliebten los zu lassen. Rosalie hatte sich jetzt am Altare Muth erbetet. Jetzt, sagte sie, überlaßt die Tochter der Mutter einige Augenblicke. Sie hat noch Einen Segen zu holen. — Und mit diesen Worten faßte sie Sophien bey der Hand, und trat mit der erröthenden Braut in das Zimmer des Grafen.

Der Graf saß auf dem Sopha, den Kopf auf die Hand gestützt und in Gedanken versunken. Die Hereintretenden wurden nicht von ihm bemerkt, bis sie vor ihm standen. Da sagte Rosalie mit leiser und gerührter Stimme: Darf diese junge Braut auch um Ihren Segen bitten? Sie glaubt mit Recht, daß er ihr Glück bringen wird. — Der Graf richtete sich auf, sah Sophien freundlich an, und da sie sich vor ihm beugte, legte er die Hand auf ihr Haupt und sagte: Gott segne Dich, liebes Kind, und erfülle meine Wünsche. Ich habe Dir nichts als Wünsche zu geben. — Und als Sophie seine Hände küßte, wendete er seine Blicke auf Rosalien, und sagte: Meine Toch-

ter hat den Segen ihres Vaters verschmäht. Sie hat nicht geglaubt, daß er zu ihrem Glücke nöthig wäre. —

Diese Worte waren noch nicht ausgesprochen, als Rosalie schon zu den Füßen ihres Vaters lag. Mit aufgehobenen Händen und strömenden Thränen sagte sie: O, mein Vater! Vergebung der alten, schweren Schuld! Ach, wie schmerzlich hab' ich den Segen des Vaters vermißt! Wie oft hab' ich Gott gebeten, mich nicht sterben zu lassen, ohne diese Hände mit den Thränen meiner Reue benetzt, und von diesen Lippen das Wort der Vergebung gehört zu haben. Ach, mein Vater! Gott hat einen Theil meines Gebetes erhört; er hat Sie unter mein Dach und in meine Arme geführt; möge er jetzt auch das Uebrige meines heißen Wunsches erfüllen!

Indem sie so sprach, berührte sie die zitternden Hände des Greises, und legte sie, da er sie ihr nicht entzog, auf ihr Haupt. Noch schwieg er. Da warf sich auch Sophie zu sei-

nen Füßen, erhob die in Thränen schwimmenden blauen Augen zu ihm, und sprach ohne Worte die kindliche Bitte um Versöhnung mit flehenden Mienen aus. Da schmolz das Eis um des Grafen Brust. Er drückte die gefalteten Hände fester auf das Haupt der Tochter, küßte sie auf die Stirn und sagte: Es sey; ich verzeihe Dir. —

Als Rosalie dieses Wort vernahm, erhob sie ihre Hände zum Himmel, und, ohne aufzustehn, rief sie: „O, lang' ersehntes, o, theures Wort! Ich habe meinen Vater wieder. Die Schuld ist von mir genommen!" — Und indem sie die Hände des Vaters mit Küssen und Thränen bedeckte, setzte sie hinzu: Noch ein theures Herz seufzt nach diesem Glücke. La Sery ist unschuldiger, als ich. O, mein Vater, Sie können das Glück, das Sie mir gebracht haben, nicht dem versagen, der nie aufgehört hat, mich glücklich zu machen. — Ich sehe wohl, versetzte der Graf lächelnd und mit milder Stimme, daß ich keinen Willen mehr haben darf. Wie oft hab' ich den Entführer

verwünscht! wie oft ihm Rache geschworen! Und nun hat mich der Zufall oder die Fügung des Himmels unter sein Dach geführt, und er hat mich gezwungen, ihn zu lieben. Könnt' ich ihm Vergebung weigern, da Rosalie für ihn bittet? Oder könnt' ich dem Vater dieses Engels hier an ihrem Festtage meine Liebe versagen? —

War nun Rosalie durch die ersten Worte ihres versöhnten Vaters glücklich geworden, so war sie jetzt von Seligkeit trunken. Sie sprang auf, drückte ihre Tochter an die klopfende Brust, und rief aus: Nun bin ich ganz glücklich! O, was für ein froher Tag! O, mein Vater! O, Sophie! Ich darf ihn zu den Füßen meines Vaters bringen! — Entzückt, außer sich, mit glühenden Wangen und überströmenden Augen eilte sie in das Versammlungszimmer, fiel ihrem Manne an die Brust und sagte: Er hat mir verziehn! Er erkennt uns für seine Kinder an; wir sind nicht mehr verstoßen! O, kommt, meine Kinder, wir haben alle einen Vater wieder! —

Ob nun gleich Niemand, außer La Sery, den Zusammenhang der Sache wußte, so ergriff doch Alle ein Taumel der Freude, und Niemand konnte zurückbleiben, als Rosalie mit ihrem Manne am Arme in das Zimmer des Grafen zurückkehrte. Dieser trat ihnen an Sophiens Hand entgegen, umarmte seinen Eidam, und sagte: „Meine Tochter hat mich besiegt, und ich nehme jetzt keinen Anstand, zu erklären, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Auch Sie haben mir Unrecht gethan; dadurch ist unsre Rechnung gleich. Die Liebe aber, die Sie nachher auf mich gehäuft haben, setzt Sie so sehr in Vortheil, daß ich verzweifeln müßte meine Schuld zu tilgen, wenn ich nicht jetzt aus freyem Entschlusse Ihnen meine Tochter mit allen ihren Tugenden zum Eigenthum gäbe.“ — Nach diesen Worten legte er ihre Hände zusammen; sie sanken vor ihm auf die Knie, ihre Kinder neben ihnen. Man hörte nichts als Weinen und Ausrufungen der Freude, des Dankes und der Liebe. Der versöhnte Vater wurde hoch gefeyert, und er gestand,

daß er nie einen glücklichern Tag gehabt, und schon seit langer Zeit nicht mehr geglaubt hatte, solcher Freude fähig zu seyn.

* * *

Das heitre, stille Leben in La Sery's Hause hatte seit Sophiens Hochzeittage einen noch tiefern Gehalt gewonnen. Die Beklommenheit, mit welcher Rosalie vorher in ihr Leben zurückgeschaut, das schmerzliche Gefühl, das jede Erinnerung an ihre Heimath begleitet, die ängstlichen Zweifel, mit denen sie ihr Glück genossen hatte — Alles das hatte sich in der Seligkeit der Versöhnung aufgelößt. Erst jetzt war es ihr, als ob sie ein Recht auf das Glück der Ehe habe, als ob sie die Liebe ihrer Kinder recht von Herzen genießen, und ohne Zagen und Zweifel La Sery's Gattin seyn dürfte. Auch La Sery war inniger froh durch das Glück seiner Frau. Wir waren wohl immer zufrieden, sagte sie bisweilen zu ihm, aber unsre Zufriedenheit hatte doch etwas von dem Zustande eines Menschen an

sich, der ein schmerzloses Erbübel mit sich umherträgt, das oft recht zur ungünstigen Zeit eine trübe Erinnerung weckt, und dadurch einen dunkeln Schatten in seine hellsten Freuden wirft. Unser Tag war nun einmal mit Gewölk aufgegangen, und wir konnten uns nie der Furcht vor dem Ungewitter ganz entschlagen, das den Abend bedrohte. Jetzt ist alle solche Furcht dahin; ich bin mit dem Himmel ausgesöhnt, und drücke mit unaussprechlicher Heiterkeit das Glück an mein Herz, das er mir durch Dich, durch unsre Kinder und meinen Vater bereitet hat.

Das Leben des alten Grafen wuchs nun auch immer mehr und mehr mit dem Leben seiner Kinder zusammen. Täglich war er Zeuge ihrer häuslichen Tugenden, ihrer heitern Eintracht, ihrer unermüdlichen, wohlthätigen Wirksamkeit in dem Kreise ihrer Umgebungen, der Achtung und Liebe, die ihnen von allen Seiten gezollt wurde; und er erkannte erst jetzt, daß aus einem wohlgeordneten, wenn gleich glanzlosen und beschränkten Leben eine reiche

Saat von Freuden aufblühen kann. Bisweilen brachte er auch einige Tage auf Sophiens Landgute zu, die ihm seit dem Versöhnungstage erst recht vorzüglich lieb geworden war, so daß ihm Klarisse bisweilen mit komischer Eifersucht seinen Wankelmuth vorwarf. Wenn ich nur, sagte sie dann, nicht selbst Sophien so entsetzlich lieb hätte! Aber es ist doch nicht recht von ihr, daß sie mir meinen ersten Liebhaber abtrünnig macht! —

In diesem heitern Familienleben trat die Erinnerung an die öffentlichen Begebenheiten oft Tage und Wochen lang in den Hintergrund, und nur die Sorge um das Schicksal des Sohnes weckte bisweilen die alte Unruhe in dem Herzen des Greises. Rosalie hatte ihren Bruder Edmund seit den Kinderjahren nicht gesehn; nur eine schwache Erinnerung an ihn war ihr zurückgeblieben. Die Kadettenschule hatte ihn frühzeitig von dem väterlichen Hause entfernt; und als seine Schwester aus ihrem Vaterlande floh, hielt ihn eine entfernte Garnison. Bey dem Ausbruche der Revolu-

tion wurde auch sein Regiment von der Gewalt der neuen Grundsätze fortgerissen. Die Gesinnungen der Offiziere waren getheilt; den jungen Grafen aber trieb der Befehl seines Vaters, mehr als sein eigner Wille, zu den Fahnen der Ausgewanderten. Er theilte ihre Schicksale, ohne ihre Irrthümer zu theilen, und gab oft in freywillig gesuchter Gefahr ein Leben Preis, das seinen Reiz für ihn verlohren hatte. Er wollte mit Ehren fallen, wenn er nicht mit Ruhm siegen konnte.

Schon seit geraumer Zeit war der Eifer der Feinde Frankreichs, die sich einen leichten Sieg versprochen hatten, und Niederlagen fanden, immer kühler geworden. Ein Glied des Bundes nach dem andern lößte sich ab, und die Vortheile, welche Britanniens Schiffe auf dem Meere gewannen, brachten der gemeinsamen Sache wenig Gewinn. Alle Hofnung der Ausgewanderten ruhte auf der Möglichkeit einer Gegenrevolution, und dem Wahne von einer Volksstimmung, die, dem alten Herscherstamme günstig, nur einen Stützpunkt erwar-

tete, um die Tyranney der Republik umzustürzen. Von dieser Hofnung beseelt, versammelte sich ein Heer von Ausgewanderten an den Küsten von England, setzte über das Meer, und bestieg mit dem Feldgeschrey: „Religion und König,“ das Ufer von Frankreich. Die schwachen Heerhaufen der Republikaner weichen zurück, eine Festung wird besetzt, das stolze Vertrauen wächst, und schon bestimmt der Anführer den Tag, wo die Fahne der Lilien in der Hauptstadt wehen soll. Aber nur allzubald mußten sie ihre Täuschung zerrinnen sehn. Jeder Tag belehrte sie mehr, wie lau das Volk, wie schlecht geordnet ihre Anhänger, wie locker ihre eigne Verbindung und wie haltlos die Plane ihrer Führer waren. Die für unbesieglich gehaltene Feste wird in einer stürmischen Nacht erobert; die dreyfarbige Fahne nimmt ihre vorige Stelle wieder ein, das Heer der Ausgewanderten wird gefangen und zum Tode geführt. Nur Wenige rettet ihre Entschlossenheit vor so großer Schmach. Edmund hatte an der Seite der Tapfersten

gekämpft, und erst da Alles verlohren war, und sein Blut aus mehr als Einer Wunde strömte, riß er sein Pferd herum, jagte damit nach der Küste, und warf sich mit ihm von einem Fels in die Fluth. Sein edles Roß kam in der Brandung um; er selbst wurde besinnungslos von einer englischen Barke aufgenommen. Durch ihn ward die erste Botschaft des Unglücks nach England gebracht, und kam, durch die öffentlichen Blätter verbreitet, auch zur Kenntniß des alten, durch diesen letzten Schlag tief gebeugten Vaters. —

Der junge Graf, der nach diesem Vernichten der letzten und größten Hofnung seiner Partey die Laufbahn der Ehre für sich geschlossen sah, machte sich, sobald es seine Wunden erlaubten, auf den Weg nach Deutschland, um seinen Vater noch Einmal zu sehn, und seine Schwester kennen zu lernen. Der Tag neigte sich, als er in den Hof eintrat. Das Haus war still. Nur ein dienender Knabe saß an der Thür, mit einem Hunde spielend, und, als sich

der Fremde zu erkennen gegeben hatte, sagte er mit trüber Miene: Sie sind alle drinn bey dem alten Herrn, dem sie das Ende erwarten. — Dann öfnete er ihm leise die Thür eines verdunkelten Zimmers, in dessen Mitte ein Bett mit zurückgezognen Vorhängen stand. Das Bett war von Kindern und Erwachsenen umgeben, die ihre Blicke auf den Kranken darinn geheftet hatten, oder ihre Augen mit Tüchern verhüllten. Der Fremde trat näher. Mit geschlossenen Augen, das bleiche Gesicht aufwärts gerichtet, lag der Kranke, beyde Hände vor sich ausgestreckt, einem Abgeschiedenen ähnlich, nur daß die innere Gewalt des Fiebers die Brust noch hob. „Er stirbt," rief Edmund, „und er erkennt mich nicht mehr!" — Bey diesem Ausrufe schlug der Kranke die müden Augen auf, und nannte den Nahmen seines Sohnes; dann schloß er sie wieder und sank in den vorigen Zustand zurück. Doch nur auf wenige Augenblicke. Seine Lippen bewegten sich; die Brust stieg höher; er hob seine Rechte ein wenig in die Höhe, als ob er Etwas zu

ergreifen wünsche. Sein Sohn faßte sie und beugte sich über ihn. Da schlug der Kranke die Augen von Neuem auf, zog den sehnlichst Erwarteten an seine Brust, drückte ihn fest an sich und küßte ihn. — „Muß ich kommen, Ihren Tod zu beweinen?" sagte Edmund mit erstickter Stimme. — „Nein, antwortete der Greis, sondern um Dich über den glücklichen Ausgang meines Lebens zu freuen." — Und als ob ihm dieser Gedanke und die Gegenwart des geliebten und ersehnten Sohnes neues Leben gegeben, ließ er sich höher legen, damit er sprechen könne. Dann sah er nach beyden Seiten, nannte alle Umstehenden bey Nahmen, und sagte: „Das sind die Engel, mein Sohn, die ein Paradies um mich her gebaut haben. Umarme sie alle. — Ich vermache Dir meine Liebe und Dankbarkeit — dieß ist mein ganzes Eigenthum. Vergilt ihnen, wenn Du es vermagst, was ich ihnen nicht vergelten kann."

Ein froher Aufruhr verbreitete sich jetzt unter den Trauernden, da der Sterbende so munter sprach, was er schon seit gestern nicht

mehr vermocht hatte. Sie umarmten sich alle unter einander, und die Thränen der Geschwister, der Kinder und Enkel mischten sich. Der Angekommene war nun schon kein Fremder mehr; denn Ungewisheit und Zweifel, und was sonst die Menschen aus einander hält, das schmilzt an den Strahlen gemeinsamer Wehmuth und Freude leicht hinweg. Und wie der Greis ihre zärtlichen Ausrufungen hörte, und wie sie einander gegenseitig begrüßten und liebkoßten, da wurde sein Antlitz unbeschreiblich heiter, und er sagte mit vernehmlicher Stimme: „Rückt Alle heran — Rosalie, La Serr, Edmund, Alle — und setzt Euch um mich her. Ich fühle Kraft zum Sprechen in mir — zum letzten Male wohl. Aber ich klage nicht über meinen Tod, da mir ja Gott Alles, was ich wünschte, und mehr als ich hoffen durfte, in diesen meinen letzten Tagen gewährt hat."

Alle drängten sich jetzt noch näher zu; Rosalie kniete zum Haupte des Bettes auf der rechten Seite; Sophie zur Linken. Klarisse,

von Sophiens Arme gehalten, verbarg ihre strömenden Augen in den Locken ihrer Schwester; La Sery stand zu den Füßen des Bettes mit Rosalinden auf dem Arm. Nachdem nun Alle ihren Platz eingenommen hatten, dankte der Greis zuerst mit rührenden Worten seiner Tochter für die unermüdliche Sorge, die sie der Pflege seines Alters gewidmet hatte; klagte sich dann des alten Unrechtes an, das er ihrem Manne gethan, und ließ nicht ab, bis ihm La Sery betheuert hatte, daß er keinen Groll gegen ihn hege; worauf er denn sagte: „Ich wußte das — aber ich wollte mich demüthigen vor Gott.“ — Und nachdem er weiter fortgefahren, jedes seiner Enkel angeredet, ihre Liebe gerühmt, sie zum Guten ermahnt, und ihnen Zufriedenheit und Glück geweissagt hatte, wendete er sich zu seinem Sohne und sprach folgendermaßen:

„Vor allen Dingen, mein geliebter Sohn, laß uns Gott danken, daß er uns noch dieses letzte Zusammenseyn verstattet hat. Ich fühle,

daß ich nur noch wenige Stunden zu leben habe, und ich wünsche Dir den letzten Rest meines Daseyns nützlich zu machen. Das Leben erscheint anders, wenn man an dem Rande des Grabes steht, als in der Mitte der Hofnungen, und es wird Dir nützlich seyn, wenn ich Dich neben mich stelle. Als Du in die Welt tratest, umgab Dich der Glanz einer edeln Geburt, und die Gaben des Reichthums schmückten die Bahn, die Dir geöfnet war. Ich erzog Dich in den Grundsätzen Deines Standes, in denen ich selbst erzogen worden war, und denen alle unsre Umgebungen huldigten. Die Rechte der Geburt waren noch unbestritten, und ich wähnte, daß es für uns kein Glück geben könnte, als in ihrem vollen Genuß. Die Berechtigung zu diesem Genusse war an die Reinheit unsers Blutes geknüpft. Nach diesem Grundsatze habe ich gehandelt. Ich glaubte Recht zu thun, und habe Böses über Andre und mich gebracht. Nun ist der alte Thron unsrer Könige zertrümmert, das Recht der Geburt ist bis auf die tiefste Wurzel zerstört, und die Meisten von denen, die es zu

vertheidigen hätten, sind nicht mehr. Die Wege des Himmels sind dunkel; sein Verhängniß unerforschlich und hart; aber was ist der Mensch, um gegen Gott zu murren? Laß uns in Demuth seinem ewigen Willen gehorchen. Du hast Deine Pflicht erfüllt; Du hast mit männlichem Muthe für Deine alten Rechte gestritten; ich kann Dich mit Zufriedenheit an mein Herz drücken, wenn schon der Erfolg Deinen Anstrengungen nicht entsprochen hat. Dem Schicksal unterzuliegen, ist keine Schmach. Wenn mich aber in diesen meinen letzten Augenblicken die Ahnung der Zukunft nicht täuscht, so wird auf dem Boden unsers ewig theuern Vaterlandes, und aus den Trümmern des alten Gebäudes selbst ein neues Gesetz aufwachsen, das dem lange gequälten Volke Schatten und Wohlseyn geben wird. Ob dieses neue Gesetz das Niedergeworfene wieder aufrichten wird — ich weiß es nicht; aber was auch immer geschehn mag, laß uns der Wiederkehr der Ordnung huldigen, ohne Groll und Rückenhalt, wenn sie nur dem Vaterlande Ruhe und den

zerrissenen Parteyen Einigung schafft. Dem alten Stolze mag dieser Wechsel der Dinge hart dünken — ich habe mit ihm gekämpft, wie keiner — aber in der Mitte dieser geliebten Kinder, an der Brust meines edeln und großherzigen Eidams hab' ich darüber obgesiegt. Ich habe einen andern, bessern und höhern Stolz kennen lernen, und mit diesem steige ich in das Grab hinab, voll Dankes gegen Gott, der mein hartes Herz an dem Ende meiner Laufbahn der Liebe eröfnet, und in ihr einen unendlichen Stolz unaussprechlicher Freuden gezeigt hat. Indem ich Dich, mein Sohn, auf diesen Schatz hinweise, hab' ich nur noch wenig zu sagen. Was auch die Zukunft in ihrem Schooße bewahren mag, entsage dem unseligen Wahn, daß Dein Blut ein größeres Recht auf Glück habe, als ein anderes, und verzichte, was auch immer Frankreichs Loos einst seyn mag, auf jeden Gedanken der Gewaltthätigkeit und Rache."

Nachdem der Greis so gesprochen hatte, faßte er noch Einmal die Hand seines Soh-

nes, und legte sie in La Sery's Hand, und Beyde fielen sich in die Arme und erneuerten am Sterbebette des Vaters den Bund der Verwandtschaft. Die letzten Worte des Greises hatten Alle bewegt, am meisten aber Rosaliens Gatten, dem dabey, wider seinen Willen, jener merkwürdige Tag vor die Augen trat, an welchem Graf Nogaret sich so laut zu einer andern Sinnesart bekannt, und die Rede eines andern Sterbenden mit so großer Begeisterung gepriesen hatte.

Der Graf starb noch in derselben Nacht. La Sery drückte ihm die Augen zu. Edmund ließ sich bey seinem Schwager häuslich nieder, heirathete die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, und widmete sich der Landwirthschaft mit Erfolg. Er entsagte allen ehrgeizigen Hoffnungen, aber nicht der Liebe zum Vaterlande. Als daher der alte Königsstamm im Gefolge siegreicher Heere auf den Thron zurückgeführt wurde, kehrte er in seine Heimath zurück und brachte einen Theil der väterlichen Güter käuflich an sich. Der Ermahnungen seines Vaters

ist er eingedenk geblieben, und die mannichfaltigsten Anreizungen alter Schicksals- und Standesgenossen haben ihn nicht bewegen können, einen Schritt zu thun, um die Ansprüche zu erneuern, welche die Zeit zerstört hat und das neue Gesetz nicht begünstigt.

Constanze

oder

die Theilung von Polen.

Wenige Tage nach dem denkwürdigen vierten May, welcher der polnischen Republik ein neues und besseres Daseyn verhieß, hatte der junge Graf Xaver M. eine Reise an die benachbarten Höfe angetreten. Nach der Weise der vornehmen Jugend seines Landes, hatte er sich in den Strudel der Vergnügungen gestürzt, zu deren Genüssen ihn Reichthum und Jugend zu berechtigen schien, und da er sich dabey wenig um sein Vaterland bekümmert hatte, war er höchlich verwundert, bey der Rückkehr eine dumpfe und tiefe Gährung zu finden, die der mit so großer Begeistrung angenommenen und beschwornen Verfassung einen frühzeitigen Untergang drohte. Was hiebey den jungen Grafen bekümmerte, war weniger die über dem Lande schwebende Gefahr, als die Zerrüttung des gesellschaftlichen Verkehrs der Hauptstadt, die von Parteyungen zerrissen, mehr Gelegenheit zu Zwist und Händeln, als zur Entfaltung

liebenswürdiger Eigenschaften bot. Er beklagte jetzt die Eile, mit der er seine Reise geendigt hatte, und sah mismuthig in das politische Treiben, daß ihm um desto mehr Verdruß machte, da er selbst keine Partey ergriffen hatte. Sein Vater, dem Könige durch persönliche Freundschaft verbunden, hatte wie dieser die neue Verfassung beschworen, und war, wie dieser, bald darauf durch die Einflüsterungen des Kronfeldherrn, seines Freundes, und anderer Häupter des Targowitscher Bundes, wankend gemacht worden; doch hielt die alte Verbindung, in der er mit einigen aufrichtigen Freunden der Verfassung stand, vornehmlich seine Achtung gegen Ignatz Potocki, eines weitläuftigen Verwandten seines Hauses, ihn noch von einem gänzlichen Abfall zurück. Wie er, so stand auch sein Sohn zwischen beyden Parteyen; und beyde bemühten sich um ihn; die Männer, indem sie seinem Ehrgeize, die Weiber, indem sie seiner Eitelkeit schmeichelten. Dieser Wettstreit war nicht ohne Reiz, und verkürzte einigermaßen die Langeweile, die ihm die politischen Umtriebe an sich zu machen pfleg=

ten. Da er also keineswegs bemüht war, ihn zu endigen, ließ er jeder Partey die Hofnung des Siegs. Wirkliche Vortheile gewann keine über ihn. Alles was sie bewirkten, war, daß sein Uebermuth wuchs und sein Herz sich erkältete.

Eine leichte Wunde, die der junge Graf in einem Zweykampfe von geringer Bedeutung davongetragen, machte einen kurzen Stillstand in seinen Eroberungen. Sein Vater glaubte diesen Zeitpunkt benutzen zu müssen. Zum Erstaunen der Welt und zur Bestürzung aller Wohlgesinnten hatte sich der König dem Targowitscher Bunde gänzlich in die Arme geworfen; der alte Graf aber hielt es auch jetzt noch für rathsamer, seinem bisherigen System treu zu bleiben, und seinen Entschluß bis zu der großen Entscheidung aufzuschieben. Von seinem Sohne wünschte er das nämliche. Eine Heirath sollte diesen dem Gedränge entziehn, das jetzt nicht mehr gefahrlos war, und ihn, wo möglich, auf der Stelle der Indifferenz fest halten, die dem bejahrten Hofmanne die größte Sicherheit zu gewähren schien. Mehrere reiche

Erbinnen boten sich der Wahl dar; aber seine Wünsche hefteten sich ausschließend auf die junge Gräfin Constanze, die als eine nahe Verwandte der Familie Potocki den beyden Häuptern der entgegengesetzten Parteyen gleich nahe angehörte. Ihrer Aeltern durch den Tod beraubt, besaß sie ein unabhängiges Vermögen, das mit Xavers Reichthum vereinigt, auch gegen widrige Ereignisse Schutz gewährte. Der Ruf nannte sie schön. Ihre Reize aber entfalteten sich in dem Schatten eines Klosters, dem sie seit dem Tode ihrer Mutter anvertraut worden, die in der Blüthe der Jugend und Schönheit den Ruf der tugendhaftesten Frau mit sich in's Grab genommen hatte.

Einem Vorschlage, der so viele Vortheile vereinigte, war nichts entgegenzusetzen; am wenigsten der geheime Wunsch des jungen Grafen, seine volle Freyheit noch einige Zeit genießen zu können. Die Ausführung folgte dem Entschlusse auf dem Fuße nach. Die Einwilligung der Vormünder wurde ohne Schwierigkeit erhalten; und Xaver hatte das Zimmer noch nicht verlassen, als ihm das Recht ertheilt

wurde, sich selbst um die Hand der jungen Gräfin zu bemühn. Es ist wahrscheinlich, daß sie diese Bemühungen mit Wohlgefallen sah. Ihr Herz war frey; denn der Eine Mann, den sie in der Gesellschaft ihrer Mutter, bey dem ersten Austreten aus den Kinderjahren, ihrer Neigung werth gefunden hatte, der edle Felix Zaidlitz, hatte sich ihren Blicken seit mehrern Jahren entzogen; und wenn ja sein Bild bisweilen im Traum an ihr vorüberglitt, so dauerte doch die Erinnerung daran selten länger als den nächsten Tag. Den Bewerbungen des schönen und liebenswürdigen Xaver stand dieser Schatten eines Nebenbuhlers nicht im Weg. Constanze war an Gehorsam gewöhnt, und selten war ihr der Gehorsam leichter geworden. Das frühere Leben des Grafen war ihr unbekannt. Fremd mit der Welt, ohne Ahnung der Nattern, die sie unter ihren Rosen verbirgt, dem eignen Urtheil in stiller Demuth mistrauend, ergab sie sich unbedenklich der Entscheidung ihrer Vormünder, und nahm das, was sie ihr Glück nannten, mit Vertrauen und Dankbarkeit aus ihren Händen an.

Mit dem schönsten Geheimniß im Herzen erschien Xaver wieder in der Welt. Seine Abwesenheit und ihre bekannte Veranlassung hatte ihm in den Augen der Frauen ein neues Interesse gegeben. Seine Blicke schienen beredter als je, und die Blässe, welche die Krankheit auf seinen Wangen zurückgelassen hatte, erlaubte die schmeichelhafteste Ausdeutung. Mehr als je zuvor schien er ihnen der größten Opfer werth zu seyn. Als aber kurz darauf Constanze in die Welt trat, und Xaver sie für seine Braut erklärte, da traten die, welche ihm am meisten entgegengekommen waren, verdrießlich zurück, und die weniger Dreisten wünschten sich Glück, ihre Wünsche verborgen zu haben. Xaver sah jetzt nur seine Braut. Nur mit ihr und ihren Reizen beschäftigt, denen die sittsame Schüchternheit ihres Wesens eine unbeschreibliche Anmuth gab, brachte er ihr alle Hofnungen zum Opfer, die ihm aus den schönsten Augen entgegenstrahlten, und schien das Lächeln nicht zu bemerken, mit dem seine männlichen Bekannten und ihre Freundinnen dieses Vergessen seiner selbst, diese

unbegreifliche Schwärmerey eines Mannes von Welt und Ansprüchen bespöttelten.

Bis jetzt nur begehrt, sah er sich zum erstenmale geliebt.

Doch war das, was er fühlte, eigentlich nur eine eitle Freude über sein Glück, das ihm eben aus der Misgunst seiner Umgebungen recht hell entgegenstrahlte. Tiefes, stilles Gefühl war seine Sache nicht, sondern er fuhr in seinem Myrthenkranze einher, wie ein Triumphator, der sich der staunenden Zuschauer erfreut, und der gefesselten Kriegsgefangenen, und der Bilder von eroberten Städten, und aller der Beute, die er andern entrissen hat. Doch mochte er glauben, daß dieses Liebe sey. In dem Kreise, in welchem er aufgewachsen war und seine ersten Erfahrungen gesammelt hatte, war dieser Irrthum einheimisch; und immer war das, was er jetzt fühlte, ein Schritt zu wirklicher Liebe.

Der Kulminationspunkt dieses Gefühls war die Stunde der Trauung. Der Schwarm der Neugierigen, die herzugeströmt waren, das schöne Paar zu sehen, theilte sich ihnen; aber indem sie durch den beengten Raum schritten,

konnte ihnen das freudige Murmeln des Beyfalls nicht unbemerkt bleiben, das sich in leisern und lautern Worten aus der zudringenden Menge ergoß.

Xavers Herz hüpfte vor Freude, und stolz und frey sah er von seiner Höhe auf das Gedränge der Bewundernden. Constanze aber ging an der Hand des Erwählten, ohne aufzusehn, mit hoch erröthenden Wangen und gesenkten Wimpern. Glücklich durch ihr eignes Herz und seine schmeichelnden Hofnungen, mehr als durch das, was ihr Xavers Selbstsucht bieten konnte, zugleich aber beunruhigt durch die Furcht vor allzugroßem Glück, bat sie Gott um nichts als um Demuth, und jede Miene des gesenkten Angesichtes gab die Erhörung ihres Gebetes kund. So wandeln ungesehn Engel auf Erden, ihre eigne Herrlichkeit in stiller Anbetung vergessend, und wo sie wandeln, glühen die Herzen von Andacht und Seligkeit, und fühlen sich dem Himmel näher, wenn die Palmen des Himmels an ihnen vorüberwehn.

Und als sie an den Stufen des Altars auf ihre Knie sank, und der jungfräuliche Myrthen-

kranz, durch ein Diadem von Juwelen geflochten, ihre braunen Locken wie eine Strahlenkrone umflammte, und das lange weiße Gewand sie umwallte, da war in der ganzen Versammlung Niemand, dem sie nicht wie ein anbetender Seraph erschien. Auf die Worte des Priesters hörte keiner; das leise Ja von den purpurnen Lippen der Braut zu vernehmen, waren Alle gespannt. Und da es sich nun aus dem beklommenen Busen drängte, und der leise Widerhall durch die tiefe Stille der lauschenden Menge ging, da riß plötzlich eine Schnur um den blendenden Nacken, und die Perlen rieselten wie Thränen auf die emporgehobenen Hände. Möge Gott Unglück verhüten, dachte sie, und wenn es nicht abgewendet werden kann, möge es nur auf mich fallen!

Die Ringe waren jetzt gewechselt, der Segen gesprochen, die Glückwünsche der Zeugen angenommen; da traf der erste schüchterne Blick, den Constanze auf den neuen Gemahl warf, auch auf die schöne, aber blasse Gestalt eines Mannes in Uniform, der mit seinem Haupte über die nächste Menge emporragte. Die aus-

drucksvollen Züge seines Gesichtes, und eine tiefe Narbe auf der Stirn, die ihn mehr schmückte als entstellte, rief ihr augenblicklich die alten Träume und die Erinnerungen früherer Jahre zurück. Ihr Herz schlug unruhig, und als ob sie gefürchtet hätte, jenen Erinnerungen Raum zu geben, heftete sie ihre Blicke auf die Erde, und wagte nicht eher aufzuschauen, bis sich nach der Rückkehr in ihr Gemach der beglückte Xaver in ihre Arme warf.

Die nächsten Wochen vergingen unter mannichfaltigen Festen, deren Glanz und Wechsel oft mit einem Scheine des Genusses täuschte, und selbst den Zwiespalt der entgegengesetzten Partheyen, die sich oft dabey zusammenfanden, in Vergessenheit brachte. Diese Zeit verlängerte den Triumph des Grafen, welcher kein Glück zu kennen schien, als vor den Augen der Welt die Abgötterey zu rechtfertigen, die er mit seiner Gemahlin trieb, und den Neid herauszufordern. Aber mitten in diesen Zaubergärten der Eitelkeit trank Constanze nicht aus ihrem berauschenden Kelch. Bescheiden, wie in dem Schatten des Klosters, folgte sie ihrem Gemahle

zu den Festen, die er mit so großem Entzücken genoß; und so neu sie in der Welt war, so fühlte sie doch nur zu sehr, daß das Glück der Liebe ihres Zeugnisses nicht bedarf. Konnte es ihr entgehen, daß dieses Zeugniß mehr einem erzwungenen Tribute, als einer freyen Huldigung glich? oder konnte sie sich verbergen, daß der Zusammenklang liebender Herzen, nach dem sie sich sehnte, in dem Geräusche der Welt nicht vernommen werden konnte, und schon in seinem Entstehen erstickt wurde?

Die Gesinnungen des Grafen wichen hierin weit von den ihrigen ab. Er war sogar nicht zufrieden damit, daß sie zu Hause und unter vier Augen so geistreich, in den Kreisen der großen Welt aber so einfach im Ausdruck, so zurückhaltend in den Gesinnungen, und mit Worten so karg war. Das Gegentheil wäre ihm lieber gewesen. Ihm selbst war ja unter vier Augen ein anziehendes Gespräch gar nicht abzugewinnen. Er brauchte dazu, wie zu einem Testamente, wenigstens drey Zeugen, und ohne das Strohfeuer des Beyfalls konnte sich sein Geist

nicht wohl in der Höhe halten, zu der er sich in einem großen Zirkel so leicht erhob.

Während sich aber ein Theil der guten Gesellschaft der Hauptstadt mit erkünstelten Vergnügungen täuschte, bebte der Boden des Landes immer fühlbarer, und der Ausbruch des lang gefürchteten, aber von den Einen abgeleugneten, von den Andern verdeckten Unheils drohte immer näher und heftiger. Die dumpfe Verzweiflung nahm überhand, und viele, die bisher am lautesten Rettung verheißen hatten, hüllten sich jetzt in ein bedenkliches Schweigen ein. Wer der Hofnung noch fähig war, folgte dem Könige nach Grodno, um entweder aus dem Schiffbruche des Vaterlandes ein Bret für sich zu retten, oder aus Neugierde, um in der Nähe der großen Ereignisse zu seyn. Um diese Zeit starb der Vater des Grafen; und da dieser, seiner Festigkeit mistrauend, nicht für gut fand, den Uebrigen zu folgen, ließ er sich leicht von Constanzen bewegen, die Entscheidung des Kampfes auf dem Lande abzuwarten. Hier hofte sie seiner erst froh zu werden, und wenn

es ihr nur gelänge, sein misgeleitetes Herz für die rechte Liebe zu gewinnen, so zweifelte sie gar nicht, Gesinnungen in ihm erwachen zu sehn, wie sie der großen Zeit, des bedrängten Landes und seiner edelsten Söhne würdig waren.

Das Schloß des Grafen lag in einer anmuthigen Gegend, von Wäldern und Gärten umgeben, denen man aber die lange Abwesenheit eines Herrn nur allzusehr ansah. Alles war verwildert, die Gänge verwachsen, die Teiche versumpft; Unkraut und Dornen wucherten überall. Die schönsten Anlagen waren fast unkenntlich. Der Gräfin war dies nicht eben unlieb. Sie erbickte hier einen Gegenstand angenehmer Beschäftigung, und erbat sich sogleich die Erlaubniß, die Ordnung herzustellen und die alten Anlagen durch einige Veränderungen zu vervollkommnen. Das Werk wurde rasch angegriffen, und da Alles schneller ging, als man erwartet hatte, wurde auch der Graf für die Sache gewonnen, und nahm Antheil an ihr. In seiner Nähe, sagte Constanze, ginge Alles weit besser von Statten, und das, was am besten gelänge, wären eben seine Gedanken, die er ihr unver-

merkt eingäbe, oder die an seiner Seite, aber nur an seiner Seite, in ihr erwachten. Durch diese unschuldige Begünstigung seiner Eitelkeit gelang es ihr einige Zeit, die sich zudrängende Sehnsucht nach dem Fegfeuer der Welt, das der Getäuschte für das Paradies hielt, abzuwehren. Nie war sie liebenswürdiger, nie zuvorkommender, nie geistreicher gewesen, so daß sich Xaver wohl bisweilen selbst die verstohlenen Blicke vorwarf, die er nach den Alcina-Gärten der Welt, nach ihren Sphynxen und Syrenen und jenen Kindern der Pyrrha ausschickte, denen von ihrem Ursprunge her der Stein im Herzen geblieben ist. Unglücklicherweise war die Liebe zu diesen werth- und wesenlosen Idolen allzutief in seiner Brust gewurzelt, als daß sie den Bestrebungen seiner Frau so leicht hätte weichen können, und wir müssen mit Bedauern eingestehn, daß je mehr sich der Park seiner Vollendung näherte, desto einsamer dem Grafen dieses Landleben vorkam, in welchem ja — so beredete er sich — die Reize und die Liebenswürdigkeit seiner Frau so gut als verlohren wäre.

Ein Theil des Sommers war indeß vergangen, und der Junius neigte sich zu Ende, als der Graf eines Morgens auf eine Anhöhe ritt, von der sich die Aussicht in eine weite Ferne nach der Gegend der Hauptstadt eröfnet. Indem er hier mit seinem Pferde hält, und seine Blicke auf die Heerstraße fallen, die in mannichfaltigen Verschlingungen die niedrigen Hügel der Gegend umkreist, oder mit ihnen auf- und abwärts steigt, erblickt er einige Reiter, die sich über den Scheitel der gegenüberliegenden Anhöhe erheben, dann still halten, und andre ihnen folgende zu erwarten scheinen. Einige Augenblicke nachher steigt leichten Sprungs ein schneeweißer Zelter herauf, der stolz auf seine schöne Bürde feurig in die Morgenluft schnaubt. Mit leichter Hand hemmt die Dame, die er trägt, die Sprünge des edlen Rosses, indem sie sich zu einem ihrer Begleiter wendet, welcher nach der Gegend hindeutet, wo Xaver unter den Bäumen hält. Ihre schlanke Gestalt zeichnete sich an dem reinen Azur des Himmels, an welchem die weißen Federn ihres Hutes wie leichte Flocken schwammen, während an ihren Wangen herab blonde Locken in rei-

cher Fülle auf das blaue Amazonenkleid flossen, das sich knapp an die schmalen Schultern schmiegte, und den vollen Busen zugleich verhüllte und zeigte. Zu ihr gesellte sich unmittelbar darauf auf einem braunen Pferde eine andre Dame in rother Tracht, die nach einigen gewechselten Reden sich sogleich wieder in Bewegung setzte, und in der Gesellschaft der Uebrigen den Weg nach der Stelle nahm, auf welcher Xaver bisher gehalten hatte.

Dieser aber erwartete ihre Ankunft nicht, sondern regte sein Pferd an, und ritt den Hügel hinab, der Gesellschaft entgegen. Von dieser sonderten sich sogleich, als sie ihn bemerkten, zwey Männer ab, und sprengten ihm entgegen, indem sie ihn als einen Bekannten begrüßten, und zugleich zu erkennen gaben, daß sie seine Gastfreyheit in Anspruch nähmen. „Wir sind," sagte der Eine, welcher der Gemahl der rothgekleideten Dame war, „auf dem Wege nach Leskowo, meinem Landgute, und da unsre schöne Begleiterin, die Fürstin Julie Cze... kow in Ihrer Gemahlin eine werthe Jugendfreundin zu begrüßen wünschte, so haben wir einen Umweg gemacht,

um bey Ihrem Schlosse vorbeyzukommen, und uns nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Der Graf erwiederte diesen Gruß des Obersten Lesko — denn dieses war der Redende — mit den höflichsten Worten, und versicherte ihn und seinen Begleiter, den Prinzen Joseph P., wie sehr glücklich er sich schätze, die Einsamkeit seines Landlebens durch so angenehmen Besuch unterbrochen zu sehn. Unter diesen Reden waren sie mit den Damen zusammengetroffen; aber in dem Augenblicke, wo der Graf den Mund öfnete, um auch diese zu begrüßen, wurde das Pferd der Fürstin scheu, bäumte sich, und warf, nach einigen lebhaften Sprüngen, die Fürstin ab. Sie würde auf den harten Boden gefallen seyn, hätte nicht der Graf mit einer Hand die Zügel des brausenden Rosses ergriffen, und mit dem andern Arme die Herabfallende aufgefangen. Er hielt sie einen Augenblick an sich gedrückt, während ihre Begleiter von den Pferden sprangen, die Einen, um sie auf die Erde herabzuheben und auf ihre Füße zu stellen, die Andern um ihr Pferd zu beruhigen. Sie selbst schien durch diesen Zufall weniger erschreckt als belustigt zu seyn,

so wie ihn auch Frau von Lesko, nach dem ersten Schrecken, lustig genug fand, um in lautes Lachen darüber auszubrechen. „Wenn wir einmal die Amazonen spielen wollen,“ sagte sie, „so dürfen uns solche Ereignisse nicht aus der Fassung bringen. Es müßte schlimm seyn, wenn uns der Himmel nicht immer zur rechten Zeit einen entschlossenen Ritter zuschickte. Aber jetzt, Prinz, helfen Sie mir herab; denn ich denke wir thun Alle besser, den Rest des Weges zu Fuße zu machen.“

Nachdem der Graf für seine ritterliche Hülfe aus dem schönsten Munde den freundlichsten Dank empfangen hatte, fand er sich bald in ein ununterbrochenes Gespräch mit der Fürstin verwickelt. Sie war erst kürzlich von einer Reise zurückgekehrt, auf der sie mit einigen Bekannten des Grafen in Verbindung gekommen war; ein Umstand, der leicht den Anfang eines Gespräches macht, das dann von Weltleuten ohne Mühe fortgewebt wird. Die Fürstin war geistreich und beredt, und während des kurzen Weges stellte sie eine ganze Gallerie

von Bildnissen auf, jedes mit einem witzigen Epigramme geschmückt, zwischen die sie so viele verbindliche Wendungen zu flechten wußte, daß die eitle Psyche des Grafen eine Falte ihrer Schwingen nach der andern ausbreitete, und ehe er noch seinen Park erreicht hatte, recht lustig mit dem bunten Flügelpaare schlug.

Constanze saß indeß in einer Rosenlaube, die sich mit ihren Blüthen und Knospen wie ein Kranz um sie herzog, und prüfte spielend die Liebe ihres Gemahls an der Krone einer Todtenblume. Sie hatte eben das vorletzte Blatt ausgerissen, das ein wenig sprach, und war im Begriff, das letzte mit seinem traurigen gar nicht auszuziehn, als der Graf in den langen Schattengang trat, welcher nach der Laube führte, und eben beym Eintreten die schöne Hand seiner Begleiterin fallen ließ, die er an seine Lippen gedrückt hatte. Constanze warf die abgeleerte Blume zur Erde, und eilte ihrem Gemahle entgegen, an den sich in demselben Augenblicke auch der Rest der Gesellschaft anschloß.

„Ich habe,“ sagte der Graf, nachdem er sich seiner Gemahlin genähert hatte, „das unaussprechliche Vergnügen, meiner theuern Constanze eine Freundin zuzuführen, welche die Güte haben will, unsre Einsamkeit durch ihre Gesellschaft zu verschönern;“ und noch hatte er diese Worte nicht ausgesprochen, als die Fürstin Constanzen in die Arme nahm. „Wie glücklich macht es mich,“ sagte sie, „meine geliebte Freundin nach so langer Zeit an meine Brust zu drücken, und Zeugin des Glücks zu seyn, das sie ohne Zweifel an der Seite eines solchen Gemahls genießt.“

Die junge Gräfin erwiederte diese begeisterte Anrede nicht mit gleicher Lebhaftigkeit, aber mit dem Anstande einer Frau von Welt. Auch der Oberste stellte jetzt seine Gemahlin vor, die sich auf den Arm des Prinzen stützte, und ihre Blicke fast mit mehr Neugierde auf Constanzens Gestalt heftete, als zarte Sitte erlauben dürfte. Und als diese die Augen niederschlug, sah Frau von Lesko lächelnd an dem Prinzen hinauf, der, zum Zeichen, daß er ihre Meinung verstanden, ihren Arm leise drückte. „Sie ist

schöner, als ich geglaubt hatte," sagte sie hierauf, als sich Constanze an dem Arme des Obersten etwas entfernt hatte; „panzern Sie Ihr Herz; Sie stehen auf einem gefährlichen Posten." — „Ich bin durch einen Talismann geschützt," antwortete der Prinz, „der jedem Zauber widersteht, während er selbst alles bezaubert." — Nun wir wollen sehn, erwiederte Frau von Lesko: ich habe wenigstens meine Pflicht gethan; und Sie können darauf rechnen, setzte sie schalkhaft hinzu, daß ich Sie beobachten werde.

Besuche der Art, wie dieser war, sind in keinem Lande gewöhnlicher, als in Polen. Der Adel, welcher den Sommer auf dem Lande zubringt, ist fast immer in Bewegung. Die Nachbarn bilden gleichsam eine Familie, die nur mit dem Aufenthalt wechselt, um der Einförmigkeit und Langenweile zu entgehn, und sich bald auf diesem, bald auf jenem Schlosse, bald mehr bald minder zahlreich versammelt. So konnte denn auch dieser Besuch nicht auffallend seyn. Aber doch lag ihm mehr zum Grunde, als scheinen sollte, und die Aeußerungen der Fürstin bezeichnete...

Die Fürstin Julie, aus einem polnischen Geschlecht, aber seit einigen Jahren mit dem russischen Fürsten Czec...ow vermählt, war bis zu ihrem Eintritte in die Welt in Einem Kloster mit Constanzen erzogen worden. Unter den zahlreichen Kostfräulein zogen diese beyden die Augen am meisten auf sich, und wenn sich schon Einige mehr für Diese, Andre mehr für Jene erklärten, so war doch Niemand zweifelhaft, daß bey einem Wettstreite der Schönheit einen von beyden der Preis zufallen müßte. Aber wie sie an Gestalt und Farbe verschieden waren, so auch im Innern. Juliens blonde Farbe verhieß ein sanftes Gemüth, so wie ihre Bewegung ein bequemes Hingeben erwarten ließ. Wenn sie aber die schmalen Purpurlippen öfnete, so ergoß sich ihre Rede mit einer Lebendigkeit, ihre Urtheile waren so scharf, ihre Bemerkungen so witzig und oft so beißend, daß man sie hätte fürchten müssen, hätte sie nicht verstanden, diese Furcht, so oft sie wollte, durch liebkosende Schmeicheley zu bannen. Und ob sie gleich in keinem Talente Constanzen übertraf, so schien sie doch reicher begabt, weil sie

mit ihrem Wissen offnen Markt hielt, Constanze aber das ihrige wenig kund gab, glücklicher in dem stillen Besitz, als in der Bewunderung der Welt. Während die Eine, dem Nautilus gleich, allen Glanz ihrer Farben im Sonnenscheine zeigte, verbarg die Andre die köstlichen Perlen, die ihr Inneres enthielt, und entzog, bey dem Lobpreisen ihrer eiteln Erzieherinnen, gern ihr Erröthen und die Beweise ihrer Talente den Augen bewundernder Besucher.

Diese Bescheidenheit schützte Constanzen nicht gegen den Neid ihrer Nebenbuhlerin; und da es nicht selten geschah, daß Julien, wenn ihre Ansprüche allzu laut geworden, Constanzens Sittsamkeit zur Nachahmung empfohlen wurde, so wuchs der Neid bald in Widerwillen aus. Reich an Erfindungen von Kränkungen, die, wie unbedeutend sie auch an sich sind, doch durch öftere Wiederkehr selbst ein duldsames Gemüth verwunden; an kleinen kecken Lügen, die in dem engen Verkehr des Klosterlebens Zwiespalt und Haß gebähren; unendlich geschickt, Fäden, welche einfach neben einander laufen, zu verwirren, ohne daß ihre Hand da-

bey zum Vorschein kam, und wo irgend ein Funke des Verdrusses lag, ihn unter dem Scheine gutmüthiger Theilnahme anzufachen; alle diese Gaben machte sie unablässig gegen Jedermann, aber gegen keine ihrer Gespielinnen häufiger geltend, als gegen die stille, arglose, sich streng beherrschende Constanze.

Eben wie Wohlthaten den Geber oft mehr als den Empfänger binden, und die Grosmuth später still steht, als die Dankbarkeit, so pflegen auch Beleidigungen mehr den, von welchem sie ausgehn, in seinem Hasse zu befestigen, als die, deren Kränkung ihr Ziel ist. Constanze fühlte sich erleichtert, als Julie das Kloster verließ; aber sie dachte von nun an nur selten an sie, und immer ohne Bitterkeit. Auch Julie hätte vielleicht in dem Ringeltanze der großen Welt, die sie nach ihrer Vermählung aufgenommen hatte, die Erinnerung an die alte Feindseligkeit verlohren, wäre sie nicht durch die Sendung ihres Gemahls an die persische Gränze veranlaßt worden, ihren Verwandten in Warschau einen Besuch zu machen. Als sie ankam, hatte der Graf die Stadt schon

verlassen. Sie hörte ihn oft und mit Auszeichnung nennen; und während sein bedenklicher Ruf ihre Eroberungssucht reizte, fühlte sie Constanzens Glück, wie eine ihr zugefügte Beleidigung. „Wer hätte sich eingebildet," sagte Einer, „daß der Graf mit seinem geprüften Herzen unter die Herrschaft seiner Frau kommen würde?" — „Sie trinken jetzt aus dem Meere der Liebe," sagte ein Andrer. — „Und dem Sprichwort zuwider," setzte ein Dritter hinzu, „werden sie auf diese Weise bald den Boden des Meeres sehn."

Diese Bemerkungen warfen den Saamen des Bösen in das Herz der Fürstin, wo es einen ganz bereiteten Boden fand. „Wie wär' es," sagte sie eines Tages, „wenn wir dieses girrende Paar überraschten, um durch den Anblick seiner fabelhaften Zärtlichkeit unsern schwachen Glauben zu stärken? Das Leben hier wird von Tag zu Tage einförmiger, die Gesichter immer länger, das Gespräch immer einsylbiger. Was bindet uns hier? Sie, Oberst Lesko, wollen ohnehin auf das Land; ich begleite Sie. Das Nest der Girrenden liegt, wie ich höre,

nicht weit vom Wege ab. Die Gräfin kenne ich, und ihren Mann wünsche ich kennen zu lernen. Es wäre sonderbar, wenn er einen Besuch von uns nicht mit Dankbarkeit aufnähme. Der Prinz hier geht ohne Zweifel auch mit und beschäftigt die junge Frau, während wir, liebe Sophie, uns des Mannes bemächtigen. Das wird uns besser unterhalten, als die einschläfernden Berichte vom Reichstage, die längst ein Ende hätten nehmen sollen."

Die ganze Gesellschaft fand diesen Vorschlag nach ihrem Geschmack. Dem Obersten schmeichelte die Begleitung der Fürstin, und der Prinz dankte ihr im Stillen für den Plan, der das geheime Einverständniß, das er seit einigen Tagen mit Frau von Lesko unterhielt, so glücklich verschleyerte. Nebenbey war es Allen erwünscht, die Ergebnisse des Reichstages lieber fern von der Hauptstadt zu erwarten, wo die Zurückgebliebenen von einer Partey mit Mistrauen, von der andern mit entschiedener Abneigung betrachtet wurden.

Wenige Tage waren nach Abfassung jenes Entschlusses verflossen, als sich der Corsaren-

bund auf den Weg machte, und unter der Flagge der Freundschaft in den Hafen einlief, den er zu zerstören Willens war. Der Graf zog seiner Seits alle Freudenwimpel auf, und dachte auf nichts, als wie er die geschickt manövrirende Armade recht ehren, und den Feinden seiner Ruhe recht viele Freude machen möchte. Auch Constanze that, was sie vermochte, aus Liebe zu ihm. Aber immer war es ihr, als hörte sie, durch das Glockenspiel geistreicher Gespräche und schmeichelnder Reden hindurch, in der Tiefe ihrer Brust eine lispelnde Stimme, die ihr das traurige „ein wenig! gar nicht!" wiederholte; und in der Nacht träumte ihr, sie läse die Perlen zusammen, die ihr bey der Trauung entfallen waren.

Leider kam die Sache noch schneller in Gang, als die Eitelkeit der Fürstin erwartet hatte. Diese schlang die Polypenarme ihrer Eroberungslust so fest um den Grafen, wie er die seinigen bey'm Fall vom Pferde um sie geschlungen hatte, nur auf längere Zeit und mit schlimmern Absichten. Kaum hätt' er ihr entfliehen können, wenn er auch gewollt hätte;

aber er wollte nicht. Juliens Glanz hatte ihn geblendet, und die schlauen Künste, die sie von dem ersten Zusammentreffen an mit ihm trieb, hatte das ganze Pandämonium der verkehrten Neigungen in ihm aufgeregt, das einige Zeit hindurch von Constanzens Liebe beherrscht worden war. Der Liebe seiner Gemahlin war er gewiß; die der Fürstin war erst zu gewinnen; und Leute von Xavers Art sind den Jägern gleich, denen der Sieg alles, die Beute des Siegs nichts ist. Wir wollen nicht sagen, daß er seine Gemahlin augenblicklich vergessen habe; davon war er weit entfernt. Er mochte aber glauben, dem langen Epos seiner Liebe zu ihr ohne Schaden des Ganzen eine kürzere Episode einweben zu können; oder er mochte nur an die Befriedigung seiner Eitelkeit denken, ohne den Schmerz zu berechnen, den diese einem andern Herzen kosten würde; oder er mochte, was das Wahrscheinlichste ist, ohne irgend etwas bestimmtes zu denken, blindlings dem Zuge der Neigung zu Veränderung folgen; so viel ist gewiß, daß eine Woche hinreichte, um den heitern Himmel des beneideten Paares

mit Wolken zu trüben, und drohende Gewitter zusammen zu treiben. Am ersten und zweyten Tage bewies der Graf, obgleich durch die Pflichten des Wirthes zerstreut, seiner Gemahlin die vorige Zärtlichkeit; am folgenden die höflichste Aufmerksamkeit; am vierten gewöhnliche Höflichkeit; in den nächsten Tagen ließ sich Kälte und Entfernung spüren, und am siebenten konnte man kaum noch zweifeln, daß Erklärungen Statt gefunden, durch die man sich nicht genähert haben möchte.

Die Fürstin triumphirte. Was auch Constanze thun mochte, das traurige Geheimniß den Augen ihrer Gäste zu verhüllen, sie war zu wenig in dem Maskenspiele der Welt geübt, um Juliens scharfe Blicke zu täuschen; und was hätte es ihr auch geholfen, ihre Rolle mit entschiedener Meisterschaft zu spielen, da sie von ihrem Mitspieler so wenig unterstützt wurde? Je mühsamer sie aber die blutende Wunde verbarg, desto mehr gefiel sich die Fürstin in der Rolle der zärtlichen Jugendfreundin; so daß man hätte glauben sollen, sie sey an dem veranstalteten Uebel vollkommen

unschuldig. Doch täuschte sie Niemanden, den Grafen ausgenommen, der, zu seiner größten Bestürzung, die Hofnung des Siegs fast noch schneller verwelken sah, als sie aufgeblüht war. Julie war weit entfernt, sich im Ernst um seinen Besitz zu kümmern. Es war ihr genug an dem Unheile, das sie stiftete; an Constanzens Demüthigung, und an dem Scheine unbeschränkter Herrschaft über Xaver. In dem Kampfe des Truges und der Eitelkeit, den beyde kämpften, waren ihre Waffen zu ungleich. Denn während Julie die ihrigen mit aller der Sicherheit führte, die eine vollkommene Freyheit des Willens verstattet, verstrickte sich Xaver immer mehr in eine Leidenschaft, die ihn nicht glücklich, Constanzen aber über allen Ausdruck unglücklich machte.

So gut indeß auf dieser Seite dem zerstörenden Geiste sein Werk gelang, so wenig wollte es ihm auf der andern gelingen. Der Prinz that was er konnte, um die übernommene Rolle mit einigem Feuer zu spielen; aber wenn es ihm auch mehr Ernst damit gewesen wäre, Constanze zeigte so wenig Nei-

gung zu einer Doppelscene, daß er nie über die Exposition hinauskommen konnte. In den ersten Tagen hatte sie seine Bemühungen mit leichtem Scherze abgewehrt; aber als er fortfuhr, sich um ihre Gunst zu bewerben, hatte sie ihm eine Kälte entgegengesetzt, die wenig von Verachtung verschieden war. Wie es aber bisweilen geschieht, daß der zum Spielwerk gemisbrauchte Pfeil verwundet, so fühlte sich auch der Prinz bey seinem eiteln Spiele zuweilen stärker angezogen, als sich mit seinen übrigen Verhältnissen vertrug. Dies ging nicht ohne Verdruß für ihn ab. Denn wie er sich immer auf die getroffene Verabredung berufen mochte, der scharfsichtigen Eifersucht seiner ältern Freundin entging es nicht, daß er über die Abrede hinausschritt, und da einmal Betrug und Täuschung ihr Werk hier trieben, so überredete sie sich, die Betrogene zu seyn. Während ihm also auf der einen Seite seine Bemühungen fehlschlugen, mußte er von der andern alle die Vorwürfe dulden, die nur eine vollständige Untreue hätte verdienen mögen.

Eines Abends, als der größere Theil der Gesellschaft tief verstimmt, von Furcht und Hoffnung, Mismuth und Eifersucht gefoltert, den Schein der Heiterkeit nur mit Mühe behauptete, und, außer dem Obersten, der sich gleichgültig unter den Uebrigen bewegte, eigentlich nur die Fürstin mit sich selbst und dem Fortgange ihrer unheilbringenden Bemühungen zufrieden war, warf diese den Vorschlag hin, das Schäferdrama des Landlebens durch Veränderung der Scene anzufrischen. „Ich war im Begriff, diesen Vorschlag zu thun, sagte der Oberste; ein dringendes Geschäft ruft mich nach Leskowo, und es ist Zeit, daß wir unsern zuvorkommenden Wirth und seine schöne Gemahlin von ihrer Einquartirung befreyen. Doch hoffe ich, daß wir uns darum nicht trennen werden. Unsere gütigen Wirthe begleiten uns, und setzen dieses heitere Leben noch einige Zeit mit uns fort. Einige meiner Nachbarn werden unsern Kreis erweitern, und diesen schönen Damen neue Unterhaltung gewähren. Wir Männer finden dort gute Jagd, und jeden Abend eine Bank, bey der man die Grillen

am leichtesten vergißt. Für andern Zeitvertreib werden die Frauen sorgen."

„Wenn Sie meine Bewirthung nicht länger annehmen wollen," erwiederte der Graf, „so müssen wir wohl Ihrer Einladung Folge leisten, und unsern liebenswürdigen Gästen nachziehn. Meine Frau wird der nämlichen Meinung seyn."

Ueberrascht durch einen Vorschlag, der eine Fortsetzung ihrer Qualen enthielt, antwortete Constanze: Ich fürchte zu dieser Reise nicht wohl genug zu seyn. — Und in der That war sie während dieses Gespräches so blaß geworden, daß ihr Vorgeben Wahrheit scheinen konnte.

Der Graf sah sie mit finstern Blicken an.

„Armes, liebes Kind," sagte die Fürstin, mit dem Scheine mitleidiger Güte sich zu ihr wendend, „was fehlt Ihnen? In der That, Sie sehen übel aus. Ihre Stirn ist heiß. Lieber Prinz, Sie verstehen sich ja ein wenig auf Arzneykunst. Fühlen Sie doch unsrer lieben Kranken an den Puls. — Reichen Sie ihm den Arm, Liebe. — Nein, Sie können nicht

reisen. Das Beste ist, daß Sie, Lesko, mit Ihrer Frau vorausgehn; ich bleibe hier, meine Freundin zu warten, so lange bis sie im Stande ist, Ihnen nachzufolgen. Damit es uns aber nicht an Unterhaltung fehlt, läßt es sich der Prinz bey uns gefallen, der auch, bis zur Ankunft eines andern Arztes, alles Nöthige verordnen kann."

Constanze, durch diese boshaften Worte empört, die der gutmüthige Ton der Sprechenden noch mehr vergiftete, fühlte eine glühende Röthe auf ihren Wangen, während sich ihre Brust von tiefem Unwillen hob. Dem Grafen blieb dieses Erröthen nicht unbemerkt. Er sah darin ein Bekenntniß geheimer Schuld, und so viel er sich auch selbst zu verzeihen hatte, so ergrimmte er doch bey dem Gedanken, daß Constanze seiner Verzeihung bedürfen möchte.

Nach einer kurzen Entschuldigung verließ sie das Zimmer, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Sie sah die Ränke der Fürstin und die Schwachheit ihres Gemahls, und es wurde ihr bald genug klar, daß, wenn sie

auch die Rolle der Kranken fortzuspielen vermöchte, ihr Zurückbleiben das Uebel leicht noch verschlimmern könnte. Auch das sah sie, daß, wenn sie jetzt ihren Unwillen niederkämpfte, neue Kränkungen ihrer warteten. Sollte sie Zeugin der Triumphe einer Nebenbuhlerin seyn? oder konnte sie hoffen, durch ihre Gegenwart diesen Sieg zu verzögern?

Sie stritt noch mit sich selbst, als der Graf in das Zimmer trat.

„Wie geht es Ihnen?“ sagte er bey'm Eintreten. „Ich glaubte, Sie hätten sich niedergelegt, um von Ihrem Uebelbefinden auszuruhn. Aber Sie sind noch nicht einmal ausgekleidet. Erwarten Sie Jemand?“ —

Er sprach diese Frage hastig und kaum hörbar aus. Constanze beantwortete sie nicht. „Ich habe mich zurückgezogen,“ sagte sie, „um Gedanken nachzuhängen, die nicht geeignet sind, die Ruhe zu fördern.“

Da diese Wendung einen Angriff befürchten ließ, fand der Graf für gut, diesem zuvorzukommen. „Man muß Sie bewundern,

Gräfin!" sagte er. „Ihre Krankheiten kommen und gehen, wie es Ihnen beliebt."

Constanze erröthete. Der Vorwurf ihres Gemahls war nicht ohne Grund, und da ihr wahrhaftes Herz in dem Verhältnisse zu ihm jede Falschheit verschmähte, war sie schon im Begriff, ihn wegen ihres Vorgebens um Verzeihung zu bitten, und ihm die Veranlassung dazu aufrichtig zu enthüllen. Aber noch suchte sie nach der mildesten Wendung, als er mit der Bitterkeit, die zu den Kriegslisten der Männer gehört, wenn sie im Bewußtseyn ihres Unrechts den Krieg in das Gebiet des Gegners spielen wollen, sagte:

„Sie machen sich und mich durch diese Komödien lächerlich."

„Mich vielleicht," erwiederte die Gräfin, „aber Sie durch meine Schuld sicherlich nicht. Und was kann es mich kümmern, lächerlich zu seyn, da ich unglücklich bin?"

Constanzens Herz war durch den Ton ihres Mannes von neuem empört; doch drängte sie den gerechten Stolz zurück, und sprach diese Worte mit dem mildesten Tone aus. Zugleich erhob sie

sich von ihrem Sitze, um sich ihrem Gemahle zu nähern. Sie wollte sich an seine Brust werfen; sie wollte von dem Glücke sprechen, das sie in ihrer Zurückgezogenheit genossen hätten, und wie dieses Glück durch das Dazwischentreten weniger Tage gestört, erschüttert, vielleicht auf immer gefährdet sey.

Eine verworrene Ahnung von ihrer Absicht fuhr dem Grafen durch den Sinn. Das Bewußtseyn seiner Schuld verhärtete sein Herz noch mehr. Er trat einige Schritte zurück und frug mit noch größerer Bitterkeit:

„Wer macht Sie unglücklich, wenn ich fragen darf? Ihr Mann oder Ihr Liebhaber?“

Bey dieser Frage trat auch die Gräfin einen Schritt zurück. Der Unwille hemmte die Worte, die schon aus der Tiefe ihres Herzens hervorquollen, und Xaver ergriff das Verstummen der tief Gekränkten, als Bekenntniß der Schuld mit hartherziger Gier.

„Wer macht Sie unglücklich? frage ich. Bin ich nicht nachsichtig, nicht gefällig genug? Wann hab' ich je Ihr Thun, Ihre Worte be-

lauert? Wann habe ich es je an Vertrauen mangeln lassen? Wann? —"

Constanze schwieg noch immer.

„Soll ich Sie bey der Hand nehmen," fuhr er mit niedriger Bosheit fort — wie denn die Menschen nie kleiner sind, als wenn sie kränken wollen — „soll ich Sie dem Prinzen gegenüberstellen und sagen: Da nimm ihn hin, und freue Dich seiner Liebe? Würde Sie das glücklich machen?"

„Ich verstehe Sie nicht;" sagte die Gräfin, und ihre Thränen strömten, ohne daß sie es inne wurde, über ihre Wangen. „In Wahrheit, Xaver, ich begreife nichts in Deinen Worten, außer der Absicht, mich zu kränken."

„Daß der Prinz Dich liebt; daß Du ihn liebst; daß Ihr Euch zusammen versteht, und daß die Welt, die dieses Einverständniß sieht, mich verlacht. Das ist, was ich meine."

Diese Worte gaben Constanzen ihre ganze Kraft zurück. „Wenn Du das wirklich meinst, erwiederte sie mit trocknen Augen, so muß ich Dich schmerzlich beklagen; noch schmerzlicher, wenn Du es nur vorgibst. Ich den Prinzen

lieben? Ich im Einverständnisse mit ihm seyn! Und das glaubtest Du? Das wärst Du im Stande ernstlich zu glauben, Xaver?"

Sie sah bey diesen Worten ihren Ankläger mit festen Blicken an; er schlug die Augen zu Boden und schwieg.

„Ich sollte den Prinzen lieben," fuhr sie mit erhöhtem Selbstgefühl fort, „ihn, dessen ganzes Wesen mich abstößt! Wenn je mein unglückliches Schicksal wollte, daß ich mich so weit verirrte, einen andern Mann zu lieben, als dem ich Treue geschworen habe; oder sollte mich Gott so tief sinken lassen, meines Eides und meiner Ehre zu vergessen, so rufe ich ihn und alle seine Heiligen zu Zeugen an, daß ich viel zu stolz bin, um mein Gefühl scheu zu verbergen, und auf geheimen Wegen Liebe zu stehlen. Ich hoffe zu Gott, daß er mich rein erhalten soll von so gräßlicher Schuld; aber wenn je ihr Keim in meinem Herzen aufgehen sollte, so will ich ihn selbst aus meiner Brust ziehn, und in Deine Hand legen; Du sollst mein Verbrechen sehn, und das strafbare Herz zerdrücken."

Nachdem sie so gesprochen, verhüllte sie ihr Gesicht; ihre Thränen flossen von Neuem, und mit erstickter Stimme und emporgehobenen Händen sagte sie: Ach, Xaver, daß es solcher Schwüre unter uns bedarf!

Der Graf überrascht von der Festigkeit und Würde, mit der er seinen falschen Angriff zurückgeschlagen sah, konnte in diesem Augenblicke nicht umhin, sich seiner edeln Frau gegenüber sündhaft und klein zu finden. Aber er hielt sich bey diesem Gefühle nicht lange auf, das schnell der Zufriedenheit wich, die er bey einer Versicherung fühlte, in die er keinen Zweifel setzen konnte, und der Freude, seine eigne Schuld nicht erwähnt zu hören. „Wenn ich irrte,“ sagte er, indem er die Hand seiner Gemahlin ergriff, „so verzeih. Eifersucht ist die Tochter der Liebe. Aber ich hätte wissen können, wie leicht der Anschein trügt. Laß uns Frieden machen, Constanze, und das Glück unsrer Ehe nicht durch eiteln Verdacht zerstören.“

Bey diesen Worten zog er sie in seine Arme. Sie folgte ihm ohne Groll und weinte an seinem Herzen; aber Beruhigung fand sie

nicht. Sie verstand, was die letzten Worte ihres Gemahls sagen wollten, und sie fühlte nur allzu gut, daß jetzt nicht der Augenblick war, wo sie sein Unrecht berühren oder ihn mit Erfolg warnen durfte. Nachdem sie sich aber wieder getrennt hatten, beschloß sie, was es ihr auch kosten möchte, der Pflicht jedes Opfer zu bringen. Der Kampf war schwer, aber sie gewann den Sieg. Am folgenden Morgen erklärte sie ihrem Gemahl mit der Heiterkeit, welche die Siege der Pflicht begleitet und lohnt, daß sie bereit sey, ihm nach Leskowo zu folgen. Die Schmerzen, die sie erwarten durfte, achtete sie nicht; denn sie war überzeugt, daß Xavers unglückliche Leidenschaft, wenn durch irgend etwas, nur durch ihre Gegenwart beherrscht werden könnte.

Während diese Stürme den kleinen um Xaver versammelten Kreis bewegten, nahte sich das Schicksal der Republik immer mehr dem Rande des Abgrundes, in welchem sie ihren Untergang finden sollte. Die Hofnung, mit welcher der Targowitscher Bund die Nation so

lange zu täuschen gewußt hatte, durch die Großmuth seiner Beschützerin andre feindselige Angriffe zurückzuschlagen, verlohr mit jedem Tage von ihrer Wahrscheinlichkeit, und als das Trugbild allmählig ganz in Nebel zu zerfließen schien, fing man an, sich auf den Wunsch zu beschränken, daß wenigstens der Rest des bedrängten Landes unter dem Schirm der erhabenen Beschützerin des Bundes, wenn diese nur erst befriedigt wäre, Rettung und Sicherheit finden möchte. Von der Gesellschaft des Obersten waren die meisten zu eng mit den Häuptern jenes Bundes vereinigt, um sein unheilbringendes Streben zu misbilligen, und sie hörten nicht auf zu behaupten, es würde sich Alles, zum Erstaunen der Welt, ganz anders als man denkt, gestalten, und das Glück der Republik und das Ansehen des Königs auf einen festern Grund als je zuvor gestellt werden.

Niemand war eifriger als der Oberste, sich selbst in der Täuschung zu erhalten, in der er seine Beruhigung fand. Ein warmer und aufrichtiger Freund seines Vaterlandes, dessen Unverletzbarkeit einer seiner Glaubensartikel war,

wies er jeden Zweifel an einem glücklichen Ausgange des Reichstags mit einer Lebhaftigkeit zurück, die bisweilen den Frieden der Gesellschaft bedrohte. Der Prinz und die Fürstin unterstützten ihn dabey, doch mit geringer Aufrichtigkeit, und wenn man Thatsachen gegen sie anführte, gaben sie zu verstehen, daß sie Kenntniß von Geheimnissen hätten, die, wenn sie offenbar würden, alle jene Thatsachen niederschlagen müßten. Am ungläubigsten bewies sich der Graf hierbey. Die Erinnerung an den glücklichen Tag, an welchem sich seit langer Zeit zum erstenmale König und Volk in der Bestätigung einer allen genügenden Verfassung zusammengefunden, hatte ihn nie ganz verlassen, und zog ihn überall, wo er unabhängig von Andern dachte und fühlte, auf die Seite der Freyheit hin. Dieses Gefühl, das in dem Drange der Eitelkeit nur selten emporloderte, und durch die Politik seines Vaters immer gehemmt worden war, hatte in dem Umgange mit Constanzen Nahrung bekommen. Ohne sich in die Tiefen der Staatskunst zu senken, liebte Constanze ihr Vaterland

mit der ganzen Fülle ihres schönen Herzens, und der begeisternde Gedanke an seine Freyheit und Selbstständigkeit hatte durch ihre Ehrfurcht gegen den Schöpfer der Verfassung, ihren edlen Grosoheim, Leben und Körper gewonnen. Die Gestalt dieses Mannes, den sie oft in dem Hause ihrer Mutter gesehn, und der ihr eine väterliche Zärtlichkeit bewiesen hatte, stand wie das Bild eines höhern Wesens vor ihrer Seele, und verbreitete über Alles, was von ihm ausgegangen war, eine stille und heilige Würde. Oft sprach sie von ihm zu Xaver, und indem sie das Reden und Thun des Mannes mit seelenvollen Worten schilderte, gelang es ihr bisweilen, die Gefühle, die ihr eignes Herz belebten, auch in dem seinigen zu wecken. Schon fing er an jene Unseitigkeit zu verachten, welche die Zuflucht der Schwäche und des Eigennutzes ist, und sein Gemüth nach einem edleren Ziele zu richten; und es ist kaum zu zweifeln, daß ihn dieses Bestreben gelungen seyn würde, wäre es nicht durch den unheilbringenden Besuch der Fürstin gestört worden.

Die Versetzung der Gesellschaft nach Leskowo hatte ihr neues Leben gegeben. Da dieses Schloß in der Nachbarschaft großer Güter liegt, so fehlte es nie an Besuchen, die ab- und zugingen, und zu mannigfaltigen Vergnügungen Anlaß gaben, wie sie ein reiches Haus auf dem Lande bieten kann. Jagd und Fischfang am Morgen, bisweilen ein gemeinschaftlicher Ritt, eine wohlbesetzte Tafel, Witzspiele am Abend, und hohes Glücksspiel bis spät in die Nacht — dieses und anderes verdrängte oft Tagelang die Erinnerung an das Schicksal des Vaterlandes, dessen Entscheidung sich von einem Tage zum andern verzog. Was heute als Wahrheit verkündigt worden war, wurde am folgenden Tage als Erdichtung widerlegt; und da jede neue Täuschung die Unbehaglichkeit vermehrte, in der man sich befand, oder wenigstens die Ruhe störte, deren man genießen wollte, so kam man überein, jedem Gerüchte den Zugang zu wehren, bis eine amtliche Kundmachung allem Zweifel ein Ende machen würde.

Eines Morgens, als es eben anfing im Schlosse Tag zu werden, erschien an der Gartenseite desselben ein Reiter, dessen Blicke die Fenster des untern Stockwerks aufmerksam musterten. Der Tritt seines Pferdes zog die Fürstin, die in diesem Augenblicke ihr Lager verlassen hatte, an das Fenster; sie öfnete es, und begrüßte den Wohlbekannten mit den Worten: O Stanislas! Endlich! Seyn Sie mir tausendmal gegrüßt, und wenn Sie gute Nachrichten mitbringen, abertausendmal.

Ich bin der glücklichste unter den Sterblichen, antwortete der Reiter, indem er sein Pferd näher nach dem Fenster hintrieb, die Nachricht, die ich Ihnen bringe, gnädigste Fürstin, zuerst in Ihre schönen Hände legen zu können. Ich habe keinen Augenblick gesäumt, setzte er hinzu, indem er die schwarzen Locken von der feuchten Stirn strich, und auf sein mit Schaum bedecktes Roß sah, um dieses Glücks theilhaft zu werden, und ich darf hoffen, daß der Inhalt meiner Botschaft — —

Die Augen der Fürstin funkelten. „Geschwind, lieber theurer Stanislas, geschwind, was bringen Sie?"

Und nun erzählte Stanislas Kossakowski, daß alle Wünsche der erhabenen Kaiserin erfüllt, und jeder Widerstand besiegt sey. Die Freunde der nordischen Semiramis, fuhr er fort, triumphiren, ihre Feinde wüthen und fliehn. Aber wohin können sie fliehn, um ihrem mächtigen Arme zu entgehn? Man war eben im Begriff, die Cessionsakte zu unterzeichnen; und sobald ich davon sichere Kunde bekam, bestieg ich meinen Brilliador, und gönnte mir weder Tag noch Nacht Ruhe, um die Wünsche der göttlichen Julie zu erfüllen.

Die Fürstin klopfte in die Hände vor Freude; dann riß sie schnell den Zweig eines Oleanders ab, der vor ihrem Fenster blühte, krümmte ihn zusammen, und warf ihn auf das entblößte Haupt des beglückten Boten. „Lassen Sie sich im Schlosse nichts merken," lispelte sie ihm zu; „wenigstens heute nicht; und wenn man vielleicht in Sie dringen sollte, sprechen Sie von Wahrscheinlichkeiten, von Be-

sorgnissen. Die Ursache sage ich Ihnen nachher. O die herrliche Nachricht! wie wird sie gewisse Leute demüthigen. — Aber jetzt entfernen Sie sich. Niemand darf wissen, daß wir uns gesprochen haben."

Bey diesen Worten drückte die Fürstin die Finger auf die Lippen und zog sich vom Fenster zurück. Und in diesem Augenblicke trat aus dem Gebüsch ein Mann hervor, den sie am wenigsten zum Zeugen einer geheimen Unterredung mit dem Angekommenen hätte haben mögen, und dessen zufällige Anwesenheit ihr den Aufenthalt zu Leskowo zu verleiden anfing.

Der Mann, welcher der Fürstin so wenig gefiel, war Niemand anders, als der Major Zaidlitz, den ein Sturz mit dem Pferde in der Nähe des Schlosses hierher gebracht hatte. Die Beschädigung, die er erlitten, schien ziemlich unbedeutend; da aber der Wundarzt erklärte, daß er durchaus einiger Ruhe bedürfe, wenn er sich nicht einer langwierigen Lähmung aussetzen wolle, ließ er sich die Einladung des

Obersten gefallen, der ihn mit zuvorkommender Höflichkeit ersuchte, sein Haus als das seinige anzusehn. „Ein Zufall," sagte dieser, als er den Angekommenen seiner Gemahlin und ihren Gästen vorstellte, „von dem ich hoffe, daß er keine nachtheiligen Folgen haben soll, hat uns das Glück verschafft, diesen tapfern Offizier in unsrer Mitte zu haben, den das Ehrenzeichen an seiner Stirn, das er sich jenseit des Meeres geholt hat, besser schmückt, als ein funkelnder Stern an seiner Brust thun würde." — Jedermann begrüßte mit Achtung den Krieger, der sich unter Washington's Fähnen einen Nahmen gemacht, und die Wurzeln der amerikanischen Freyheit mit seinem Blute getränkt hatte. Die Fürstin allein schien nicht auf ihn zu achten, und während sich Alle auf die eine oder die andere Weise um ihn beschäftigten, zog sie den Prinzen in das Fenster, um ihm einige boshafte Bemerkungen über Constanzen mitzutheilen.

Diese hatte der Anblick des Majors nicht wenig überrascht. Sie hatte ihn, wie wir oben gehört haben, in dem Hause ihrer Mutter und

ihres Grosoheims gesehn, und er hatte sie, obgleich fast noch ein Kind, seiner Aufmerksamkeit werth gehalten. Der Ernst seines Wesens hatte sie nicht zurückgeschreckt, denn dieser Ernst wurde durch eine Anmuth gemildert, die, mit dem Rufe von seiner Tapferkeit verbunden, Liebe und Achtung gebot. Er sprach nicht viel, aber seine Rede war ausdrucksvoll, wie sein Gesicht, und ohne es zu suchen, belehrend und eindringlich. Constanze hatte nichts von dem vergessen, was er ihr jemals gesagt hatte; und da sie ihn nach dem Verlaufe mehrerer Jahre am Tage ihrer Trauung unter den Zuschauern erblickte, verrieth die Verwirrung, in die sie bey seinem Anblick gerieth, ihrem Herzen zum ersten Male den Antheil, den es an dem edlen Krieger nahm. Dieses Gefühl war gegenseitig. Er hatte in der Seele des aufblühenden Mädchens gelesen, und jedes Gespräch mit ihr hatte ihn überzeugt, daß diese offne Gestalt der reine Spiegel eines schönen Herzens sey, so wie ihr beseeltes Auge in ein tiefes und reichbegabtes Gemüth blicken ließ. Unter den mannigfaltigen Verhältnissen, die

ihn von der Heimath entfernt gehalten, hatte er diesen Eindruck bewahrt; und wenn er je die Mittelmäßigkeit seines Vermögens beklagt hatte, so war es nur darum, weil sie ihm die Bewerbung um Constanzens Hand untersagte.

Der Ueberraschung über das unerwartete Zusammentreffen folgte in beyden eine wehmüthige Freude, in welcher sich alte Erinnerungen und neuer Schmerz wunderbar mischten. Das Zusammenstimmen ihrer Gefühle, deren Grundton in beyden der nämliche, aber in jedem durch verschiedenartige Zusätze gemischt war, bildete sogleich nach der ersten Begrüßung jenes Einverständniß, welches keiner Erklärung bedarf, um sein Daseyn zu beglaubigen. Vieles war ihnen gemein; dieselbe Liebe für alles Edle und Große, die begeisterte Liebe des Vaterlandes, und die Ehrfurcht gegen die Männer, auf denen die Hofnung des Vaterlandes ruhte; und was in ihnen verschieden war, lag in der Verschiedenheit des Geschlechts und seiner Verhältnisse. So wurden sie gegenseitig durch das, was sie verschwiegen, wie durch das, was sie aussprachen, angezogen;

und bey dem Kummer, der sie verfolgte, fand Constanze in dem Umgange mit dem ernsten Jugendfreunde Milderung ihrer Schmerzen und einen Zuwachs von Kraft, die sie bey dem Anblicke des heillosen Spiels, das die Fürstin mit ihrem Gemahle trieb, oft zu verlassen drohte.

Die Verhältnisse, in denen die einzelnen Glieder der Gesellschaft gegen einander standen, waren von dem Major leicht durchschaut worden, und auch die stille Schwermuth seiner Freundin und ihre Veranlassung war ihm nicht verborgen geblieben. Auch das verstärkte das gegenseitige Band. Ein Kummer anderer Art lastete auch auf seinem Herzen, und sein Gesicht war mit der Ruhe, die es zeigte, einem Denkmale zu vergleichen, das auf dem Grabe der Liebe steht, und den Vorübergehenden Ergebung predigt. Beyden erschien die Theilnahme, mit der sie sich gegenseitig erquickten, fast wie eine Pflicht, und obgleich Jedes seine Wunde wie ein Geheimniß verhüllte, so setzte doch der Ton ihrer Gespräche, auch bey dem verschiedensten Inhalte, das Daseyn dieser Wunde bey dem Andern voraus. Und so war

der Major noch nicht drey Tage in Leskowo gewesen, als Niemand mehr zweifelte, daß zwischen ihm und der Gräfin ein geheimes Einverständniß Statt fände. Die Fürstin hegte diesen Glauben zuerst, und theilte ihn freygebig den Uebrigen mit. Ihr Ziel war erreicht. Denn ob Constanzens Tugend an den Künsten des Prinzen, oder an der Philosophie des Majors Schiffbruch litt, war ihr ziemlich gleichgültig; genug, daß sie wie ein schadenfroher Geist auf den Trümmern einer erschütterten Liebe saß; deren vollkommene Auflösung sie ganz füglich der Zeit überlassen zu können glaubte. In diesen Tagen söhnte sich der Prinz wieder mit Frau von Leskó aus, und da, nach einer alten Bemerkung, nichts die Liebe so sicher fördert, als ein Zwist, bey welchem beyde Theile Unrecht haben, so eilte auch dieses Paar das gegenseitige Unrecht, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, durch vermehrte Beweise ihrer Zärtlichkeit gut zu machen.

Da sich die Fürstin im Grunde wenig um den Grafen kümmerte, und auch der Plan,

ihn zum Proselyten ihrer Partey zu machen, keinen Fortgang hatte, so war ihr nichts erwünschter, als die Ankunft des lang ersehnten Boten von Grodno, des eigentlichen Inhabers ihres Herzens, Stanislas Kossakowski, der bey stolzen Ansprüchen, aber wenigen Mitteln, noch mehr um ihren Einfluß, als um ihre Liebe warb. Der Tag, an welchem er ihr die langersehnte Nachricht brachte, war der Tag ihres höchsten Triumphs. Von dieser Nachricht begeistert, strahlten ihr Augen und Stirn von ungewöhnlichem Glanz, während ein leiser Spott um ihre Lippe spielte, der ihr siegreiches Ansehn noch vermehrte. Nicht anders als wäre der Gewinn der reichen Eroberung ihr zugefallen, trug sie den Ausdruck eines beglückten Herzens zur Schau, mischte Stolz mit Herablassung, Würde mit Anmuth, Ernst mit Scherz, und vertheilte ihre Gunst, wie die Göttin des Glücks, an Jeden, der sich ihr näherte. Nie hatte sie dem Grafen bezaubernder geschienen; nie waren seine Wünsche kühner gewesen; und schon glaubte er den Augenblick nennen zu können, wo seine geprüfte

Treue ihren Lohn empfangen würde. Mit schadenfrohem Muthwillen nährte sie diesen Wahn, und während ihr Herz ausschließend mit Kossakowski beschäftigt war, richtete sie bedeutsame Worte und Blicke auf den Grafen, der sich um desto mehr beglückt dadurch fühlte, da er eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft zu Zeugen hatte, die in Leskowo zusammengekommen war, um den Nahmenstag des Obersten zu feyern, und einem kleinen Schauspiele beyzuwohnen, das den Abend des festlichen Tages krönen sollte.

Die gute Laune der Fürstin hatte sich fast allen Gliedern der Gesellschaft mitgetheilt, und als sie der Mittag um die reichbesetzte Tafel vereinigte, gaben Ungarns geistreiche Weine der Fröhlichkeit einen neuen Schwung. Männer und Frauen wetteiferten unter einander, die Gaben des Geistes auf die anmuthigste Weise geltend zu machen, und die geheimen Verhältnisse, in denen mehrere von ihnen unter einander standen, gaben diesem Wettstreite oft eine tiefere Bedeutung und einen mächtigern Reiz. Nur dem Major und Constanzen

theilte sich die Stimmung der Uebrigen nicht mit, und sie nahmen an dem allgemeinen Vergnügen nur so viel Antheil, als die gesellschaftliche Sitte gebot.

Gegen das Ende der Mahlzeit, da schon die Meisten durch Wein und Gespräch höchst lebhaft aufgeregt, ja halb berauscht waren, ergriff der Oberste, den seine Frau am Morgen bey'm Glückwunsche mit der Nachricht zu erwartender Vaterfreuden überrascht hatte, im Rausche des Vergnügens den mit schäumendem Tokayer angefüllten Pokal, und brachte die Erfüllung aller frohen Hofnungen aus. Bey diesem Toast unterbrach der Graf das Gespräch, in das ihn sein Tischnachbar gezogen hatte, um seine Augen auf die Fürstin zu werfen, und überraschte sie in einem Blickewechsel mit Stanislas, der allzusprechend war, um nicht sogleich die Nattern der Eifersucht in seine Brust zu schleudern. Seine Stirn runzelte sich, und selbst das Lächeln der Fürstin, die sogleich den Eindruck bemerkte, den der unvorsichtige Verrath ihrer Augen gemacht hatte, beruhigte ihn nicht. Unterdessen hatte

an einer andern Seite der Tafel das wohlgemeinte Wort des Obersten die lebhafteste Bewegung hervorgebracht, indem einige der Gäste ihre politischen Hofnungen laut werden ließen, und dadurch augenblicklich eine itio in partes verursachten, die in die heftigsten Aeußerungen ausbrach. — Worauf, rief ein junger Edelmann in polnischer Nationaltracht, worauf dürfen wir noch hoffen, außer auf den Säbel? Er rostet schon allzulange in der Scheide, rief ein Andrer, trotz aller Mishandlungen, die wir zur Schmach des polnischen Nahmens erdulden. — Und wer, fiel ein Mann von mittlerm Alter ein, wer mag jetzt noch auf den Säbel vertrauen, da die Allmacht unsrer Nachbarn jede Faust lähmt? — Die Allmacht? rief der Erste. Was es mit dieser Allmacht zu bedeuten hat, hat die Schlacht bey Dubienka gezeigt. Hätte da nicht Verrath die Kraft unsers Armes gehemmt, so wären diese Fremdlinge, die uns mit Füßen treten, längst in ihre Steppen zurückgeworfen. —

Dieser Streit, der sich durch lebhafte Rede und Gegenrede immer mehr entzündete, war

jetzt laut genug geworden, um auch an der entgegengesetzten Seite der Tafel vernommen zu werden. Mit glühendem Angesicht hörte Stanislas, von Wein und Liebe berauscht, die dreisten Reden der vaterländisch gesinnten Polen, und nachdem er einige Augenblicke mit zurückgeworfenem Haupte und höhnender Miene auf die Streitenden geblickt hatte, ergriff er den Pokal und rief: Auf die Erfüllung aller Wünsche, welche Polens Rettung fordert, und auf den Sieg seiner Retter!

Diese mehrdeutigen Worte verstärkten die Bewegung, indem Jeder sie seinen Gesinnungen gemäß auslegte, und man hörte die Nahmen Koszziusko, Madalinski, Dobrowski und ähnliche mit den Nahmen Katharinens, Igelströms und Friedrich Wilhelms vermischt. Und da jene laut und hell vorklangen, ergriff Stanislas voll Ingrimms und seiner Gefühle nicht Herr, den Becher zum zweitenmal, stand auf und rief: „Damit über die Gesinnungen des bessern Theils kein Zweifel herrsche. Es lebe die große Katharine, Polens Schutzgeist und seine Befreyerin!“ — Die Fürstin klopfte bey diesen

Worten in die Hände, der Prinz wiederholte sie; aber bey den Uebrigen erregten sie einen unbeschreiblichen Aufruhr, welcher dem Mahle plötzlich ein Ende machte. Aber auch dann dauerte der Sturm noch fort, und nur die Gegenwart der Frauen, die Bitten des Obersten und das Ansehn des Majors stellten allmählig die äußere Ruhe wieder her. Einige der leidenschaftlichsten aber trennten sich von der Gesellschaft, und jagten, ohne den Rest des Festes abzuwarten, von Zorn und Wein glühend, nach Hause zurück.

Die vorlaute Weise, mit welcher der verhaßte Kossakowski seine Gesinnungen ausgesprochen, hatte das Blut des Grafen in die heftigste Wallung gebracht, und sein durch Eifersucht genährter Zorn wirkte mächtiger auf die Entwickelung seiner patriotischen Gefühle, als die beredtesten Reden wohlgesinnter Freunde vermocht hätten. Umsonst versuchte er sich nach aufgehobener Tafel der Fürstin zu nähern, aus dem doppelten Bedürfnisse, seinem empörten und gepreßten Herzen Luft zu machen, und ein

beruhigendes Wort aus ihrem Munde zu hören; aber sie, die eben so große Ursache hatte, eine Erklärung zu vermeiden, wich ihm aus, und war nach kurzer Zeit ganz verschwunden, während sich die übrige Gesellschaft in den Garten begab, die Einen um frische Luft zu schöpfen, die Andern, um im Salon an der Farobank die Zeit bis zum Schauspiele hinzubringen.

Der Oberste hielt, wie gewöhnlich, die Bank gemeinschaftlich mit dem Grafen, der ihm als Croupier zur Seite saß. Keiner der Männer wurde vermißt, Stanislas ausgenommen, der erst in der Mitte der zweyten Taille erschien, und mit mehr Uebermuth in Miene und Haltung als je an den Tisch trat. Hastig griff er nach den Karten, zog die Dame heraus, und besetzte sie mit einigen Dutzend russischer Goldstücke, die mit dem Bilde der regierenden Kaiserin bezeichnet waren. Kaum hatte er gesetzt, so schlug das Glück gegen ihn. Die Dame verlohr zwey-, dreymal nach einander; und da Stanislas hartnäckig bey diesem Bilde blieb, und den ersten Satz verdoppelte und verdrey-

fachte, so war bald eine ansehnliche Summe russischer Dukaten der Bank anheim gefallen. Stanislas schoß giftige Blicke umher, weniger erbittert durch den Verlust, als durch das Lächeln der Mitspieler, die bald auf ihn, bald auf die Goldstücke sahen, die der Graf mit geflissentlicher Sorgfalt von der übrigen Kasse abgesondert hielt. Da nun jetzt die Dame zum vierten Male auf die linke Seite schlug, und Stanislas den hohen Satz in die Kasse warf, der Graf ihn wiederum davon weg und zur Seite schob, fragte der Verliehrende mit scharfem Tone: Wozu das, Herr Graf? Ist mein Gold weniger gut, als das Ihrige? — „Ich weiß nicht, wie gut oder wie schlecht es ist,“ antwortete der Graf, „aber es ist verführerisches Gold, und könnte uns unsre guten Republikaner hier untreu machen.“ — Stanislas schwieg, zog den König, und setzte, Hohn im Gesichte, einen Dukaten darauf. Diese Karte schlug für ihn. „Der König,“ sagte der Graf, indem er den Satz hinschob, „hält sich besser als die verrätherische Dame, die aber auch dafür von ihren eifrigsten Freunden in dem

Augenblicke verlassen wird, wo sie zu zahlen unterläßt." — Wäre es Ihnen gefällig, Herr Graf, erwiederte Stanislas mit verbissener Wuth, sich über den Sinn dieser Worte zu erklären, die hier wenigstens sehr unschicklich sind? — „Ich wünsche nichts mehr," antwortete der Graf, „und hoffe, Ihnen die bezweifelte Schicklichkeit meiner Worte auf die vollständigste Weise darzuthun." — Mit diesen Worten sprang er auf, und da beyde mit entblößten Säbeln in der Hand zur Thür hinaus in den Garten stürzten, hätte das Gefecht begonnen, wenn sich nicht der Oberste des Grafen, der Major seines Gegners bemächtigt hätte. „Die Abenddämmerung," sagte der Major, „ist zu einem Zweykampfe nicht geeignet. Stören Sie das heutige Fest nicht. Männer dürfen sich nicht in der ersten Glut des Zornes schlagen."

Also Morgen mit Anbruch des Tages, sagte Stanislas. — Und ehe die Frauen aufgestanden sind, setzte der Oberste hinzu; denn diese dürfen nichts merken. — Ich begleite Sie als ihr Sekundant, fuhr er fort, sich an den Grafen

wendend. — Und ich erbiete mich Ihnen zum Beystand, sagte der Prinz zu Stanislas.

Nach dieser Verabredung wurde die unterbrochene Taille schnell und schweigend geendigt; und da jetzt der Oberste und der Prinz als Theilnehmer des Schauspiels abgerufen wurden, begaben sich die Männer in den Saal, in welchem die anwesenden Frauen ihre Plätze schon vor der Bühne eingenommen. Nur die Fürstin ließ sich erwarten. Als aber die Musiker ausgestimmt hatten, und mit angesetzten Bogen das Zeichen zum Anfang erwarteten, trat sie an Kossakowski's Arm herein, und nachdem sie den ihr aufgesparten Sessel eingenommen, schob sich ihr Führer ohne Umstände einen Stuhl neben ihr ein. Der Graf hielt sich stehend, bald an dieser, bald an jener Seite, und wenig bekümmert um das Spiel auf den Bretern, beobachtete er mit immer steigendem Groll das Spiel seines Nebenbuhlers.

Das Stück war eine der belustigenden Kleinigkeiten im italiänischen Geschmack, in welchem ein verliebtes Paar einen eifersüchtigen Vormund auf die ergetzlichste Weise hinter das

Licht führt. Sophie, welche die Mündel spielte, war für diese Rolle gemacht. Die Schalkheit, die aus ihren schwarzen Augen sprach, und ihr beredtes Mienenspiel hätte allein schon hingereicht, ihr Interesse zu geben; aber ihre zarte, leichte Gestalt, die anmuthige Lebendigkeit ihrer Bewegungen, und ihr melodisches Organ hätte auch jede andere Rolle geschmückt. Ihren Liebhaber spielte der Prinz, und außerdem, daß sein geheimes Verständniß mit Sophien jedem seiner Worte Bedeutung gab, erzeugte die Besorgniß, sich allzu sehr zu verrathen, eine gewisse Blödigkeit, die mit seiner natürlichen Keckheit gemischt, dem Charakter seiner Rolle auf das vollkommenste zusagte. Auch die Rolle des Betrogenen wurde von dem Obersten vortrefflich gespielt. Es war leider die seinige, und er hatte nicht nöthig, sich viel Gewalt anzuthun, um ihr die vollkommenste Wahrheit zu geben.

In der vorletzten Scene, nachdem trotz allen Hindernissen die Liebenden ihren Bund geschlossen haben, fällt der Beglückte der Geliebten zu Füßen; ihr Haupt neigt sich zu ihm herab, und ihre Lippen begegnen den seinigen. In diesem

Augenblicke tritt der Vormund herein, um in der Fülle seiner Freude der listigen Mündel zu melden, daß er sie durch seine rastlose Klugheit nun gegen alle Nachstellungen sicher gestellt, und daß er bereit sey, sie durch seine Hand glücklich zu machen. Schon hat er seine Rede begonnen, als er das liebende Paar erblickt, und mit ofnem Munde auf der Schwelle angeheftet bleibt. Noch stand er so, als die kleine Emma, das Kind des Obersten, halb laut zu ihrer Aja sagte: Ah ma bonne! Das hab' ich schon gesehn — vorhin, da ich aus dem Garten vorauslief, und bey dem Zimmer meiner guten Fürstin vorüberschlich. Der fremde Offizier, der dort neben ihr sitzt, kniete eben so vor ihr, und sie küßte ihn zwey-, drey-, viermal. Ach ich sehe so etwas gar zu gern!

Es war umsonst, daß die Aja das Kind zum Stillschweigen bringen wollte. Es sprach nur desto lauter, und unglücklicher Weise stand der Graf gerade nah genug, um kein Wort zu verliehren. Er mochte der einzige seyn, dem dieses interessante Geheimniß dadurch zu Ohren kam. Die übrige Gesellschaft war zu

sehr mit der Entwickelung des Schauspiels beschäftigt, um auf die Reden des Kindes zu achten, und diese waren eben geendigt, als der fallende Vorhang die Zuschauer aufforderte, den Spielenden durch lauten Beyfall für ihre gelungenen Bemühungen zu danken.

Während nun die Gesellschaft, wie es am Schlusse einer solchen Ergetzung zu geschehen pflegt, sich mit unruhiger Fröhlichkeit durcheinander bewegte, und mit dem Urtheile über die Leistungen der Schauspieler mancher Nachklang der Handlung gemischt wurde, stand der Graf, ohne Theilnahme, mit starren Blicken, aber glühend im Innern, und antwortete, wenn er angeredet wurde, mit unangemessenen oder räthselhaften Worten. Jedermann wunderte sich über ihn. Die, welche sein Verhältniß zu Julien kannten, riethen auf einen Zwist; die Andern schrieben sein Betragen dem bevorstehenden Zweykampfe zu, ob sie schon nicht begriffen, wie einen Mann von anerkanntem Muthe so etwas außer Fassung bringen könne. Constanze allein, die ihn von fern beobachtet

hatte, errieth die Ursache seines Zustandes, und näherte sich ihm mit einem freundlichen Worte, indem sie die Hand auf seine Schulter legte. Aber statt ihr zu antworten, wendete er sich mit einer raschen Bewegung nach der Fürstin, die in diesem Augenblicke allein stand, und sagte leise zu ihr: „Erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben, gnädige Frau. Wenn Sie Ihre Rolle probiren, so verschließen Sie die Thür Ihres Zimmers, damit nicht unberufene Zuschauer das Geheimniß vor der Zeit entdecken.“ — Die Fürstin erröthete ein wenig; aber ohne aus der Fassung zu kommen, warf sie ihm einen ihrer stolzesten Blicke mit den Worten zu: „Sparen Sie Ihren Rath, bis Sie von mir zu einer Probe aufgefordert werden. Sie können aber darauf rechnen, daß Sie nie in diese Verlegenheit kommen werden.“ — Und zugleich wendete sie sich von ihm ab, und verließ auf Stanislas Arm gestützt den Saal. Der Graf sah ihr mit untergeschlagenen Armen nach, und Constanze, die um dieses Weibes willen ihre treue Liebe zu-

rückgewiesen sah, zerdrückte eine Thräne zwischen ihren Wimpern.

Die Gesellschaft hatte sich eben zum Abendessen niedergesetzt, als dem Obersten durch einen Eilboten von Grodno ein Brief eingehändigt wurde. Dieser Brief enthielt nichts anders, als eben die Nachricht, welche die Fürstin am Morgen auf einem andern Wege erhalten hatte, aber mit einigen Zusätzen, die sie einem vaterländisch gesinnten Herzen noch schmerzlicher machten. Der Oberste erblaßte bey'm Lesen, da er aber eine Wiederholung der Scene vom Mittag fürchtete, steckte er den Brief bey, ohne etwas von seinem Inhalte mitzutheilen. „Wollen Sie nicht,“ sagte die Fürstin, der nach einem vollständigen Triumph verlangte, „uns etwas von Ihrem Briefe wissen lassen, der sehr interessanten Inhalts zu seyn scheint. Ein Eilbote von Grodno ist in dem gegenwärtigen Augenblicke nichts unbedeutendes.“ — Diesesmal, gnädige Frau, antwortete der Oberste, sind es nur Angelegenheiten der Familie. — „Ganz gewiß; aber der Fa-

milie, zu der wir Alle gehören. Es kann jetzt keinem von uns mehr gleichgültig seyn, was sich in dieser Familie zuträgt. Darum, lieber Oberst, brechen Sie Ihr diplomatisches Schweigen, und schütten die Pandora-Büchse Ihrer Depeschen aus." — Ich darf Ihren Befehlen nicht ungehorsam seyn, erwiederte der Oberste, indem er zögernd den Brief hervorzog; aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß in dieser Pandora-Büchse, wie Sie es nennen, nicht einmal die Hofnung zurückgeblieben ist. — „C'est selon;" versetzte die Fürstin; „pour les uns . . ." hielt aber plötzlich ein, da sie bemerkte, daß sie im Begrif wäre, ihr Geheimniß zu verrathen. „Nur heraus mit der Sache," setzte sie hinzu; „sicher ist die Furcht davor das Schlimmste."

Der Oberste theilte nun den Inhalt seines Briefes mit, und ein tiefes Schweigen folgte der Mittheilung. Dann wurden einzelne Worte gehört, Ausrufungen des Schmerzes, des Unwillens, der Verzweiflung. Die Meisten erhoben sich von ihren Sitzen und theilten sich in Gruppen, die ihre Gesinnungen immer lauter

hören ließen. Die Fürstin, der Prinz und Stanislas hatten sich in ein Fenster zurückgezogen und flüsterten lebhaft mit einander; nur wenige Gleichgesinnte hielten sich in ihrer Nähe. Andre gingen ab und zu. Der Graf schritt einigemal das Zimmer auf und ab, indem er sich bald nach der Stelle wendete, an welcher die Fürstin stand, bald sich davon entfernte. Man sah, daß er mit sich im Kampfe war. Als aber Stanislas, zufällig oder absichtlich, aus der Vertiefung des Fensters hervortrat, wendete sich der Graf rasch zu ihm: „Die Nachricht war Ihnen früher bekannt; warum verschwiegen Sie, was Sie wußten?“ — Ohne Zweifel, antwortete Jener, weil ich Herr meines Wissens bin. Aber Sie muß ich fragen, mit welchem Rechte — —

Hier wurde die Rede durch den Major unterbrochen, der die Bewegungen des Grafen beobachtet hatte, indem er beyde leise ersuchte, nicht in Gegenwart der Frauen einen Streit zu erneuern, der ohnedies seine Erledigung in wenigen Stunden erwartete. Während er noch sprach, und mit Mühe die beleidigenden Worte

zurückdrängte, die dem Einen, wie dem Andern auf den Lippen schwebten, erscholl aus dem Erdgeschosse des Hauses ein wildes Getöse, aus welchem sich einzelne rohe Leute absonderten, die von dem dumpfen Schalle fallender Schläge begleitet waren. Die politische Zwietracht tobte auch hier. Von den neuesten Ereignissen durch den Eilboten unterrichtet, hatte sich die bey starken Getränken versammelte Dienerschaft ebenfalls in Parteyen gespalten; die russischen Diener der Fürstin hatten den Raufstreit angefangen; die verspotteten Polen waren über sie hergefallen, und Jenen an Zahl überlegen, hatten sie ihre Gegner bis an den Fuß der Stiegen getrieben, wo ihr Geschrey zu den Ohren ihrer Herrschaft drang Das Getümmel, die Wuth, die Verwirrung war ungeheuer, und es bedurfte einiger Zeit, ehe die lauten Befehle und einige flache Säbelhiebe der herbeyeilenden Männer die Kämpfenden an ihr Verhältniß erinnerten, und ihrer Wuth ein Ziel setzten. Murrend und mit dem Vorsatze der Rache trennten sie sich; und wie die Diener, so zerstreuten sich auch ihre

Herrschaften; die Einen, um in den Armen des Schlafes ihren Kummer zu vergessen; die Andern, um sich still über das zu berathen, was die Zeit forderte; Einige auch mit dem Vorsatze, das Schauspiel, das einen Theil des Abends erheitert hatte, zu wiederholen und zur Wahrheit zu machen.

Constanze hatte sich vor dem Abendessen in ihr Zimmer zurückgezogen, wo sie den Grafen erwartete. Tief verwundet, wie sie war, gab sie doch der Hofnung Raum, daß sich das Verhältniß ihres Mannes und der Fürstin löse, und daß vielleicht der heutige Tag und das Unglück des Vaterlandes ihr sein Herz und seine Liebe zurückgebe. Voll von diesen Gedanken, die ihre Gefühle nach allen Seiten bewegten, zwischen peinlichen Zweifeln und ungewissen Hofnungen schwankend, aber fest entschlossen, ihrem Gemahle nur diese zu zeigen; allen Unmuth niederzukämpfen, und sein erregtes Gemüth durch die mildeste Liebe zu besänftigen — warf sie sich auf ihr Lager, und harrte seiner Rückkehr mit Sehnsucht und Bangigkeit. Die Stunden der Nacht vergin-

gen; tiefe Stille herrschte im Hause; alle Lichter waren erloschen — und Xaver kam nicht. Constanzens Besorgniß stieg bis zur Angst; tausend Möglichkeiten durchkreuzten sich in ihrem Sinn, und immer kehrte der schlimme Verdacht zurück, daß der Kaltsinn der Fürstin die täuschende Hülle eines strafbaren Einverständnisses gewesen seyn könnte, das ihren unglücklichen Gemahl vielleicht eben jetzt in die Netze des Verbrechens geworfen habe. Mit Abscheu stieß sie diesen Verdacht von sich; aber immer drängte er sich von neuem zu, und verbot ihr, ihre Leute zu wecken, um nach ihrem vermißten Herrn zu forschen.

Der Morgen war angebrochen und hatte den Obersten zu dem bevorstehenden Geschäfte geweckt. Gewohnt, Alles mit militärischer Pünktlichkeit zu verrichten, hatte er sich während der Dämmerung ankleiden lassen, ein Paar Pistolen geladen und den Säbel übergehängt; und so ging er nach dem benachbarten Zimmer des Prinzen, um mit diesem die Kampflustigen abzuholen, deren Verweilen ihn Wunder nahm.

Vor der Thüre jenes Zimmers lag der Diener noch in tiefem Schlaf. „Ist dein Herr noch nicht auf?“ rief er ihm zu, nachdem er ihn mit Mühe aufgerüttelt hatte. — Ist denn mein Herr schon in Hause? antwortete der Kerl, indem er ein höchst wunderliches Gesicht zog, und zugleich die Thür des Zimmers öffnete. Der Oberste trat hinein. Von dem Prinzen war nichts zu sehn; sein Bett war unberührt. — „Kerl, wo ist dein Herr?“ — Ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Er ist, wie ich sehe, diese Nacht wo anders zu Bett gegangen.

Diese Entdeckung setzte den Obersten in die größte Verwirrung. Ein Heer von feindligen Gedanken drängte sich ihm zu, von denen Jeder allein hinreichend war, das kälteste Blut zum Sieden zu bringen. Erst jetzt fiel es ihm auf, daß seine Frau seit einigen Tagen ein Zimmer auf der Gartenseite des Schlosses bezogen hatte, um, wie sie sagte, ihren guten Lesko nicht zu beunruhigen, wenn sie in der Frühe badete; eine Einrichtung, zu welcher er selbst die Hand geboten hatte, weil es ihm einigemal begegnet war, bey später Rückkehr

vom Spieltische seine Frau im Schlafe zu stören. Und wie vieles andere kam ihm jetzt in die Gedanken, wobey er bis zu dem Augenblicke nichts gedacht hatte! Wie manche flüchtige Blicke, beziehungsvolle Worte, überraschte und abgebrochene Bewegungen! Wahrhaftig, er mußte blind gewesen seyn! Und wenn auch das Alles nichts bedeuten sollte, wie hatte er das muthwillige Spiel des vorigen Abends übersehn, und die täuschende Wahrheit verkennen können, mit der ihn das wohlgeübte Paar zum Besten gehabt hatte? Wie hatte er sich mit so blödsinniger Gutmüthigkeit zu der Rolle des Betrogenen hergeben, und dem Spotte der Welt blos stellen können? — Denn jetzt, nachdem ihm die Augen aufgegangen waren, zweifelte er nicht einen Augenblick, daß die ganze Welt schon längst klar in diesen Handel gesehn, und sich schadenfroh damit belustigt hätte. — Bey diesen Gedanken, die in seinem Kopfe wie ein Wespennest tobten, lief er im Zimmer auf und ab, schlug sich gegen die Stirn, packte den Diener bey der Brust, schüttelte ihn, ohne ein Wort zu

sagen, hin und her, und stürmte endlich zur Thür hinaus, um sich noch vollständiger von dem Unglücke zu überzeugen, das ihn, wie er meinte, betroffen hatte.

Sophiens Zimmer lag am Ende eines Corridors, der durch ein einziges Fenster nur schwach erleuchtet war, und durch einen Seitengang nach der Terrasse führte, die sich unter den Fenstern des Frauengemachs hinzog. Diesem Seitengange schritt jetzt eben der Major zu, um, wie er zu thun pflegte, den Morgen zu begrüßen, und in der Stille seinen Gedanken nachzuhängen. Der Oberst erblickte ihn, und von dem Zwielicht und seinem Zorne getäuscht, glaubt er den Prinzen zu sehn, stürzt ihm mit Scheltworten entgegen und schwingt den gezogenen Säbel über seinem Haupt. Der Major wendet sich um, fällt dem unbekannten Gegner in den Arm, und treibt ihn mit dem Rufe: „Mörder, Mörder!" vor sich her bis in die hellere Mitte des Ganges. Hier erkennen sie sich; aber in dem Augenblicke, wo der Oberste seinen Irrthum wahrnimmt, und das Wort sucht, um

sich zu erklären, fällt er über einen im Wege liegenden Körper zu Boden.

Das Getümmel der Ringenden bey so früher Tageszeit hatte einen Theil der Bewohner des Schlosses aus den nächsten Zimmern herbeygezogen. Die Diener waren in Bewegung. Alle eilten nach der Stelle, wo der Oberste niedergefallen war, und da man ihn bey'm Aufstehen mit Blute bedeckt sah, so schien nichts natürlicher, als daß er von dem Major angegriffen und verwundet worden sey. Und schon legten die Diener des Obersten Hand an den Ungewaffneten, und würden ihn gemißhandelt haben, hätte nicht ihr Herr darein geschrien, sie Narren und Esel gescholten, und indem er die Hand dem Major reichte, sich selbst den größten und tollsten Narren genannt. „Die Erklärung des Spuks," setzte er hinzu, „ein andermal. Aber was zum Henker ist das, worüber ich hingestolpert bin?"

Ein Leichnam lag auf der Erde in seinem Blute, das Gesicht nach dem Boden gewen-

det. Und als man ihn umkehrte, erkannte man den Grafen Xaver.

Alle erstarrten vor Schrecken. Die Zeugen hatten sich jetzt vermehrt; Alle sprechen in einander hinein; Niemand begreift den Mord. Aber die Ereignisse des vorigen Abends bieten dem Parteygeiste schlimme Vermuthungen dar. Ist das nicht, hieß es jetzt, das heillose Werk unsrer Unterdrücker? Mit dem Morde des Vaterlandes haben sie angefangen; mit Meuchelmord setzen sie ihr Beginnen fort. — Diese Aeußerungen wurden mit jedem Augenblicke lauter, und da die Fürstin sich in der Ferne zeigte, aber sogleich mit Entsetzen zurückfloh, ihre Freunde aber, Stanislas und der Prinz, gar nicht erschienen, so gewann die Vermuthung augenblicklich den Gehalt einer unbezweifelten Wahrheit. Einige riefen nach Rache; Andere tauchten ihre Tücher in das Blut, und der Mann, den man vor wenigen Tagen kaum noch mit Sicherheit für ein Glied der Partey hatte halten können, war jetzt plötzlich zu einem ihrer Märtyrer erhoben worden.

Die Kunde des blutigen Ereignisses hatte sich jetzt auch zu dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses verbreitet, und war zu den Ohren der geängstigten Constanze gelangt. Bestürzt, bewußtlos eilt sie der blutigen Stelle zu, und bey ihrer Annäherung trennte sich der Kreis, der den Gemordeten umschloß. Erblaßt und lautlos stürzt sie neben ihm auf ihre Knie, küßt sein bleiches Gesicht, und ruft ihn mit den zärtlichsten Nahmen in das Leben zurück. „Ach,“ rief sie, als kein Zeichen des Lebens erschien, „die Feinde des Vaterlandes haben ihn gemordet! Er ist als ihr erstes Opfer gefallen.“

Diese Worte fachten die Flammen des Zorns unter den Versammelten von neuem an. Sie bestätigten den Glauben der Meisten, und schienen die Rache jedes Mannes herauszufordern, der ein Herz für Schönheit und Unglück habe. Von neuem und lauter als zuvor erhob sich das Schelten gegen die Unterdrücker des Landes, und als einer die Rechte aufhob und rief: Ueber diesem edeln Opfer der Tyranney schwöre ich nicht zu rasten, bis

das Vaterland frey ist! — Da erhoben sich alle Hände zugleich, und dieselben Worte tönten von allen Lippen wieder. Und da den aufgeregten Gemüthern der einfache Schwur noch nicht genügte, wiederholten sie ihn noch einmal auf dem Schwerte des Obersten, und die Meisten bezeichneten sich die Brust mit einem Kreuze aus dem Blute des Ermordeten.

Alle diese Vorgänge waren das Werk weniger Augenblicke gewesen, während deren der Major, welcher allein an das Erforderliche dachte, den Wundarzt des Hauses herbeyrief. Der Ermordete war jetzt auf sein Zimmer getragen und entkleidet worden. Niemand hegte Hofnung. Doch waren Alle dem Arzte nachgezogen, um seinen Ausspruch zu hören, und, wenn es nöthig wäre, hülfreiche Hand zu leisten.

Dem Obersten war unterdeß die Veranlassung dieser Verwirrung nicht entfallen, und während man den Grafen weg trug, ergriff er seine Gemahlin am Arm, und führte sie nach der Thür ihres Zimmers zurück. Da er

sie etwas unsanft gefaßt hatte, sah sie ihm mit Verwunderung in das Gesicht, und begegnete hier blitzenden Augen, die deutlich genug einen Zorn aussprachen, für den seine zitternden Lippen vergebens nach Worten suchten. — Aber was hat Dich nur, sagte sie mit Beklommenheit, so früh dieses Wegs führen können? — Ohne Zweifel das Verlangen, Dir guten Morgen zu wünschen. — Aber Dein Handel mit dem Major? — Ich sah ihn vielleicht für einen andern an, von dem ich mir jetzt Nachricht von Dir erbitten will. — Er hatte sie bey diesen Worten in ihr Zimmer gezogen. — Von mir? sagte sie erröthend. — Ja von Dir, meine Vortrefliche, antwortete der Oberste; ich vermisse den Prinzen. Solltest Du mir nicht sagen können, wo er sich aufhält? — Sonderbare Frage! antwortete Frau von Lesko, sich von ihrem Manne wegwendend, wie soll ich darauf antworten. Wahrscheinlich ist er auf seinem Zimmer, oder ausgegangen, oder — — Oder, unterbrach sie der Oberste, da, wo er dieses Tuch gelassen hat! Und mit zornglühendem Gesichte griff er

nach einem ostindischen Tuche, das halbversteckt unter einigen Kleidungsstücken lag, und von ihm sogleich für das Eigenthum des Prinzen erkannt wurde. — Dieses Tuch, sagte Frau von Lesko mit großer Unbefangenheit, hat der Prinz gestern unsrer Emma um die Hand gebunden, da sie sich an einem Rosenbusche verwundet hatte. Hier sind ihre Blutstropfen. Aber ich begreife Dich nicht. Dein Benehmen ist nicht wie das Benehmen eines besonnenen Mannes. — Wär' es ein Wunder, wenn ein Mann den Verstand verlöhre, den seine Frau so heillos betrügt? Ich habe tausend Beweise von Deiner Treulosigkeit. Es bedarf Deines Eingeständnisses nicht, noch weniger einer schlauen Vertheidigung. In Kurzem sollst Du das Weitere hören.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, schloß es sorgfältig ab, und schob den äußern Riegel vor; dann eilte er zu den Grafen zurück, dessen Zustand seine Sorgen theilte. Der Arzt hatte jetzt die Wunde untersucht, die mit einer scharfen und schmalen Klinge gemacht war, und sie nicht schlechterdings tödtlich ge-

funden; aber der Blutverlust war groß gewesen, und Alles zeigte an, daß der Verwundete mehrere Stunden ohne Hülfe gelegen hatte. Unterdessen wurde ein Verband angelegt, Einreibungen versucht, und jedes Mittel angewendet, die schwachen Funken des Lebens, wenn sie noch irgendwo schlummerten, wieder anzufachen.

Constanzens Blicke hingen an den Augen des Arztes und flehten um Hofnung, aber schon war eine Stunde und mehr vergangen, ohne daß ein Zeichen des Lebens der Hofnung Nahrung gab. Schon hatten sich die meisten Zeugen mit der Gewisheit von Xavers Tode entfernt; auch der Oberste war seinem eignen Geschäfte nachgegangen, als Kossakowski und der Prinz Arm in Arm in das Zimmer traten. Beyde schienen von einem Spazierritte zu kommen, so daß die, welche von dem gestrigen Zwiste unterrichtet waren, glauben mußten, sie hätten sich, mit dem nächtlichen Vorfalle unbekannt, auf den Kampfplatz begeben, und wären jetzt nach vergeblichem Harren zurückgekehrt. In dem Augenblicke ihres Eintre-

tens quoll das Blut des Verwundeten mit Heftigkeit durch den Verband. — Er lebt, rief Constanze zu gleicher Zeit; seine Lippen zucken, und jetzt wieder und stärker! — Auch der Puls regt sich, sagte der Arzt, leise zwar, aber es ist doch noch Leben in ihm, und wenn wir ihm Ruhe gönnen — Die Gräfin verstand ihn. Still und sich selbst bezwingend sank sie neben dem Lager des Kranken auf ihre Knie, drückte die gefalteten Hände gegen die ungestüme Brust, und lauschte, während ihre Thränen unaufhaltsam strömten, auf jedes Zeichen des zurückkehrenden Lebens.

Die beyden Freunde, mit deren Eintritte diese Erscheinung so wunderbar zusammengetroffen war, wurden durch die Seitenblicke der Anwesenden und ihr düsteres Schweigen sehr bald inne, daß der Unfall des Grafen ihnen zur Last gelegt werde. Dieser Verdacht, mochte er wahr oder ungegründet seyn, setzte sie in eine Verwirrung, die sie mit aller Keckheit ihres Wesens nicht zu verbergen im Stande waren; und so gab der hastige Eintritt eines Dieners, der dem Prinzen einige Worte in's Ohr flüsterte,

diesem einen erwünschten Vorwand das Zimmer zu verlassen, dessen Luft ihm nicht zusprach. Stanislas folgte ihm augenblicklich, und als er die Thür hinter sich zuzog, hörte er noch die Worte: Fort mit den Mördern! Wer kann noch zweifeln, wer die Mörder sind?

Auf diese Weise geächtet, hielt Kossakowski es nicht für rathsam, länger an einem Orte zu verweilen, der, wie Agramant's Lager, ein Tummelplatz der Zwietracht geworden war, und nichts als feindselige Erscheinungen bot. Er beschloß also unverzüglich abzureisen, und eilte auf das Zimmer der Fürstin, um sich ihre Aufträge zu erbitten. Hier fand er Alles in großer Bewegung. Die Diener trugen zusammen, die Frauen pakten ein; die Fürstin selbst in Reisekleidern betrieb das Geschäft mit einer Unruhe, als ob es eine Flucht gegolten hätte. „Ich sehe," sagte Stanislas bey'm Eintreten, „daß sich meine Gedanken auch jetzt mit den Ihrigen begegnen. Sie machen Anstalten zur Abreise, und ich komme mich bey Ihnen zu beurlauben. Darf ich fragen, wohin Sie Ihre

Reise richten werden?" — Nach Warschau, antwortete die Fürstin, und wenn kein wichtigeres Geschäft Sie abhält, so bitte ich mir Ihre Begleitung aus. Aber, setzte sie leise hinzu, indem sie ihn bey Seite in das Fenster zog, waffne Dich gut und brauche Vorsicht. Auch meine Diener sind mit Waffen gut versehn. Ich habe vorhin Worte und Drohungen gehört, die mir für unser Leben bange machen, und ich zweifle nicht, daß die patriotischen Schwindelköpfe, von denen so eben ein halbes Dutzend weggeritten ist, überall Lärm machen und die Nachricht verbreiten werden, daß die Polen schon unter den Dolchen der Russen bluten.

Ich verachte diese Lärmmacher, erwiederte Stanislas; ihre Drohungen haben noch Niemanden Wunden geschlagen, und eh' ihr Strohfeuer sich entzünden kann, haben es die Heere der großen Kaiserin ausgetreten. Und wenn Gefahr droht —— an Ihrer Seite, göttliche Julie, zu Ihrem Beschützer erkoren, gibt es keine Gewalt, die ich zu fürchten hätte.

Mit diesen Worten griff er nach ihrer Hand, um sie zu küssen; aber scherzend stieß sie die seinige zurück. Pfui, es ist Blut daran, sagte sie, und drückte ihm dann selbst ihre Hand an die Lippen. — Das nächtliche Ereigniß, sagte er, setzt mich in Verzweiflung aus mehr als einem Grunde. Ich gelte jetzt vielleicht für einen feigen Mörder, der sich hinterlistig eines Gegners entledigt, dem er in ehrlichem Kampfe zu begegnen fürchtete. Aber bey Gott! nie wär' ich diesem Unglücklichen lebend gewichen; erst als sein Misgeschick ihn zu Boden geworfen hatte, hat er mir Furcht eingejagt. Ich floh wie verzweifelt zurück und schätzte mich glücklich, dem Prinzen zu begegnen, den ich mit in mein Zimmer riß, und zum Vertrauten meines Geheimnisses machte. Sonderbar genug theilte sich mein Entsetzen auch ihm mit. Er hatte nicht den Muth, auf seinem Wege zurückzukehren, so sehr er es wünschte. — Denn wir waren beyde im gleichen Fall — und so durchwachte er die Nacht bey mir, bis die Ermüdung unsern zwecklosen Reden ein Ende machte. Und nicht anders,

als ob der Schlaf seine volle Schuld abtragen wollte, war er so fest auf uns gefallen, daß wir von dem Vorgange nicht eher etwas erfuhren, bis ihn uns der Diener bey'm Ankleiden meldete.

Entsetzlicher Mensch, sagte die Fürstin. Ein solcher Schlaf bey einem bösen Gewissen und bey blutigen Händen! — War es meine Schuld? erwiederte er. War es nicht sein feindliches Geschick, das ihn gerade um diese Zeit in der unglücklichsten Stunde mir in den Weg führte! Da ich im Dunkeln ging, hat er mich schwerlich erkannt; aber ich erkannte ihn; und so nah an dem ersehnten Ziele blieb mir nichts übrig, als mich ihm mit einem Sprunge zu nähern, und ihm das Licht aus der Hand zu schlagen. Zu seinem Unglücke pakt' er mich an der Kehle, und er hätte mich erwürgt, wenn ich mich nicht mit meinem Stilet befreyt hätte. Er fiel mit einem Seufzer zu Boden — ich entfloh. — Aber wissen Sie, daß er wieder Zeichen des Lebens gibt?

Nun dann, antwortete die Fürstin, wollen wir nicht warten, bis er wieder genug des Le-

bens hat, um die ganze Geschichte selbst in das rechte Licht zu setzen. Gehn sie, den Obersten von unsrer Abreise zu unterrichten. Meine Anstalten sind in diesem Augenblicke geendigt; das Aufpacken ist in einer Viertelstunde vollbracht. Au revoir also. Auf der Reise mehr, flüsterte sie ihm zu.

Stanislas eilte jetzt auf sein Zimmer, seine Habe zusammen zu packen, ließ dann sein Pferd satteln, und ging, von dem Obersten und seiner Gemahlin Abschied zu nehmen. Frau von Lesko, hieß es, sey nicht zu sprechen; ihr Gemahl aber sey vor wenigen Augenblicken in großer Hast weggeritten. — So ist doch wohl der Prinz zu finden? — Auch dieser nicht, war die Antwort.

Während nämlich ein Theil des Hauses mit dem Grafen, ein anderer mit der Abreise, und der Oberste mit den Anstalten zur Bestrafung seiner Frau beschäftigt war, hatte diese ihre Zeit nicht in unnützer Verzweiflung verlohren. Ihr Gewissen sprach sie leider nicht frey, und die Aeußerungen ihres Mannes ließen sie fürchten, daß er besser unterrichtet seyn

möchte, als der Fall wirklich war. Sie kannte die Gewalt seines Zorns, wenn sein Stolz gekränkt war; sie wußte, daß es dann immer einer längern Zeit bedurfte, ehe seine natürliche Gutmüthigkeit die Oberhand gewann, und daß er in einer solchen Zwischenzeit gewaltsamer Entschließungen fähig war. Diesen zuvorzukommen, nahm sie Rath von der Furcht. Die Fenster ihres Schlafzimmers öfneten sich nach der Terrasse des Gartens, und waren niedrig genug, um einen beherzten Mann zum Sprunge einzuladen. So kühn war Sophie nicht; aber ein Obstgeländer, das sich längst der Mauer unter dem Fenster hinzog, begünstigte den Gedanken der Flucht. Sobald also der Oberste die Thür sorgfältig verschlossen und zugeriegelt hatte, besah sie die Gelegenheit, schlüpfte in den Reitrock, der für die Morgenpromenade zurecht gelegt war, stieg dann, da sie keinen Zeugen in der Nähe sah, von einem Stuhle in das Fenster, und, indem sie sich an seinem Kreuze festhielt, erreichten ihre Fußspitzen das Geländer. Sie sah zurück. Der Raum, der sie noch von dem Boden trennte,

war gering; aber furchtsam, wie sie war, zauderte sie mit dem leichten Sprung. Jetzt knisterte das Holz unter ihren Füßen, und im Schrecken darüber, sprang oder fiel sie vielmehr auf das weiche Blumenbeet herab.

Glücklich aus ihrer Gefangenschaft befreyet, raffte sie sich schnell auf und eilte mit flüchtigen Schritten durch den Park einer Hütte zu, die von ihrer Amme, der Mutter ihrer Kammerfrau, bewohnt wurde. Die Alte fing schon an sich des Glückes zu erfreuen, daß sie bey so früher Morgenzeit nicht erwartet hatte, aber Sophie hemmte ihren Redefluß, und nachdem sie ein Blatt aus einem Taschenbuche gerissen und einige Worte darauf geschrieben hatte, befahl sie ihr, dieses Blatt durch ihre Enkelin, die im Schlosse aus- und einzugehn pflegte, ihrer Tochter zustecken zu lassen. Es enthielt den Befehl, sich sobald nur möglich bey ihrer Mutter einzufinden, und einige Wäsche und andere Kleidungsstücke mitzubringen. Zugleich war ihr, wie der Bothin, die strengste Verschwiegenheit anbefohlen.

Sophiens Absicht war, sich den Tag über verborgen zu halten, und dann mit Anbruch der Nacht, zu Pferd oder Wagen, zu einem Oheim zu fliehen, der sich immer sehr zärtlich gegen sie bewiesen hatte, und in der Nähe einer Tagreise einen Landsitz besaß. Von ihm geschützt, wollte sie mit ihrem Manne unterhandeln, und sie zweifelte gar nicht, daß, wenn sie nur erst aus seinem Bereiche wäre, die vorige Liebe bey ihm erwachen, und ihrer Vertheidigung leichter Gehör verschaffen würde. Dieser Plan war auf den Charakter ihres Mannes recht gut berechnet; aber seine Ausführung lag nicht in dem Rathe des Schicksals, das nicht gern der Klugheit gegen die Tugend hilft. Eben als die schlaue Zofe die Worte ihrer Herrin empfangen hatte, wurde sie auf das Zimmer des Obersten beschieden, der am Schreibtische mit einem Briefe beschäftigt, ihr befahl, sich augenblicklich zu einer Reise anzuschicken, und einige Kleidungsstücke für Frau von Lesko zusammen zu packen, wie man sie im Kloster brauchen könne. „Fort jetzt in die Garderobe," setzte er hinzu; „in einer halben

Stunde muß alles bereit seyn." — Und als sie das Zimmer verließ, murmelte er für sich: „Und mit Dir Kupplerin soll dann auch noch gesprochen werden."

Diese letzten Worte waren der feinhörenden Therese nicht unbemerkt geblieben, und gaben ihr in dem dunkeln Gewirr das nöthige Licht. Das, was sie daraus abnahm, setzte sie in die größte Bestürzung, und ob ihr gleich die Flucht Sophiens einigen Trost gab, so wußte sie doch allzu gut, wie unsicher ihr jetziger Aufenthalt war, und daß sie sich nicht schnell genug aus dem Bereiche ihres erzürnten Gatten entfernen könnte. Dieses zu bewirken, schien ihr der wichtigste Dienst, den sie jetzt ihrer Herrin erzeigen könnte, und während sie auf dem Wege nach dem Kleiderzimmer noch mit sich Rath pflog, stieß ihr ein Diener des Prinzen auf. Jetzt schien ihr das Mittel gefunden, und da sie in die Geheimnisse ihrer Herrin auf das Vollkommenste eingeweiht, zu einer Berathung aber keine Zeit war, so beschloß sie, den Prinzen augenblicklich zum Schutze seiner Geliebten aufzufordern. Sie ließ

ihn also herbeyrufen, theilte ihm schnell, was sie wußte und nicht wußte mit, und machte ihm von der Wuth des Obersten eine solche Beschreibung, daß er sich nicht bedenken konnte, die bedrohte Frau gegen die Brutalität ihres Mannes, wie er es nannte, in Schutz zu nehmen.

Ohne Zeit zu verliehren ließ der Prinz eines seiner Pferde für Frau von Lesko satteln, und es zugleich mit dem seinigen in möglichster Stille hinter dem Parke weg nach dem angewiesenen Orte führen. Zwey Diener sollten ihn begleiten; Therese aber, die unbemerkt mit ihm zu entfliehen gehoft hatte, hatte kaum das aufgetragene Geschäft begonnen, als der Oberste erschien, auf ihre Langsamkeit schalt, und ihr einen Diener als Gehülfen zugesellte. Unterdessen war der Prinz zu der wohlbekannten Hütte gelangt, die bisweilen der geheimen Liebe als Zuflucht gedient hatte, und war von der Alten unverzüglich eingelassen worden. Frau von Lesko, die Theresen zu erblicken hofte, gerieth über den Anblick des Prinzen in die größte Bestürzung. Um Gotteswillen, rief sie ihm entgegen, was wollen Sie hier?

Sie retten; Sie der Wuth Ihres Mannes entreißen, der Ihre Freyheit, Ihr Leben bedroht. Ist Therese nicht hier?

D i e s e erwarte ich; nicht S i e. Entfernen Sie sich, ich beschwöre Sie. Sie richten mich zu Grunde.

Sie haben keinen Augenblick zu verliehren. Noch wußte Ihr Mann nichts von Ihrer Flucht; aber sie ist ihm vielleicht jetzt schon bekannt. Dann wird er jeden Winkel nach Ihnen durchsuchen. Und wenn er Sie fände! wenn er in dieser erhöhten Wuth Sie fände! Ich kann mein Leben an Ihre Vertheidigung setzen; aber wird Sie das retten?

Bey diesen Worten hatte er die Zitternde bey der Hand gefaßt, und sie nach der Thür gezogen. — Aber Therese kömmt nicht. — Wir können nicht auf sie warten. Wer weiß, was für ein Hinderniß sie aufhält. Einer meiner Diener mag uns langsam folgen; ihm wird die Amme sie nachsenden. — Aber weiß er den Weg nach Pientokow? — Nach Pientokow wollen Sie? Warum dorthin? — Zu meinem Oheim.

Während dieser Reden hatte der Prinz Sophien auf das Pferd gehoben, und nachdem er der Alten den Auftrag an ihre Tochter zugerufen, dem zurückbleibenden Diener aber einige Worte in das Ohr gesagt hatte, sprengte er, mit seiner Dame zur Seite und einem zweyten Diener hinter sich, querfeldein, und wagte nicht eher Athem zu schöpfen, bis er den Wald im Rücken hatte, welcher die Besitzungen des Obersten von der Landstraße trennte.

In dem Schlosse hatte sich unterdessen ein neuer Sturm erhoben. Die schlaue Therese war, trotz des Treibens, doch nur langsam fertig geworden, indem sie immer bald dieses, bald jenes als nothwendig herbeyholte, und mit dem ihr zugesellten Gehülfen Streit über Streit erhob, während dem dann das Geschäft stille stand. Endlich war es vollbracht; der Wagen war angespannt, der Koffer aufgepackt, ein bewaffneter Begleiter ihm zugegeben, und ihm Befehl ertheilt, die Gefangene nach dem Kloster der fünf Wunden zu bringen, sie aber

nie aus den Augen zu lassen, bis er sie der Superiorin nebst dem Briefe des Obersten übergeben hätte. Nachdem nun Alles so weit in Ordnung gebracht, jeder Auftrag wiederholt, der Wagen an die Treppe vorgerückt war, und nichts mehr fehlte, als die Person, für welche alle diese Anstalten gemacht waren, bemerkte Therese, daß die gnädige Frau noch nicht angekleidet sey, indem sie zugleich auf die Kleider deutete, die an ihrem Arme hingen. „Dazu wird diesen Abend noch Zeit seyn," sagte der Oberst, der in seiner Verwirrung nicht wußte, was er sprach; „das Kloster ist nur eine halbe Tagereise entfernt, und sie hat unterwegs hoffentlich keinen Besuch anzunehmen."

Während dieser Rede war er mit dem Schlüssel in der Hand an die verschlossene und verriegelte Thür gekommen; und da er nach sorgfältiger Besichtigung Alles fand, wie er es verlassen hatte, schob er den Riegel auf und öfnete das Schloß. — „Du hast es Dir zuzuschreiben, Unglückliche!" rief er, als er die Schwelle des Zimmers betrat. — „Aber wo ist sie? Sophie? Frau von Lesko!" — Er stürzt in die Kammer

Auch hier nicht. Aber das offene Fenster, der angerückte Stuhl, die Fußtapfen in dem Blumenbeete — Alles das belehrte ihn hinlänglich, daß er auch jetzt wieder die Rolle des betrogenen Ehemanns spiele. Gedankenlos sah er im Zimmer umher, schleuderte den Stuhl gegen die Wand, und suchte umsonst einen Gegenstand, an dem er seinen Zorn auslassen konnte. Denn Therese bewies ihm, da er sich gegen sie wendete, auf das bündigste, daß sie, bey allem guten Willen, zur Befreyung ihrer Herrin nichts habe beytragen können.

Jetzt blieb ihm nichts übrig, als die Spuren der Entflohenen aufzusuchen. An der Spitze seiner Diener durchlief er den Park; aber so sichtbar die Fußtritte auf dem weichen Boden der Terrasse waren, so ganz unbemerkbar waren sie auf den festen Kieswegen, die sich nach allen Seiten hin durch Gebüsche und Wiesen schlangen, und bald in Grotten und Einsiedeleyen, bald in Tempel und gothische Kirchen führten, die alle mehr oder weniger einen Versteck darboten. Während alle diese Winkel durchsucht wurden, verging die Zeit;

und Therese, die das eitle Suchen mit Einem Worte hätte endigen können, erinnerte schlau bald an diese, bald an jene verborgene Stelle der weitläuftigen Anlagen, die man noch vergessen hatte, und ließ endlich sogar die Besorgniß fallen, ihre gute gnädige Frau möchte sich vielleicht in einen der Teiche gestürzt, und ihr Leben freywillig geendigt haben.

Diese Vermuthung ging bey dem Obersten nicht verlohren. So erzürnt er auch war, so entsetzte er sich doch bey dem Gedanken, den Tod seiner Frau verschuldet zu haben; und da er sie wirklich mit großer Zärtlichkeit liebte, so wurde in diesem Augenblicke sein Glaube an ihre Untreue so erschüttert, daß er sich im Innern schon einen Thoren und Wahnwitzigen schalt, und zum größten Ergetzen Theresens, die nicht aufhörte zu weinen und die Hände zu ringen, Befehl gab, das Wasser der Teiche und Springbrunnen augenblicklich abzulassen. Er selbst betrieb das Geschäft mit Hast und klopfendem Herzen; und während der Gärtner Gehülfen zusammenrief, lief er hin und her,

rang die Hände, stampfte mit den Füßen und sprach mit sich selbst. —

Als nun einer der Herbeygerufenen hörte, daß man eine Frau vermisse, sagte er: Und die soll sich da in dem Wasser wiederfinden? Eine, die ich vorhin querfeldein reiten sah, sah nicht eben aus, als ob sie aus dem Wasser käme; wohl aber jagte sie darauf los, als ob sie Feuer hinter sich hätte. — Du hast eine Frau wegreiten sehn? fragte der Oberste. Wo? wenn? wie sah sie aus? — Sie kam von dem Dorfe her, denk' ich, antwortete der Knecht, und dann ging es über die Wiese hin, immer in den Wald hinein. Es mögen noch keine zwey Stunden her seyn. — O das ist die Fürstin gewesen, fiel Therese ein; die reitet ja oft um diese Zeit spatzieren. — Spatzieren? erwiederte der Knecht. Nein, ein Spatzierritt war das nicht; es ging ernstlich. Und die Fürstin war es auch nicht; die ist größer. Ich hätte schwören wollen, es sey unsere gnädige Frau, die Frau Obersten, und der Offizier, der im blauen Mantel vorausritt — —

Auch ein Offizier war dabey? rief der Oberste. — Das ist der Kossakowski gewesen, sagte Therese; aber schon hörte sie der Oberste nicht mehr, der wie wahnsinnig nach dem Schlosse zurückeilte, und hier erfuhr, daß weder der Prinz, noch seine Leute und Pferde mehr zu finden wären. Er war wie betäubt, und eben die Gutmüthigkeit, mit der er sich so eben Unrecht gegeben hatte, goß jetzt Oel in das Feuer. Er meinte keine Ruhe finden zu können, wenn er nicht Rache nähme für so vielfältigen Betrug. Er ließ unverzüglich satteln, und nahm, von zwey Dienern begleitet, den Weg nach dem Walde, nachdem er noch einmal nach dem Grafen gefragt, und den Major gebeten hatte, bis zu seiner Rückkehr dem Hause vorzustehn, und für die Pflege des Kranken zu sorgen.

Kurz darauf reiste auch die Fürstin ab, und nahm Theresen auf ihr dringendes Bitten mit. Stanislas begleitete sie; den ersten Tag reitend an der Seite des Wagens; dann aber, da keine Gefahr mehr zu drohen schien, übergab er sein

Pferd einem Diener, und setzte die Reise im Wagen an der Seite der Fürstin fort.

Das Schloß, welches einige Wochen hindurch von einem regen und scheinbar recht fröhlichen Leben erfüllt gewesen, war jetzt der Einsamkeit anheim gefallen, indem das Vergnügen, das man gesucht hatte, auf die widrigste Weise in das Gegentheil umgeschlagen war. Der Wagen, welcher Sophien in das Kloster hatte bringen sollen, war nun wieder abgepackt; das auf dem Corridor vergossene Blut weggewaschen; die zertretene Terrasse geebnet; und die müßige Dienerschaft hatte Zeit, sich über die Abentheuer des verhängnißvollen Tages in Betrachtungen zu verliehren. „Wohl ist es wahr," sagte die Aja der kleinen Emma, „daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Wäre nicht der Herr Oberste ein so gar guter Ehemann, er hätte es längst merken müssen; denn der Handel hat nicht erst hier angefangen. Aber er hätte Schlösser auf die Treue der gnädigen Frau gebaut, und was hätte unsers Eines davon gehabt, ihm den Staar zu stechen?"

— Ey, da bewahre uns Gott vor, antwortete Brigitte, das Stubenmädchen. Es ist nicht gut, mit vornehmen Leuten Kirschen essen. Sie wollen lieber betrogen und belogen, als unterrichtet und verpflichtet seyn. Ich könnte Manches erzählen; aber ich bin blind und taub, und stockdumm obendrein. Am Ende kommt der Faden doch an die Sonne, wie fein er auch gesponnen ist. — „Und vollends," fiel die Aja ein, „wenn er so grob gesponnen ist, wie bey gewissen Leuten! Da ist nun die Fürstin mit dem hochmüthigen Kossakowski auf und davon gereist. Was ihr Mann dazu sagen mag und noch andre Leute, die sich auch nicht übel mit ihr standen." — Diese andern Leute, versetzte Brigitte, werden wohl nicht viel mehr von weltlichen Dingen hören. Es ist ein wunderliches Ding mit dem Morde; aber so viel ist gewiß, man kann einen Mann nicht sehr bedauern, der eine so schöne Frau hat, und sich an eine hochmüthige und verbuhlte Prinzessin hängt, die es nimmermehr ehrlich mit ihm gemeint hat, und nun mit einem armseligen Szlachcic davon läuft. Es ist Jammer

und Schade um den schönen vornehmen Herrn; aber ist es nicht seine Schuld und die gerechte Strafe des Himmels? — „Sie mag wohl Recht haben, Brigitte,“ antwortete die Aja; „ob wohl, wenn Alle seines Gleichen so gestraft werden sollten —! Doch will ich den Herrn gar nicht entschuldigen. Seine Frau ist eine so liebe und fromme Dame, die ein besseres Loos verdiente. Aber sollte sie nicht auch ein kleines Einverständniß haben? Sie weiß schon, was ich meine.“ — Wäre es denn ein Wunder? versetzte Brigitte. Oder wär' es ihr sehr zu verargen, wenn sie sich in ihrer Verlassenheit einen Freund gesucht hätte? Gelegenheit macht Diebe, zumal in der Liebe. Ich könnte sie darum nicht verdammen. — „Ey ich verdamme sie auch nicht,“ antwortete die Aja, „sondern wünsche ihr gute Stunden und Tage; denn sie ist eine Frau, die auch für gemeine Leute ein Herz hat, und gar nicht so hochmüthig wie Manche. Auch ist der Major leicht ein eben so schöner Mann, als der Graf, und sicherlich ein weit besserer. Es ist Schade, daß die beyden Leute nicht Mann und Frau sind; dem Grafen aber

wäre die Fürstin zu gönnen. Es heißt zwar, des Menschen Wille ist sein Himmelreich; aber ich habe schon manchmal erlebt, daß aus dem Himmelreiche eine Hölle wurde.“

Constanze wich unterdessen nicht von dem Lager des Kranken. Nach Verlauf einiger Stunden war er in einen unruhigen Schlummer gefallen, während dem sich seine Hände krampfhaft schlossen und öfneten; aber allmählig wurde er ruhiger. Die Arme lagen ausgestreckt vor ihm hin; die Hände todtenbleich; und die dunkeln Haare, die um Stirn und Schläfe hingen, machten die Farbe seines Gesichtes noch leichenähnlicher. Fast unmerkbar wehte der Athem gegen die geschlossenen Lippen; der Puls schwebte nur, und oft, wenn Constanze die Hand auf sein Herz legte, war sie ungewiß, ob es sich rege. Oft hielt sie dann voll Bestürzung ihr Ohr an seine Lippen; aber kaum hatte sie das schwache Beben des Athems erlauscht, so kehrte der Zweifel von neuem zurück. Oft traute sie dann ihrer eignen Wahrnehmung nicht mehr, und nur die

Versicherungen des Arztes waren im Stande, ihren Glauben an das Leben des Kranken wieder aufzurichten.

So kam der Abend herbey; aber alle Hofnung hing noch daran allein, daß er nicht gestorben war. Er hatte einige Stunden fast ohne Bewegung gelegen; Constanze hing lauschend über ihm; da öfneten sich seine Lippen; sein Hauch wehte in ihrem seidnen Haare; die schweren Augenlieder zogen sich langsam zurück; und als ob er aus einem tiefen Schlummer erwachte, nannte er mit kaum vernehmlicher Stimme den Nahmen seiner Frau.

Und sie, das heftig erregte Gefühl zurückdrängend, antwortete mit leiser, vor Freude bebender Stimme: Guter Xaver, erkennst Du mich wieder? — Da hob er beyde Hände ein wenig empor, ließ sie aber gleich wieder sinken, als ob sie ihm zu schwer wären, und sagte bittend: Liebe Constanze, verlaß mich nicht.

Ein so freundliches Wort hatte sie lange nicht aus diesem Munde gehört. Wie der Nachlaut einer bessern Zeit schlug es an ihr Herz, und zugleich wie der Bote einer glücklichern Zu-

kunft. — Nie verlaß ich Dich, sagte sie, und drückte ihre Lippen auf seine bleiche Hand, und der Thau ihrer Thränen floß erquickend von ihrem gepreßten Herzen.

Sie saß die Nacht über bey ihm auf. Ihre Hand ruhte auf der seinigen; und er schien sie unruhig zu vermissen, wenn er sie nicht fühlte. Am folgenden Morgen erklärte der Arzt, er glaube sich nun der Hofnung überlassen zu können. In der That wuchsen die Kräfte des Kranken mit jedem Tage, wenn schon in sehr kleinen Graden; das Fieber war wegen des großen Blutverlustes schwach, und die äußere Beschaffenheit der Wunde ließ baldige Heilung erwarten. Constanze zählte die Schläge seines Herzens, bewachte seinen Schlaf, und verließ ihn auch am Tage fast nie. Oft saß dann auch der Major an dem Bette des Kranken, dem er die Theilnahme eines Freundes und die Sorgfalt eines gewissenhaften Wirthes bewies. Doch brachte er den größern Theil des Tages auf seinem Zimmer zu, wo er viel schrieb, oft Boten empfing und Boten abschickte. Nur selten war er mit der Gräfin

allein; auch im Krankenzimmer machte er seine Besuche nicht leicht anders, als in Begleitung des Arztes.

Mehr als eine Woche war auf diese Weise vergangen, und Constanze sah ihre Sorgfalt durch die Besserung ihres Mannes und seine dankbare Zärtlichkeit belohnt. „Meine Genesung,“ sagte er bisweilen, „hängt an Dir. Du bist mein Schutzgeist; Du allein. Wenn Du mich verließest! — Aber Du wirst mich nicht verlassen!“ Dann ergriff er ihre Hand und hielt sie so fest, als ob er fürchtete, daß sie ihm entfliehen könnte.

Von der furchtbaren Nacht, in welcher er verwundet worden war, und den nächsten Folgen dieses Ereignisses war noch nie die Rede gewesen, und die Umgebungen des Grafen wichen der Erinnerung daran schonend aus. Er selbst hatte nach Niemanden gefragt, so daß es schien, als ob er die Abwesenheit der vorigen Gesellschaft und die Einsamkeit des Schlosses gar nicht bemerkte. Aber es schien nur so. Denn wenn er nicht nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, so war es nur, weil

ihn die Ahnung widriger Ereignisse zurückhielt, die er zu hören fürchtete.

Eines Abends aber, als Constanze sich entfernt hatte, um zu ruhen, und der Major allein am Krankenbette saß, und die Geschichte jenes berühmten Zweykampfs erzählte, der sich vor einer Reihe von Jahren zwischen dem Kronfeldherrn Branicki und einem italiänischen Abentheurer zugetragen hatte, hielt der Graf sein Verlangen nicht länger zurück, und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Auch mir hat vorlängst von einem Zweykampfe geträumt, den ich ausfechten sollte; aber mein Gegner war früher auf seinem Posten, und ließ mir nicht Zeit, mich in Vortheil zu setzen.“ — Dann erzählte er, wie ihm in jener Nacht, eben da er nach seinem Zimmer habe gehen wollen, beygefallen sey, mit dem Obersten, seinem Sekundanten, noch wegen einiger Punkte Rücksprache zu nehmen; wie er sich mit dem Lichte in der Hand zu diesem begeben, auf dem Wege aber, nicht weit von dem Gemache der Frauen, Kossakowski ihm begegnet sey, und das Licht aus der Hand geschlagen habe, und dann das

Uebrige, wie wir es aus Stanislas eignem Munde wissen. „Er hat,“ fuhr der Erzählende fort, „seinen Streich gut geführt. Denn was von jenem Augenblicke an mit mir vorgegangen, ist mir gänzlich unbekannt.“

Der Major fand jetzt kein Bedenken, der Aufforderung des Kranken Genüge zu thun, und ihm von den weitern Begebenheiten jener Nacht und des folgenden Tages so viel mitzutheilen, als er selbst wußte. — Aber wo bleibt der Oberste? fragte der Graf. — Man weiß es nicht. Sein Verweilen beunruhigt mich. — Und was ist aus Kossakowski geworden? — Er hat die Fürstin begleitet.

Bey diesen Worten lächelte der Graf; aber sein Lächeln war das des schmerzlichsten Selbsthohns. Er schwieg eine Weile; dann fragte er rasch und abgebrochen: Warum haben Sie nicht geheirathet, Freund? — Ich hatte Bedenklichkeiten; antwortete der Major. — Die, fuhr der Graf fort, durch das, was Sie hier erlebt haben, schwerlich gehoben worden sind.

Eben als diese Worte gesprochen wurden, kehrte Constanze zurück. Aber Sie hatten doch

Unrecht, setzte er lächelnd und leise hinzu, indem er auf seine Gemahlin deutete, die auf der Schwelle stehend, ihn mit den Worten begrüßte: Du sprichst ja munterer, lieber Xaver, als seit langer Zeit. — Ja, antwortete der Graf, und von Dir. Unser Freund hier fürchtet den Ehestand, weil er, wie es scheint, nicht die beste Meinung von Deinem Geschlechte hat. Ach Constanze, eh' ich Dich kannte, dachte ich auch wie er. Dich aber kenne ich erst seit kurzer Zeit.

Indem er so sprach, reichte er der Erröthenden die Hand, küßte sie und sagte mit tiefer Rührung: Wie elend wär' ich jetzt ohne Dich! und wie elend war ich! — Er konnte seine Rede nicht vollenden und verbarg sein Gesicht in ihren beyden Händen.

Der Major entfernte sich schnell. Was ist unserm Freunde? sagte der Graf. Er schien heftig bewegt, und, wenn ich nicht irre, sah ich Thränen in seinem Auge. Er ist ein trefflicher Mann, fuhr er fort; eben so besonnen und fest, als er weich und gutmüthig ist. Aber er ist nicht glücklich; und wie er sich auch be=

herrschen mag, er kann die Schwermuth nicht bergen, die über seiner Seele brütet.

Constanze, die tiefere Blicke in das Herz ihres Freundes gethan, und in der Tiefe ihres eignen sein Geheimniß errathen hatte, stimmte in das Lob seiner Tugenden ein, ohne doch etwas von dem zu verrathen, was zu eng mit ihren Gefühlen zusammenhing, um fremden Augen blos gestellt zu werden. Aber das, was sie verschwieg, so wie das, was sie aussprach, bewegte ihr Herz, so heftig, daß sie in Thränen ausbrach. Der Graf sah sie nicht ohne Verwunderung an; und sie selbst erschrack, als sich die ersten Wogen ihres Gefühls gelegt hatten, über die Gewalt, welche die Theilnahme an dem Schicksale ihres Freundes über ihr Gemüth ausübte.

Der Major hatte sich auf sein Zimmer begeben, unzufrieden mit sich und der Reizbarkeit seines Herzens, das doch endlich einmal, sagte er zu sich selbst, gelernt haben sollte, dem Hammer des Schicksals Widerstand entgegen zu setzen. Aber er mochte sich Härte einpredigen so viel er wollte, es war diesmal un-

sonst. Die Strahlen seiner ersten und einzigen Liebe fielen mit solcher Gewalt auf sein Herz, daß der Demant zum Wassertropfen wurde, und sein herzhaftes Bestreben sich, zu seiner größten Beschämung, in einen Strom von Thränen auflöste.

Als er aber ausgeweint hatte, kehrte er die feuchten Augen zum Himmel und sagte betend: O Gott, laß sie glücklich werden durch den Mann, dem du sie beschieden hast; und gib, daß mir an dem Loose genüge, Zeuge ihres Glücks und ihrer Zufriedenheit zu seyn!

Er stand am Fenster, als er so sprach. Die Nacht war dunkel; nur einzelne Sterne schauten auf die stille Erde herab. Da sah er in der Ferne auf der Heerstraße ein Schimmern wankender Lichter, die sich in gerader Richtung nach dem Schlosse zu bewegten, und nach einiger Zeit vernahm er den schweren Fußtritt ermüdeter Pferde, die gedämpften Stimmen antreibender Fuhrleute, und das Knarren von Wagenrädern. Langsam rückte das Fuhrwerk mit seinen Umgebungen nach dem Thore des Schlosses, wo schon Alles in

tiefer Ruhe lag, und der bejahrte Hausmeister erst spät, durch das erst leise, dann lautere Anpochen der Laternen= und Fackelträger aus seinem Schlummer geweckt wurde. Langsam wurden die Riegel aufgezogen, und ein schwarzbehangener Wagen fuhr herein mit einem Sarge belastet. Der Sarg verschloß den Leichnam Sophiens. —

Wir haben diese unglückliche Frau, von dem Prinzen und seinem Diener begleitet, jenseit dem Walde verlassen, wo den schnaubenden und dampfenden Rossen zuerst eine kurze Erholung gegönnt wurde. Aber indem sich der Zug langsamer fortbewegte, zu dem sich nun auch der zweyte Diener mit der Nachricht gesellte, daß er Theresen vergeblich erwartet habe, stürmten feindselige Gedanken mit größerer Gewalt als vorher auf Sophiens Herz. Bey ihrer Flucht aus dem Schlosse hatte sie an nichts gedacht, als sich dem Zorne ihres Mannes zu entziehn; nicht an eine gewaltsame Trennung von ihm, noch weniger an eine Verknüpfung ihres Schicksals mit einem Liebhaber, dessen Wankelmuth sie kannte, und den sie nur in den berauschten Momenten

leichtsinniger Unbesonnenheit ihrem Gemahl hatte vorziehn können. Jetzt sah sie mit Schaudern, daß durch die unglückliche Wendung, die ihre Flucht genommen hatte, ihr erster Plan zerstört war, und dachte zitternd an die Ankunft bey ihrem Oheime, welcher der strafbaren Nichte leicht die Liebe entziehen konnte, die er vormals der unschuldigen geschenkt hatte. Wie sie auch immer ihre Rechtfertigung stellen mochte, die Gesellschaft, in der sie erschien, war eine Anklage, die sich nicht entkräften ließ. Und was sollte ihr Schicksal seyn, wenn er sie von sich stieß? Bey wem sollte sie Zuflucht suchen? Und wie sollte sie je wieder vor den Augen der Welt erscheinen, die, wie nachsichtig sie auch immer gegen geheime Vergehungen seyn mag, die öffentlichen ohne alle Schonung verdammt.

Diese trostlosen Gedanken schwollen immer heftiger in ihrer Brust, und versenkten sie in ein tiefes Schweigen, bey dem sie keinen Blick auf ihren Begleiter warf. Die Aussicht, welche vor ihr lag; die Reue über das, was sie gethan, und zum Theil wider ihren Willen gethan; der Gedanke an ihren Mann, den sie

achtete, an ihr Kind, von dem sie jetzt vielleicht auf immer getrennt war, und dem sie ihren befleckten Ruf zum nächsten Erbtheil hinterließ — Alles das zog stürmend durch ihre Brust, und nährte den bittersten Unwillen gegen den Mann, den sie jetzt als die einzige Ursache ihres Unglücks betrachtete. Diesem war ein solches Schweigen eine ungewöhnliche Erscheinung; er suchte sie aufzuheitern; aber seine Worte verhallten in der Luft, und wenn er sie bey seiner Liebe beschwor, oder sie an die Zeichen der Zärtlichkeit erinnerte, die sie ihm gegeben hatte, wendete sie sich mit Abscheu von ihm weg. Endlich wurde er seiner fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, und verurtheilte sich ebenfalls zum Stillschweigen, die Bereitwilligkeit bereuend, mit der er sich der Rettung einer launenhaften Frau unterzogen hatte.

So waren sie eine lange Strecke fortgezogen; der Mittag war längst vorüber, und seit dem Morgen hatten weder Menschen noch Pferde gerastet. Bey einem Wirthshause an

der Straße machten sie Halt. Eine Frau in Trauer empfing die Gäste an der Thür, mit einem Mädchen an der Hand, das ebenfalls in Trauer war. Wie weit haben wir noch bis Pientokow, gute Frau? fragte Frau von Lesko die Wirthin; der Zeit nach kann es nicht weit mehr seyn. — Bis Pientokow? fragte die Wirthin mit dem Tone der Verwunderung. Das liegt ja ganz nach einer andern Seite hin. Der nächste Ort von hier ist Rawanow, und den können Sie vor Mitternacht nicht erreichen. —

Frau von Lesko war bestürzt. Sie rief den Prinzen herbey und sagte in französischer Sprache zu ihm: Wo führen Sie mich hin, Prinz? Diese Frau sagt mir, daß wir nicht auf dem Wege nach Pientokow sind. — Allerdings nicht, antwortete der Prinz trocken; was wollen Sie auch dort? — Mich meinem Oheim in die Arme werfen. Hab' ich es Ihnen nicht gesagt? Haben Sie es mir nicht versprochen? Oder meinen Sie, daß ich Lust habe, als eine irrende Prinzessin mit Ihnen umherzuschweifen? Noch Einmal! Wo führen Sie mich hin?

So unwillig der Prinz über das Betragen seiner Begleiterin war, das ihm wie schwarzer Undank erschien, so nahm er sich doch zusammen und sagte: Wenn Sie die Güte hätten haben wollen, gnädige Frau, mir einiges Gehör zu gönnen, so würde ich jetzt nicht genöthigt seyn, meine Vertheidigung in Gegenwart dieser fremden Frau zu führen. Als Sie mir sagten, daß Sie zu Ihrem Oheim gedächten, war keine Zeit zu Berathschlagungen. Ich mußte scheinen in Ihr Verlangen einzuwilligen, mit dem Vorbehalte, Ihnen unterwegs die Gründe zu entdecken, die mich bewogen, Sie so weit als möglich von Pientokow zu entfernen. Sie verschlossen mir Ihr Ohr. — —

O wollte Gott, rief Frau von Lesko, indem sie die Hände rang, wollte Gott, ich hätte es Ihnen immer verschlossen, oder ich wäre in dem Augenblick — —

Für diese Ausbrüche des Gefühls, unterbrach sie der Prinz, wie gerecht oder ungerecht sie seyn mögen, scheint dieser Ort hier nicht am schicklichsten gewählt. Sie wollen zu Ihrem Oheim? Ihrem Oheim, dem Obersten M. wollen

Sie sich in die Arme werfen! Dieser Gedanke hätte vor einigen Monaten vielleicht Beyfall verdient. Aber jetzt ist dieser Mann eines der Häupter der Unzufriedenen; der bitterste und unversöhnlichst Feind aller derer, die er mit Recht oder Unrecht für Anhänger der russischen Sache hält. Seine Partey setzt mich in diese Klasse. Wird er, wenn Sie sich ihm in meiner Gesellschaft zeigen, von Ihnen etwas anders glauben? Und wenn er auch, was doch keinesweges wahrscheinlich ist, der Verwandtschaft zu Liebe, die Farbe der Partey vergäße, werden es auch diejenigen thun, die ihn umringen, und, wie kaum zu zweifeln steht, über blutigen Entwürfen brüten?

Frau von Lesko sah vor sich hin und schwieg. Der Prinz schwieg auch und schien keine Lust zu haben, das Stillschweigen zuerst zu brechen. — Und weiter? sagte sie endlich. — Für das Weitere erwarte ich nun Ihre Befehle. — Meine Befehle waren es nicht, die uns auf diesen Weg gebracht haben, der, wie ich jetzt wohl sehe, nach Warschau führt. — Allerdings, antwortete der Prinz; dort werden Sie den Nach-

fürschwigen Ihres zürnenden Gemahls — wenn er deren anstellt — am ersten entgehn. Ich kann Ihnen dort ein Haus empfehlen, wo Sie in der größten Verborgenheit leben können, bis Sie, wegen des Uebrigen, einen festen Entschluß gefaßt haben. —

Mein Entschluß ist gefaßt, unterbrach ihn Sophie; und dann sich an die Wirthin wendend: Wie weit ist das nächste Frauenkloster von hier? — Zwölf Stunden, war die Antwort. — Das wäre also für Morgen, sagte Sophie. Heute thu' ich keinen Schritt weiter, am wenigsten auf dem Wege nach Warschau. Geben Sie mir ein Zimmer, Frau Wirthin, und haben Sie die Gefälligkeit, den Abend und die Nacht bey mir zuzubringen. — Mit Vergnügen, antwortete die Wirthin, und verneigte sich. Aber der Herr Gemahl hier? — Frau von Lesko erröthete bis über die Stirn; der Prinz lächelte schadenfroh; auch die Wirthin konnte sich eines leisen Lächelns nicht enthalten. — Dieser Herr ist nicht mein Gemahl, sagte Sophie mit der Hast der Verlegenheit; der Zufall hat uns zusammengeführt. — Aber

sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sie die Unwahrscheinlichkeit ihres Vorgebens fühlte. Sie erröthete noch heftiger als vorher, und da sie alle Gegenwart des Geistes verließ, preßte ihr der Unmuth Thränen aus. Sie stand rasch auf, nahm das kleine Mädchen der Wirthin bey der Hand, und begab sich nach dem Innern des Hauses, wo ihr ein Zimmer mit Betten geöfnet wurde.

Hier, von ihrem Begleiter getrennt, schöpfte sie wieder Luft und ließ ihren Thränen freyen Lauf. Sie hatte den raschen Entschluß gefaßt, in das nächste Kloster zu flüchten, von wo aus sie die Verzeihung ihres Gemahls suchen wollte. Sollte ihr dieses mislingen, so wollte sie den Schleyer nehmen. So wurde das, was sie als das Schrecklichste geflohen, der Gegenstand ihrer Wahl; und die Wahl, die sie mit launenhaftem Leichtsinn in ihrem Liebhaber getroffen hatte, war der Gegenstand ihres Abscheues geworden.

— Ein bestürmtes und gepreßtes Herz, sobald es zu einem Entschlusse gelangt ist, wie hart dieser auch immer seyn mag, fühlt in dem Aufhören der Schwankung eine augenblickliche Beru-

higung. Sophie sah jetzt mit unverwandtem Blicke nach dem Hafen hin, der sie aufnehmen sollte, und sie schmeichelte sich insgeheim, durch diesen Vorsatz einen Theil ihres Vergehens gebüßt zu haben. Dieser Entschluß, sagte sie zu sich selbst, wird mir vielleicht das Leben kosten. Ich werde sterben vor Gram, aber ich werde mit dem Bewußtseyn sterben, ungezwungen zu meiner Pflicht zurückgekehrt zu seyn. Und vielleicht — vielleicht werden diesen furchtbaren Tagen wieder glückliche folgen!

Während dieser Zeit ging die Wirthin ab und zu; das schwarzäugige blühende Kind aber saß Sophien auf dem Schoß. Warum bist Du in Trauer, Kind? fragte sie jetzt. — Für meinen Vater, antwortete das Kind; er ist vor vier Wochen begraben worden. — Ist die Wirthin Deine Mutter? — Nein, meine Grosmutter. — Wo ist Deine Mutter? — Ich weiß es nicht. — Ist sie etwa auch todt? — Nein, todt nicht; aber — sie sagte das der Fragenden leise in's Ohr — sie sagen, sie wäre schlecht, und mein

Vater wäre nicht gestorben, wenn er nicht den Gram um sie gehabt hätte.

Frau von Lesko frug nicht weiter, aber ihre Brust hob sich heftiger, und neue Ströme von Thränen ergossen sich über ihre glühenden Wangen. Das Kind schlief bald darauf auf ihrem Schoße ein, und als es die Grosmutter wegtragen wollte, gestattete sie es nicht. — Lassen Sie mir das Kind noch ein wenig, sagte sie; es kommt mir wie ein lieber Schutzgeist vor. Wie ruhig es schläft! Ach es weiß noch nichts von der Welt, und nichts beunruhigt sein kleines Herz, als die geringen Bedürfnisse des Augenblicks.

Es ist ein gutes und liebes Kind, sagte die Wirthin, und es hat jetzt keinen Menschen mehr auf der Welt, der sich seiner annehmen könnte, mich ausgenommen. Ich thu' es auch gern, obgleich die Sorge der Wirthschaft schwer auf meinen Schultern liegt. Es muß ja wohl Gottes Wille gewesen seyn; und da muß der Mensch schon still halten.

Die Worte des Kindes hatten Sophiens Theilnahme erregt, und ob sie gleich etwas

Schmerzliches zu hören fürchtete, so siegte doch die Neugierde über die Furcht. — Der Vater ist gestorben, fragte sie, wie mir das Kind gesagt hat, und die Mutter? — Die Mutter wäre besser auch todt, antwortete die Wirthin, ob es schon hart ist, wenn eine Mutter den Tod ihres einzigen Kindes wünschen muß. Gott weiß, sie war lange Zeit meine einzige und größte Freude, und half mir tüchtig in der Wirthschaft, und lebte glücklich mit ihrem Manne. Da kamen die fremden Kriegsvölker in das Land, und ein Kommando davon wurde hier bey uns einquartirt. Unter diesem war Einer, der es ihr anthat. Gott weiß wie. Von der Zeit an wendete sich ihr ganzes Gemüth um. Wie hab' ich ihr zugeredet! Wie hat ihr Mann — Gott tröst' ihn in der Ewigkeit! — sie gebeten und beschworen, ihn nicht so unglücklich zu machen, und ihr Herz an den ausländischen Kerl zu hängen. Es war aber Alles umsonst. Zwar versprach sie Alles; aber es war nur List und Betrug; denn als das Kommando aufbrach, verschwand sie auch aus dem Hause, und verließ Mann

und Kind — und das Kind war doch sonst ihr Augapfel — und zog mit dem Feldwebel, der sie vielleicht schon jetzt im Elende sitzen gelassen hat. Denn gewiß ist er ein eingefleischter Satan, da er ein so gutes Gemüth so hat bestricken können.

Frau von Lesko beugte sich über das Kind, um ihre Thränen zu verbergen; denn jedes Wort, das die Frau sagte, war ihr ein giftiger Pfeil. Die Wirthin sah, daß sie weinte, und bewunderte ihr weiches Herz. „Es mag aber, dachte sie bey sich selbst, auch bey ihr nicht Alles recht seyn. Doch das ist nicht meine Sorge.“

Ich wünsche, sagte Frau von Lesko nach einiger Zeit zu der Wirthin, morgen so früh als möglich nach dem Kloster abzureisen. Ich kann ja wohl hier einige sichere Männer zu Begleitern bekommen; denn meine bisherige Bedeckung schlägt nun einen andern Weg ein. Sorgen Sie dafür, ich bitte Sie, daß ich mit Anbruch des Tages in aller Stille aufbrechen kann.

Die Wirthin entfernte sich und kam kurz darauf mit der Nachricht zurück, daß zwey starke Bursche bestellt wären, welche die Nacht im Hause zubringen würden, um bey'm Anbruche des Tages bereit zu seyn. Ich habe ihnen auch befohlen, setzte sie hinzu, Waffen mitzubringen; denn die Gegend wird von schlechtem Gesindel beunruhigt, das mit den fremden Völkern in das Land gekommen ist.

Nachdem diese Einrichtung getroffen war, schrieb Sophie einige Zeilen an den Prinzen, in denen sie ihn bat, sich nicht weiter mit ihrer Begleitung zu bemühen, die sie nie begehrt habe, und die das Peinliche ihrer Lage nur vermehren würde. Wollte Gott, setzte sie hinzu, ich hätte Sie nie gekannt; da aber das Geschehene leider nicht geändert werden kann, so bitte ich Gott, daß wir uns nie in dieser Welt wiedersehn.

Diese Art der Verabschiedung kränkte den Stolz des Prinzen viel zu sehr, um sich ohne weiteres darein zu ergeben. Er begab sich nach Sophiens Zimmer, und da er es verschlossen fand, bat er dringend um Gehör. — Sie

wissen meinen Entschluß, Prinz, antwortete sie von innen heraus; er ist unwiderruflich: beunruhigen Sie mich nicht. — Der Prinz ließ sich nicht zurückweisen; er versuchte die Thür zu öfnen; das Schloß that Widerstand. Aber indem er so beschäftigt war, hörte man vom Hofe her ein Stampfen von Pferden und ein lautes Rufen nach dem Wirth. — Hier werde ich nöthig seyn, rief die Wirthin, die sich in Sophiens Zimmer befand, und schlüpfte durch die Thür hinaus, durch die der Prinz augenblicklich eindrang. Erbittert, außer sich, überhäufte er sie mit Vorwürfen, und warf ihr ihr Billet vor die Füße. — Sie bat ihn, sie zu verlassen; ihr Wohl, ihre Seligkeit hänge davon ab; und da er sie doch nicht verließ, sondern fortfuhr, seinem Zorne Luft zu machen, warf sie sich auf die Knie, hob ihre Hände zum Himmel, und beschwor ihren Quäler, sie nicht zur Verzweiflung zu bringen. — In diesem unglücklichen Augenblicke wurde die Thür aufgerissen. „Bist Du hier, ehrloser Räuber," rief eine bekannte Stimme herein, „und Dein Opfer Dir zu Füßen? Schmach der Buh-

lerin! und Verderben Dir, Nichtswürdiger! Die Stunde der Rache hat geschlagen." — Mit diesen Worten stürzte der Oberste — denn er war es selbst — auf den Prinzen zu, und schwang den Säbel über seinem Haupte, während diesem nichts übrig blieb, als dem Angreifenden in den Arm zu fallen. Während sie mit einander rangen, und Sophie auf den Knien lag, wie eine von der Last des Bewußtseyns niedergebeugte Verbrecherin, die das Urtheil des unerbittlichen Richters erwartet, erfüllte Getümmel den Platz vor der Thür, indem die Diener ihren Herrn zu Hülfe eilten, und auch die Bauern hinzudrangen, die sich zur Vertheidigung der fremden Dame verpflichtet glaubten, die sie nach dem Kloster geleiten sollten. Schon war der Prinz im Begriff unterzuliegen, als sein Diener ihn den Händen des Obersten entriß, welcher wüthend über diese Einmischung, eine Pistole aus dem Gürtel zog, und sie gegen den Diener abschoß. Der Schuß wurde erwiedert; die Säbel funkelten auf allen Seiten; der Kampf raste in dem beschränkten Raum; — da sprang Sophie auf,

ihren Gemahl mit ihrem Leibe zu decken; aber ehe sie ihn erreichte, hatte ein unglücklicher Schuß — es ist ungewiß, von welcher Seite er fiel — sie in die Brust getroffen. Sie sank zur Erde; ihre Arme umschlangen die Knie ihres Gemahls, und ihr Blut bedeckte ihn. Unterdessen waren die Diener des Obersten auf den Prinzen eingedrungen, und hatten ihm mit ihren Säbeln Wunden versetzt, die ihn zu Boden warfen. Da rief er noch seinen Dienern zu: Faßt den Mörder, Ihr Hunde! Wenn er entkömmt, so büßt Ihr mit Euern Köpfen!

Der Oberste stand sprachlos da, den starren Blick auf seine Frau geheftet, die sich umsonst bemühte, das welke Haupt zu ihm zu erheben, und nur durch Mienen zu ihm sprach. Erst als die Diener des Prinzen Hand an ihm legen wollten, kehrte ihm das Bewußtseyn zurück; er riß sich los, warf die Andringenden von sich gegen die Wand, und würde unbesiegt geblieben seyn, wäre nicht bey dem entstandenen Lärm ein halbes Dutzend Russen herbeygeeilt, die in den benachbarten Häusern im Quartier lagen. „Brave Russen,“ rief ihnen der Prinz zu, als sie sich

an der Thür zeigten, „ergreift diesen Mann und seine Diener, die gegen Eure große Kaiserin verschworen sind. Er hat mich ermordet, weil ich Euch liebe. Euch liegt es ob, meinen Tod zu rächen.“

Diese Aufforderung verfehlte ihre Absicht nicht. Die Russen stürmten mit Wuth herzu, banden den Obersten und seine Diener fest, und waren im Begriff, ihn aus dem Zimmer, das einem Schlachtfelde glich, wegzuziehn, als sie von einer schwachen weiblichen Stimme zurückgehalten wurden. Sophie war wieder zum Bewußtseyn erwacht, und flehte jetzt, indem sie sich mühsam zu den Füßen ihres Mannes schleppte, um einen Augenblick Verzug. „Ich sterbe,“ sagte sie, „nicht schuldlos, aber auch nicht so tief verschuldet, als Du wähnen magst. Meine Flucht war die Wirkung der Furcht vor Deinem Zorn; daß der Prinz mein Begleiter wurde, war nicht mein Werk. Ich ging, mein Vergehen im Kloster abzubüßen. Vergib mir. Jetzt ist Alles aus. Sage, daß Du mir vergibst, damit ich nicht in Verzweiflung sterbe.“

Der Oberste war nur allzugeneigt, eine Frau zu entschuldigen, die er immer mit großer Zärtlichkeit geliebt hatte; und jetzt, da er ihre blasse blutige Gestalt zu seinen Füßen sah, löschte das Mitleiden jeden Gedanken von Zorn in ihm aus. Er neigte sich zu ihr herab, und wollte sie aufheben; aber seine Hände waren gebunden. Knirschend vor Wuth und mit dem Fuße stampfend, sagte er: „Dir vergebe ich, und Gott weiß es, von ganzer Seele. Aber diesen verrätherischen Teufel, diesen sündenvollen Verführer wird Gott züchtigen. Möge ihm Gott so wenig verzeihen, als ich."

Bey diesen Worten stöhnte der Prinz aus tiefer Brust, und befahl einen Priester zu rufen. Es war zu spät. Sophie war leblos zur Erde gesunken, sobald sie das versöhnende Wort aus dem Munde ihres Mannes vernommen hatte, und der Prinz rang kurz darauf, auf den zögernden Priester scheltend, sein Leben aus.

Am folgenden Morgen verlangte der Oberste seine Frau noch einmal zu sehn, und da er sich auf sein Ehrenwort gefangen gegeben hatte,

würde er nicht gehindert, seinen Wunsch zu erfüllen. Die Wirthin saß betend neben der Leiche; ihre Enkelin kniete an ihrer Seite, und reichte dem Obersten das Billet seiner Frau an den Prinzen hin, das sich auf der Erde gefunden hatte. Es enthielt die Bestätigung ihrer letzten Worte. Der Oberste benetzte es mit seinen Thränen, kniete nieder an der Verschiedenen, und jammerte laut über sein armes Weib. Dann trug er der Wirthin auf, nach Wundärzten in der nächsten Stadt zu schicken, den Leichnam einbalsamiren zu lassen, und ihn nach Leskowo zu senden, wohin er ihr einen Befehl an seinen Hausmeister schrieb. Er setzte sich hierauf zu Pferde, und wurde, in tiefen Kummer versunken, von russischen Wachen begleitet, nach Warschau gebracht, wo er als Mörder der Unterthanen der Kaiserin vor Gericht gestellt und in ein Gefängniß gebracht wurde. Seine Diener hatten das nämliche Schicksal.

Die Unruhe, welche die Ankunft der Leiche im Schlosse verursacht hatte, blieb dem Gra-

fen nicht unbemerkt, und sein unvorsichtiger Wächter theilte ihm auf der Stelle Alles mit, was er selbst von den Begleitern des Sarges gehört hatte. Zu spät eilte Constanze herbey; das Uebel war geschehn, und seine Wirkung schrecklicher, als man hätte erwarten sollen. Der Graf sah seine Gemahlin mit starren Blicken an, und ohne ein Wort zu sprechen, schloß er die Augen. Er schien zu schlummern, aber nach einiger Zeit richtete er sich auf; sein ganzes Ansehn war verändert; sein Blick stier und auf Einen Punkt geheftet. „Ich habe schwere Träume gehabt," sagte er endlich mit hohler Stimme, und ohne seine Stellung zu verändern; „der Tod hat seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen, und streckt seine Hand nach mir aus. Aber leichten Kaufs soll er mich nicht bekommen."

Constanze erschrack. Sie frug, was ihm sey. „Was mir ist?" antwortete er mit derselben tiefen Stimme, indem er seine Hand auf die ihrige legte. „Mich dünkt, meine Hände sind kalt, wie in der Nacht, in der ich schon einmal gestorben war. Ich kann hier

nicht zum zweyten Male sterben. Ich muß fort, ehe mich Sophie zum Todentanz führt."

Mit diesen Worten warf er die Decke von sich und stand auf. „Wo ist Dominique?" rief er. „Ist der Wagen angespannt? Nicht der, welcher den Tod hieher gebracht hat, sondern der meinige. Ich habe keine Zeit zu verliehren."

Die Gräfin gab leise Befehl, den Arzt zu rufen. „Ganz recht," sagte der Graf, der ihr Wort gehört hatte; „der Arzt soll auch mit. Ich brauche ihn bey dem Kampfe, der mir droht. Aber der Major nicht. Hörst Du, Constanze? Nicht der Major. Der Major ist ein tapferer Mann — o ja, ein sehr tapferer Mann. Der Prinz war auch tapfer, und es gab eine Zeit, wo Sophie ihrem Manne treu und ergeben war. Ist dem nicht so, Constanze? Warum antwortest Du mir nicht?"

Es war jetzt nur allzu klar, daß die unglückliche Geschichte den Kopf des Kranken angegriffen hatte. Der Arzt fand seine Nerven in einer gefährlichen Spannung; den Puls heftig erregt und ungleich. Mit Mühe bewog er ihn, sich wieder niederzulegen; aber da sich der Ge-

danke an den auflauernden Tod immer zudrängte, sprang er oft wieder auf, und gerieth, da er wahrnahm, daß er mit dem Vorgeben der Abreise nur getäuscht werde, endlich in eine Entrüstung, welche die übelsten Folgen fürchten ließ. Immer kehrte der Gedanke zurück, daß ihm hier ein Kampf auf Leben und Tod bevorstehe, und da der Major in das Zimmer trat, um nach ihm zu sehn, schrie er mit einem gräßlichen Tone: Das ist er! Treulose Frau, warum willst Du den Tod Deines Mannes?

Die Nacht, die auf diesen Tag folgte, war noch furchtbarer. Er wähnte jetzt mit dem Tode zu ringen, und immer vermischte er das Bild des Todes mit dem Major. Seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße, und oft stöhnte er, wie Einer, dem eine unüberwindliche Last auf die Brust drückt: dann, wenn sein Athem wieder freyer ging, stieß er drohende Worte aus. Gegen Morgen war er erschöpft und schien zu ruhen. Als aber der Tag anbrach und er Constanzen erblickte, die mit ängstlicher Sorge über ihm hing, faßte er krampfhaft ihre Hand, und beschwor sie bey

ihrer Liebe, bey Gott und bey allen Heiligen, Mitleiden mit ihm zu haben, und ihn jetzt dem Tode noch nicht auszuliefern. „Diese Nacht," setzte er hinzu, „hab' ich ihn noch abgewehrt; aber wenn er zurückkehrt — wenn er noch mehr Gehülfen mit sich bringt — werden dann meine schwachen Kräfte noch hinreichen?"

Constanze zerfloß in Thränen und ihre Blicke befragten den Arzt. Dieser war ungewiß. Da aber die Bitten des Kranken nicht nachließen, und er immer mit den rührensten Worten um sein Leben bat, beschloß der Arzt, um den Vorstellungen des Kranken eine andere Richtung zu geben, die Reise zu wagen. Sobald dieser ernstliche Anstalten sah, beruhigte er sich, und noch an demselben Abend langte er mit seiner Gemahlin und dem Arzte auf seinem Schlosse an.

Die guten Wirkungen dieser Veränderung zeigten sich bald. So wie sich der Wagen von Leskowo entfernte, fing der Kranke an ruhiger zu athmen, und ob er gleich noch oft mistrauisch umhersah, so schien doch die Gewalt

der gräßlichen Phantasien nachzulassen. Uebrigens erfuhr man schon am folgenden Tage, daß das, was aus Noth gethan worden, recht zur guten Stunde geschehn war. Unmittelbar nach der Abreise hatte eine Abtheilung von Russen Besitz von Leskowo genommen, die Prunkzimmer in Wachtstuben, die Tempel und Einsiedeleyen in Pferdeställe, und den Speisesaal in ein Lazareth verwandelt. Denn da jetzt der gefangene Besitzer des Hauses für einen Feind galt, so glaubte man ihn auf diese Weise bestrafen zu müssen. Seine zurückgebliebenen Diener wurden aus dem Hause geworfen, und die Stallknechte des Grafen, die dem Wagen mit den Reitpferden nachfolgten, gemishandelt. Der Major aber hatte noch zur rechten Zeit Nachricht erhalten, um sich vor der Ankunft der Feinde zu entfernen.

Während die neuen Beherrscher des Landes den leichtgewonnenen Sieg benutzten, aus misverstandener Politik den Nacken ihrer Unterthanen zu belasten, blieben ihre Gegner nicht unthätig. Einige von diesen hatten sich in das

Ausland gerettet, und unterhielten Verbindungen im Innern mit ihren Freunden, die ihrer Seits jeden Funken der Unzufriedenheit anfachten, den sie irgendwo in einem vaterländischen Gemüthe bemerkten. Der Major war einer dieser Verbündeten. Auf das engste mit Thaddäus Koszjusko vereinigt, durch Achtung und Dankbarkeit an Ignaz Potocki und andere Freunde der Freyheit gebunden, theilte er ihre Plane, wie ihre Gesinnungen, und war von jedem Schritte unterrichtet, den sie zu des Landes Befreyung thaten. Auch sein Aufenthalt in Leskowo, den der Zufall veranlaßt, und die Umstände verlängert hatten, blieb für sein Geschäft nicht unbenutzt. Ein geheimer Briefwechsel war im Gange; und öfters trat er in der Nachbarschaft mit Anhängern seiner Partey zusammen, um die empfangenen Nachrichten auszutauschen, ihre Hofnungen gegenseitig zu beleben, und das Weitere zu verabreden. Was von seinem Geheimnisse den edlen Ignaz betraf, legte er in Constanzens verschwiegenen Busen nieder, und wir wollen nicht leugnen, daß er sich der Gelegenheit erfreute, ihr schö-

nes Gemüth durch Nachrichten und Gespräche von dem verehrten Oheim zu beglücken. Von diesem zu hören, ihn zu rühmen, die Tage zurückzurufen, die sie in seiner Nähe verlebt hatte, das wog viel ihres Kummers auf. Und da sich ihre Herzen in den edelsten Gefühlen der Achtung und Freundschaft gegen denselben Mann begegneten, so war es kein Wunder, wenn ihre gegenseitige Neigung durch jedes dieser Gespräche Nahrung bekam. Aber das Band, das sich auf diese Weise um sie schlang, war aus dem Stoffe gewebt, der jedem strafbaren Wunsche wehrt; und der Major war eben so entfernt, von dem Unglücke Constanzens Vortheil zu ziehn, als sie, irgend einem Gedanken der Vergeltung Raum zu geben.

Diese Mittheilungen wurden durch die Entfernung von Leskowo unterbrochen, und Constanze sah sich der Tröstungen der Freundschaft beraubt, während sie ihrer mehr als jemals bedurfte. Der körperliche Zustand des Grafen besserte sich; aber die Richtung, die sein Geist genommen hatte, setzte seine Umgebungen täglich auf die härtesten Proben. Eine

Todesfurcht, die ihm vormals ganz fremd gewesen, hatte in seiner Seele Wurzel geschlagen, und aus ihr ging ein quälendes Mistrauen hervor, das ihn überall Auflauer und Verrath sehen ließ. Eifrig verwahrte er die Zugänge zu dem Schlosse, kaufte Waffen aller Art, und traf Vertheidigungsanstalten, ohne im geringsten einen Gegenstand der Gefahr bezeichnen zu können. Was ihn ängstigte waren Phantome, die er nicht zu nennen wußte, und mit denen er selbst seine Gemahlin vermischte. Aber die harten Worte, die er in diesem Zustande ausstieß, schnitten ihr doch weniger in das Herz, als die jammernde Reue, welche immer auf die Ausbrüche seiner Heftigkeit folgte, und wobey er sich auf eine Weise demüthigte, die seinem ganzen Wesen fremd und der männlichen Würde wenig angemessen war. Er beschwor sie in solchen Augenblicken, seinem Wahnsinne zu verzeihen, der eine Strafe des Himmels sey, und nur durch ihr Ausharren bey ihm gemildert werden könne; und wenn sie ihm dann die heiligsten Zusicherungen gab, daß seine ungerechten Beschuldi-

gungen sie nicht von seiner Seite vertreiben würden, so brach er meist in ungemessene Anklagen gegen sich aus. „Ich weiß es,“ sagte er dann oft, „daß Dein reines Herz mich verabscheuen muß. Ich habe der zärtlichsten Liebe mit Undank gelohnt; ich habe Deine Tage verbittert; ich habe Deine Geduld, Deine Demuth, Deine Unschuld durch freche Untreue und Uebermuth verspottet; und noch jetzt quäl' ich Dich täglich durch das ungerechteste, wahnsinnigste Mistrauen. Ich weiß, daß es wahnsinnig ist; aber es ist mächtiger als ich, und quält mich sicher noch mehr als Andre, so daß ich es für eine der Büßungen halten muß, die mir der Himmel schon hienieden auferlegt. Du hast Recht, mich zu verachten, und ich beschwöre Dich, Deine Verachtung laut auszusprechen, so weh sie auch meinem Stolz und meiner Liebe thut; nur dulde mich, nur ertrage mich, und fliehe mich nicht. Wenn Du Deine Augen von mir wendest, so ist die Hölle gegen mich los; tobt sie doch selbst in Deiner Gegenwart noch arg genug.“

Unglücklicher Weise blieben diese Reden seiner lichten Augenblicke ohne dauernde Wirkung. Oft sog er selbst aus den tröstenden Worten, mit denen Constanze ihm antwortete, Gift, so daß sich sein Geist augenblicklich wieder umnebelte, und sogleich von neuem in allen dem Unsinn berauschte, den er eben verdammt hatte. Allmählig ging das unbestimmte Mistrauen in Eifersucht über, und die vollkommene Ueberzeugung, die er von der Unschuld seiner Frau hatte, reichte nicht hin, die schlimme Meinung zurückzudrängen, die er früher von ihrem Geschlechte gefaßt hatte. Seine Einbildungskraft war unermüdlich, ihm die Ränke gefallsüchtiger Weiber vorzuzaubern, und wenn er die Anwendung davon auf Constanzen mit Abscheu von sich stieß, so mußten selbst ihre Tugenden, und die Verdienste seines vermeintlichen Nebenbuhlers seiner Eifersucht Nahrung geben. „Ich leugne ja nicht," sagte er dann, „daß er ihrer würdiger ist. Er würde sie glücklich machen, während ich das Gegentheil thue; er würde ihre Liebe verdienen, die ich von mir gestoßen habe; ihre Ehe würde

ein Himmelreich seyn. Ich habe diesen Himmel verscherzt; ich weiß es nur allzuwohl; und es gibt Stunden, wo ich mir das frische Herz ausreißen möchte, das mich um diese Seligkeit betrogen hat. Aber sie ist meine Frau — mein! und die Hölle soll sie mir nicht entreißen, am wenigsten aber ein andrer Mann."

Während dieser Zeit geschah es, daß den Major sein Weg bey dem Schlosse vorüberführte. Unbekannt mit dem Argwohne des Grafen trat er ein, wie ein alter Freund, indem er gar nicht zweifelte, die Gesinnungen wieder zu finden, die Xaver ihm in Leskowo auf die unzweydeutigste Weise zu erkennen gegeben hatte. Constanze erröthete, als er in das Zimmer trat; auch dem Grafen flog ein flüchtiges Roth über die Stirn, das schnell wieder schwand, und eine kränkliche Blässe zurückließ, und ehe der Major die Lippen zum Gruße geöfnet hatte, trat ihm der Graf mit den Worten entgegen: „Ich sollte Sie willkommen heißen; aber ich kann es nicht. Wir können nicht unter einem Dache wohnen. Sie lieben meine Frau — meine Frau liebt Sie — sie

muß Sie lieben; aber ich kann einen Nebenbuhler nicht dulden, so hoch ich ihn auch ehre, ja, eben weil ich ihn so hoch ehre, darf ich ihn nicht neben mir dulden. Verzeihen Sie einem unglücklichen, gequälten Mann, der seiner nicht Herr ist, und den Ihre Gegenwart wahnsinnig macht."

Bey diesen Worten warf er dem Major seinen Arm um den Nacken, riß ihn ungestüm an seine Brust, küßte ihn weinend, öffnete dann die Thür und schob ihn sanft hinaus. Dann kehrte er zu seiner Frau zurück, fiel ihr um den Hals, und sagte unter heißen Thränen: „So muß ich also Dich, mich und die ganze Welt kränken. Er wird mich hassen; Du wirst mich hassen — Und doch kann ich nicht anders."

So verging der Winter auf die allertraurigste Weise unter peinlicher Quälerey, die jede andere Geduld erschöpft hätte. Constanze blieb sich gleich. Auch in den Verirrungen ihres Mannes erkannte sie eine tiefgewurzelte Liebe, die von einer ganz andern Beschaffenheit war,

als in früherer Zeit; und da der Arzt Hoffnung gab, daß auch dieser Zustand wahrscheinlich der bessern Jahreszeit weichen würde, so ermüdete sie nie in seiner Pflege, und benutzte jeden lichten Augenblick, um beruhigende Gespräche anzuknüpfen. Und von allen heilbringenden Mitteln bewährte sich dieses als das wirksamste; so daß, wenn das Alterthum an die besänftigende Kraft von Formeln und Liedern glaubte, und die Anwendung derselben hauptsächlich den Frauen zuschrieb, wohl kaum zu zweifeln ist, daß es die Gewalt einer melodischen Stimme und die milde Beredsamkeit des weiblichen Mundes ist, was diesem Glauben seine Entstehung gegeben hat.

Der Frühling kam heran; der März brachte heitre und erquickende Tage; die Weissagung des Arztes schien in Erfüllung zu gehn. Schon waren die Anfälle der Verzagtheit von kürzerer Dauer; die ruhigen Stunden vermehrten sich; die harten Banden ängstlicher Selbstsucht lösten sich auf; er fing wieder an, nach dem Schicksale des Landes zu fragen, wogegen er seit langer Zeit ganz unempfindlich

geworden war. Mit Theilnahme hörte er jetzt von den Bewegungen im Lande, von der Begeisterung, mit welcher sich eine Woiwodschaft nach der andern erhob, von dem Heere, das sie gebildet, und von den Fortschritten, die dieses Heer unter der Führung seines kriegserfahrnen Feldherrn machte. Doch war dieser Zustand noch nicht dauernd. Schlimme Tage traten ein, in denen die Besserung schnell zurück wich, die alte Selbstsucht wiederkehrte, und mit ihr eine Hölle quälenden Irrwahns. In einer der peinlichsten Stunden dieser Art, da die bewährtesten Mittel ohne Erfolg blieben, und Constanze in Thränen zerfloß, hörte man in der Nähe des Schlosses Schüsse fallen, und erschrockene Bauern meldeten, daß sich ein Trupp flüchtiger Russen, von wenigen Polen verfolgt, dem Dorfe nähere. Die Gräfin befahl augenblicklich, das Thor zu verschließen; aber ehe dieser Befehl ausgeführt werden konnte, drang eine Anzahl der Flüchtigen ein, und nachdem sie von den Pferden abgesprungen waren, verschanzten sie das Thor mit allem, was sich zu diesem Zweck in der

Nähe fand. Sobald der Graf die Ursache dieses Getümmels erfahren, entflammten sich seine Augen, er sprang von seinem Sitze auf, rief seine Diener, warf einen Säbel über, und stürzte, in jeder Hand eine Pistole, zum Zimmer hinaus, dem eingedrungenen Feinde entgegen. Er, der sich eben noch vor den Gespenstern seiner Einbildungskraft bis zum Tode geängstigt hatte, warf sich jetzt furchtlos in die wirkliche Gefahr, und gebot den Feinden, sich augenblicklich zu ergeben, oder einen gewissen Tod zu erwarten. Die Russen hatten ihre Patronen verschossen; die Meisten waren sogar ohne Säbel, und da sie ein halbes Dutzend Bewafnete gegen sich sahen, welche die Flinten auf sie angelegt hatten, und einen entschlossenen Mann an ihrer Spitze, glaubten sie in die Höhle des Löwen gerathen zu seyn, warfen den Rest ihrer Waffen weg und ergaben sich. Das Thor wurde den Polen geöfnet, die unterdessen angekommen waren, und die Gefangenen ihnen unter der Bedingung übergeben, sie unversehrt an einen Ort der Sicherheit zu bringen.

Sobald dieses Geschäft geendigt war, begrüßte der Graf die Polen als Freunde, und erfuhr, daß eine große Schlacht bey Praclawice gewonnen, vieles Geschütz erobert und eine Menge Gefangene gemacht worden; und daß sie jetzt beschäftigt wären, die Gegend von den herumirrenden Feinden zu reinigen. Sogleich befahl der Graf, diesen wackern Leuten Nahrung und Trank zu geben. „Schenkt Jedem von dem Besten ein,“ sagte er zu seinen Dienern, „damit sie sich erquicken und auf die Gesundheit ihres tapfern Führers trinken. Reichet aber auch den Gefangenen etwas ab; sie werden es auch bedürfen.“ Dieser Befehl wurde unverzüglich erfüllt. Ohne sich zu sezzen, stießen die Polen ihre Gläser zusammen: Hoch lebe Kosciusko! Hoch lebe der Befreyer von Polen! — Dies wurde drey Mal wiederholt. — Aber vergessen wir auch unsern zweyten Vater nicht, rief ein alter Wachtmeister mit grauem Bart und blitzenden Augen; den Freund des Feldherrn; unsern Führer auf der Bahn der Ehre. Hoch lebe der tapfre und edle Felix Zaidlitz!

Mit neuem Jubel und noch größerer Theilnahme wurden diese Worte von Allen wiederholt, und fast keiner war, der ihnen nicht etwas beyfügte. Er ist unser aller Vater, sagte der Eine; aber mich hat er erziehen lassen, da ich als Waise in der Irre umherlief. — Mich hat er auf seine Kosten ausgerüstet, rief ein Anderer. — Mich hat er heilen lassen, ein Dritter, da ich nach der Schlacht bey Dubienka hart darnieder lag. — Und mich, setzte ein Vierter hinzu, hat er zu einem ehrlichen Kerl gemacht, und dem Verderben entrissen, in das mich liederliche Weibsbilder, Trunk und Spiel gestürzt hatten.

„Mir einen Becher," rief der Graf, der nicht von der Stelle gewichen war. „Der Mann, den ihr so nach Gebühr rühmt, ist der Freund meines Hauses; und so vereinige ich meine Stimme mit der Eurigen. Hoch lebe der tapfere Felix Zaidlitz! Möge sein Nahme unter den Befreyern des Vaterlandes unsterblich seyn!"

Bey diesen Worten, die mit erneuertem Jubel vernommen wurden, sah sich der Graf nach

seiner Gemahlin um, der schon längst die Thränen von den Augen perlten. Rasch schlang er den Arm um ihren Leib, reichte ihr den Becher, aus dem er eben getrunken hatte, und forderte sie auf, seinem Beyspiele nachzufolgen. Und als sie noch trank, und die jubelnde Schaar ihre Worte wiederholte, öfnete sich die Thür, und ein Offizier trat herein, den wir an der breiten Narbe auf der Stirn augenblicklich für unsern Freund erkennen.

Ihr laßt es Euch hier wohl seyn, Kinder, sagte er beym Eintreten, aber noch ist es nicht Zeit, Euch gütlich zu thun. Die Feinde brennen und plündern in der ganzen Gegend; unsere Freunde bedürfen der Hülfe. Zu Pferde also!

Bey dem Anblicke des Majors erblaßte Constanze, und ihre Blicke hefteten sich auf ihren Mann. Die Scene der Eifersucht, die wir oben beschrieben haben, trat ihr vor die Seele; sie fürchtete die Wiederholung derselben und einen Rückfall in das alte Uebel; auch kam es ihr vor, als verdüstere sich das Gesicht ihres Mannes, und als zöge er sie

heftiger an sich. Als aber der Major seinen Befehl ertheilt hatte, und sich kalt nach dem Grafen kehrte, ihn durch ein Zeichen der Hand begrüßte, und sich dann rasch nach der Thür wendete, wo seine Pferde standen, eilte der Graf mit drey raschen Schritten zu ihm. „Ich sehe Sie mit Vergnügen in meinem Hause," sagte er. „Wie dringend auch Ihr Geschäft seyn mag, so muß es Ihnen doch Zeit lassen, die Entschuldigungen eines Kranken anzunehmen, der Sie, zu seinem größten Schmerze, auf die unverantwortlichste Weise beleidigt hat. Ich bin zu jeder Genugthuung bereit, wenn Ihnen meine jetzige Erklärung in Gegenwart Ihrer und meiner Leute nicht genügt."

Ich müßte sehr unversöhnlich seyn, antwortete der Major, wenn ich noch etwas Anderes zu meiner Befriedigung verlangen könnte. In einer unglücklichen Stunde kann Jeder fehlen; und ein Mann von Ehre hat alles gethan, wenn er seinen Fehler eingestehet. Ihre Aeußerung beweist mir zu meiner großen Freude, daß Sie wieder hergestellt sind. Ich mache Ihnen meinen Glückwunsch dazu.

„Ich hoffe ihn annehmen zu dürfen,“ erwiederte der Graf; „aber diese Herstellung datirt nicht von lange her. Ihre Zeit erlaubt Ihnen jetzt nicht, Krankheitsgeschichten anzuhören. Ich hoffe, daß wir uns bald wieder zusammenfinden; dann will ich bey Ihnen das Handwerk des Krieges lernen. Jetzt Gott befohlen. Constanze umarme unsern Freund. Hoffentlich sehen wir ihn einst auf längere Zeit und in ruhigeren Tagen bey uns.“

Hocherröthend bot die Gräfin dem Major die Wangen, der ein so schönes Zeichen der Versöhnung nicht erwartet hatte, und nachdem er auch den Grafen in die Arme geschlossen hatte, schwang er sich auf das Pferd und jagte dem vorübereilenden Trupp der Seinigen nach.

Xaver war geheilt. Die Nothwendigkeit, in die er gesetzt worden war, seine Kraft aufzurufen, hatte dem unseligen Zustande von Erschlaffung ein Ende gemacht, welche der eigentliche Quell seiner Leiden war. Er hatte sich überzeugt, daß er noch ein Mann sey, und

dieses Gefühl hatte schnell sein zerrüttetes Wesen geordnet. Constanze, der diese Umwandlung wie ein Wunder des Himmels erschien, sah ihre Ausdauer jetzt auf das herrlichste belohnt; denn so wie die Dünste des Wahnsinns verflogen waren, war Xaver nicht der vorige Mann, sondern ein weit besserer; voll der zärtlichsten Liebe, voll von Dankbarkeit, und von keinem Wunsche beseelt, als dem, seiner Gattin werth zu seyn. „Ich habe," sagte er, „einige meiner schönsten Jahre an die thörichte Eitelkeit verlohren. Sie hat mich wie ein Kind gegängelt und wie einen Sklaven gemishandelt; nicht einen einzigen Augenblick verdank' ich ihr, dessen ich mich nicht zu schämen hätte. Ich habe Vieles gut zu machen, und der heutige Tag hat mir den Weg bezeichnet, wo ich ein würdiges Ziel erreichen kann."

Am folgenden Morgen erklärte er seinen Entschluß, zum Heere zu gehn; rüstete in Eile eine Schaar seiner Bauern aus, und entriß sich nach wenigen Tagen den Armen seiner Gemahlin, die ihre Thränen verbarg, und ihn

mit feurigen Gebeten begleitete. In Kosciuszkos Hauptquartier fand er sich mit dem Major zusammen, und erneuerte bey ihm die Bitte, ihn in dem Handwerke des Kriegs zum Zöglinge anzunehmen. Sie stritten oft neben einander und theilten Gefahr und Ruhm. Auch zeichnete der Feldherr den Grafen aus, wie er schon seinen Freund ausgezeichnet hatte, und bediente sich seiner bey den gewagtesten Unternehmungen. Diesem erstarkte Geist und Leib in der angestrengten ununterbrochenen Thätigkeit. Sein ganzes Wesen reinigte sich, und indem er den Tugenden seines Freundes nacheiferte, war er in den Stunden der Gefahr der muthigste, im Lager der mildeste Mann; das Schrecken der Feinde, und der Vater der Seinigen.

Leider aber war die Tapferkeit der Heerführer, das Glück, welches ihre Unternehmungen begleitete, und die Begeisterung, mit welcher fast Alle für die Sache des Vaterlandes stritten, nicht hinreichend, um der Uebermacht des Feindes in die Länge hin Widerstand zu thun, und oft ging schnell auf der einen Seite

verlohren, was auf der andern durch die größten Anstrengungen errungen worden war. Die Zahl der Streiter minderte sich; der Eifer, mit welchem der Bürger eine Zeitlang die Lasten des Krieges ertragen hatte, fing an zu erkalten; und jeder Laut des Misvergnügens wurde von den Feinden der Freyheit begierig aufgehascht und benutzt. Die Hauptstadt war durch den Rückzug des preußischen Heeres befreyt; aber kaum konnte sich das Volk dieses Ereignisses erfreuen, als sich zahllose Schaaren, wie ein finsteres Ungewitter, von Osten her nach dem Mittelpunkte des Reiches wälzten. Das kleine Heer, welches Suwarows Macht entgegentrat, wurde zurückgeworfen und zerstreut. Der Weg nach der Hauptstadt stand offen, und alle Hofnung war auf den Schutz des Oberfeldherrn in dem Lager von Mocatow gesetzt. Um diese Zeit schrieb der Graf an seine Gemahlin folgenden Brief, den wir hier mittheilen, da er die Lage der Dinge und die eignen Gesinnungen seines Verfassers besser darstellt, als unsre Erzählung zu thun vermöchte:

Meine theure, einziggeliebte Constanze!

Vor einer Stunde bin ich von meiner Sendung an unsern tapfern Dombrowski zurück, und kaum habe ich unserm väterlichen Führer Bericht erstattet, so setze ich mich nieder, um auch Dir, geliebtes Weib, von mir Nachricht zu geben. Meine Gesundheit ist sehr gut; aber mein Gemüth ist, außer dem, daß ich von Dir getrennt bin, von mannichfaltigen Bekümmernissen gedrückt. Zwar hat mir der Anblick unsrer siegreichen Streiter im Westen den Muth etwas aufgerichtet und mein Herz erquickt; aber der Sinn der Bürger ist dem des Heeres keineswegs gleich, und den Prüfungen nicht gewachsen, die uns bevorstehn. Doch wollen wir verzagenden Gedanken nicht Raum geben, so lange noch die Männer an unsrer Spitze stehn, die bisher das zerbrechliche Fahrzeug der Republik durch die Stürme des Aufruhrs und die Untiefen des Verrathes geleitet haben. Der Oberfeldherr hat während meiner Abwesenheit die Standquartiere unsers östlichen Heeres bereist, und nach den Anstalten, die er trift, muß ein entscheidender Schlag

erwartet werden. Säume nicht Leute zu schikken, so viel Du nur aufbringen kannst, und spare nichts, sie in streitfertigen Stand zu setzen; wenn Du auch wieder Geld dazu aufnehmen und die Zinsen verdoppeln mußt, so darfst Du nicht zweifeln, daß ich jede Deiner Maaßregeln unbedingt billige. Die Leute, die Du bisher geschickt hast, haben sich, bis auf wenige Ausnahmen, fortwährend treflich gehalten, und sie zeigen eine Ergebenheit gegen mich, als ob sie meine Kinder wären. Aber ihr Häufchen schmilzt, und bey dem Sturme, der von Osten her braust, können wir nicht Verstärkungen genug an uns ziehn.

So viel für heute von den öffentlichen Dingen. Noch hab' ich Einiges von mir zu sagen, und von dem, was unsere Bekannten und Freunde betrift.

Unser edler Felix befindet sich in diesem Augenblicke in Sierakowski's Lager, um den Folgen des unglücklichen Tages bey Krupezice, so weit es möglich ist, abzuhelfen. Seine stille Thätigkeit ist sich immer gleich, und nächst dem Feldherrn ist schwerlich einer bey

dem Heere, der mehr für die gemeinschaftliche Sache thäte, als er. Außerdem, daß er auch die verworrensten Dinge leicht entwirrt, gibt schon sein helles Auge Vertrauen, wo es erscheint, und jedes seiner Worte geht unmittelbar von dem Ohr in das Herz. Erst in diesen Tagen hab' ich zufällig vernommen, was er selbst mir verschwiegen hat, daß er, an dem blutigen Tage des Aufstandes vom 28. Juni, den Stanislas, der als ein Kossakowski gefangen saß, dem aufrührerischen Pöbel mit Gefahr seines eignen Lebens entrissen, und dann seine Befreyung bewirkt hat, da ihm nichts Wesentliches zur Last gelegt werden konnte, als seine Verwandtschaft mit einer verhaßten Familie, und seine Anhänglichkeit an die politische Partey derselben. Aber sein Tod war in dem Rathe des Himmels beschlossen. Auf seiner Flucht von Warschau fiel er den Vorposten des Fürsten Czec....ow in die Hände. Der Fürst erkannte ihn, und um die persönliche Beleidigung an ihm zu rächen, behandelt' er ihn als einen besoldeten Spion der Insurgenten und ließ ihn aufknüpfen.

Das Schicksal dieses Unglücklichen wurde mir bey einer Veranlassung kund, in welcher sich mir wiederum die wohlthätige Wirkung dringender Nothwendigkeit bewährt hat. Während ich mich in Dombrowski's Hauptquartiere befand, kam die Nachricht an, daß die Feinde ein Frauenkloster bey Labyszyn besetzt, und die Straße gesperrt hielten; es bedürfe einiger frischen Truppen, um den Weg wieder frey zu machen. Augenblicklich erboten sich einige Hundert Freywillige, und da ich der Gegend besser als ein andrer kundig war, erbat ich mir die Erlaubniß, sie anzuführen. Das Unternehmen gelang. Auf einem vernachlässigten Fußsteige schlichen wir heran, drangen nach kurzem Widerstande ein, und zwangen die Besatzung, sich uns gefangen zu geben. Während meine Leute die in den Winkeln des Klosters Versteckten aufsuchten, begab ich mich in die Kirche, um die verschüchterten Nonnen zu beruhigen, die sich in das Chor geflüchtet hatten, und das erste, was mir dort in die Augen fiel, war ein offener Sarg, der einen weiblichen Leichnam enthielt. Eine natürliche Neugierde

trieb mich näher hinzuzutreten, und ich erkannte, mit unbeschreiblicher Bestürzung, die Frau, die uns so vieles Uebel zugefügt hat. O mein Gott! welche Veränderung! Gesicht und Hände waren mit dunkeln Flecken, ihre Miene mit dem Griffel des Grames bezeichnet, und die Ruhe, welche der Tod bringt, war in ihrer Gestalt nicht sichtbar. Voll von Bestürzung und Schaam verhüllte ich mein Gesicht und entfernte mich, und ich würde auch das Kloster augenblicklich verlassen haben, wenn nicht bey der Nähe des Feindes meine Gegenwart nothwendig gewesen wäre. Ich war den Rest des Tages und die ganze Nacht so beschäftigt, daß die Aufmerksamkeit, die ich auf das Nächste zu wenden hatte, bald das Entsetzen schwächte, mit dem mich der Anblick der Verstorbenen erfüllt hatte; so daß ich am folgenden Morgen Muth genug in mir fand, dem Schicksale der Unglücklichen nachzufragen. Ich erfuhr, daß sie das Opfer ihrer unvorsichtigen Leidenschaft geworden war. Ihr Gemahl, sonst nachsichtig, aber hier allzu tief in seiner Ehre verwundet, hatte sie aufheben und

in das Kloster bringen lassen, mit dem Vorbehalte, nach geendigtem Kriege ihr einen Verbannungsort in Rußland anzuweisen. Jeder ihrer Versuche, seinen Zorn zu besänftigen, war mislungen, und jedes Mislingen hatte ihre Verzweiflung erhöht. Endlich vernahm sie die Rache, die ihr Gemahl an ihrem Geliebten genommen hatte; und da mit dieser Nachricht der letzte Schimmer der Hofnung verschwand, war ihr nichts als der Tod übrig geblieben. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß die Unglückliche ihre Tage durch Gift verkürzt hat. Die Tröstungen der Religion gaben ihr keine Beruhigung.

Dies ist also das letzte Schicksal der Frau, die wie ein feindlicher Dämon in unserm Leben gestanden hat, und der ich mit einem Wahnsinne, dessen ich mich täglich anklage, selbst die Hand zu meinem Verderben reichte. Ich wäre untergegangen, wäre mir nicht eine andere Hand zu Hülfe gekommen, die ich in meiner sträflichen Verkehrtheit lange von mir stieß. Aber Du ermüdetest nicht, theures Weib; Du ertrugst meine Verblendung, mein Verbrechen,

meinen Wahnsinn. Deine himmlische Geduld rettete mich. Als ich schon an mir verzweifelte, hat mich Dein reines Gemüth mit mir, und ich hoffe, mit dem Himmel versöhnt; Du hast mir den Weg zu dem rettenden Ziele gezeigt, das ich in meiner Verworrenheit verlohren hatte; und da ich bis zur Selbstverachtung herabgesunken war, hast Du mir Vertrauen, Muth, Kraft und Freunde gegeben. Mit Freudigkeit erkenne ich das Verdienst Deiner Liebe: es ist mein Stolz, die Grosmuth Deines treuen Herzens zu rühmen. — Lebe wohl, theures und geliebtes Weib. Meine Gedanken sind bey Dir; Dein Bild begleitet mich in die Schlacht, und führt mich, wie ein schützender Engel, unverzagt auf der blutigen Bahn. Mit Deinem Nahmen auf den Lippen geh' ich freudig in den Tod. Bete für das Vaterland. Es hat Deiner reinen Gebete nie mehr bedurft.

Wenige Tage nach diesem Briefe wurde das Heer mit großer Uebermacht angegriffen. Schaar auf Schaar rückte an; Ströme von

Blut ergossen sich; aber Polens Gestirn erblaßte, und nach dem tapfersten Widerstande sahen seine Vertheidiger ihre letzte Hofnung vernichtet. Kosciusko fiel in die Gewalt der Feinde; der Graf und sein unzertrennlicher Freund, die beyde im heißesten Kampfe nicht von der Seite des Feldherrn gewichen waren, theilten sein Loos. Das war in dem tiefen Schmerze ihr Trost, daß ein gemeinschaftliches Gefängniß sie aufnahm, daß sie den verwundeten Führer pflegen, und in seiner Nähe an der unbezwinglichen Kraft seines Geistes den ihrigen aufrichten konnten.

Der Niederlage des Feldherrn folgte Unfall auf Unfall. Der Rest des Heeres unterlag; die Hauptstadt des Reiches wurde erobert; Leichen auf Leichen gehäuft, und eine neue Theilung tilgte den Nahmen der polnischen Republik in der Reihe der Staaten aus. Tief gebeugt unterwarf sich die Nation ihrem harten Loose; viele wanderten aus; die eifrigsten Freunde der Revolution wurden geächtet und ihrer Güter beraubt. So fielen auch die

Güter des Grafen der Regierung anheim, und Constanze hatte, um das Loos ihres Mannes zu erleichtern, und ihr eignes Leben zu fristen, nichts übrig, als den Verkauf ihres Schmuckes.

Zwey lange Jahre vergingen ihr in tiefer Trauer, geschieden von Allem, was ihr theuer war, ohne Hofnung und Trost. Das Haus eines alten und treuen Dieners in der Nachbarschaft des Schlosses hatte sie aufgenommen, und sie hatte hier die Achtung und Liebe gefunden, die ihren Tugenden und ihrem Unglücke gebührten. Eines Abends, als sie bey der Lampe saß, und die Geschichte des spartanischen Kleomenes lesend, das Loos ihres Mannes beweinte, öfnete sich die Thür, und ein stattlicher Mann trat herein, dessen ganzer Anstand, trotz dem niedergedrückten grauen Haupte, militärische Haltung zeigte. Vor ihr stehend, sah er sie schweigend an, als ob er von ihr erkannt zu werden erwartete; und als sie die Lampe zur Seite geschoben, und ihn in's Auge

gefaßt hatte, rief sie aus: Ist es möglich? Sind Sie es wirklich, oder täuscht mich eine Erscheinung? Sprechen Sie, liebster Oberster, damit ich mir selbst glaube. — „Es wäre wohl kein Wunder,“ antwortete der Oberste — denn er war es wirklich — „wenn Sie mich nicht wieder erkennten. Alter und Gram haben an mir gezehrt; oder vielmehr ist der Gram den Jahren vorgeeilt. Doch das mag jetzt vergessen seyn. Das wichtigere ist, daß ich als ein guter Bote von Leuten ankomme, die Sie näher angehen, als ich.“ — Von Xaver? rief die Gräfin. — „Von ihm und seinem Freunde, der auch der Meinige geworden ist. Beyde sind frey. Der Tod der Kaiserin hat ihre Banden, so wie die meinigen gelöst.“ — Aber warum sind sie nicht selbst hier? Was kann sie zurückhalten? Sie sind gesund, hoff' ich. — „Ihr Gemahl ist gesund,“ antwortete der Oberste; „aber den armen Felix hat das Gefängniß und alte vernachlässigte Wunden gelähmt. Doch wird sich das wieder verliehren, hoff' ich. Aber die Rückkehr in ihr Vaterland

ist ihnen nicht gestattet. Ich erhielt sie, weil ich weder an der Revolution noch an dem Kriege Theil genommen. Doch werd' ich auch nicht lange von dieser Vergünstigung Gebrauch machen. Wir haben einander das Wort gegeben, dem Feldherrn zu folgen, und mit ihm ein neues Vaterland aufzusuchen; und in der That weckt mir dieser Boden allzu schmerzhafte Erinnerungen, um mich je diesen Vorsatz gereuen zu lassen. Was Sie betrift, gnädige Frau, so zweifle ich nicht, daß Sie dem Wunsche Ihres Mannes ebenfalls folgen werden; und in diesem Falle erbitte ich mir die Ehre, Ihr Begleiter und Führer zu seyn."

Constanze vergaß in diesem Augenblicke alle ihre Bedrängnisse, drückte den Obersten in ihre Arme, und rief ihre treuen Hausgenossen herbey, um ihnen die frohe Botschaft mitzutheilen. Daß ich schon so alt seyn muß, sagte der Herr des Hauses. Wie gern zög' ich mit und diente dem gnädigen Herrn und Ihnen mit dem Reste meiner Kräfte; aber ich bin zu nichts mehr

gut. — Aber ich, gnädige Frau, rief die funfzehnjährige Therese, seine Enkelin; ich bin jung, und fürchte keine Arbeit. Ich will Ihnen treu dienen, gewiß recht treu.

Mein gutes Kind, antwortete die Gräfin, ich bin ein armes Weib und kann keinen Diener erhalten. — O, rief Therese, ich verlange keinen Lohn; es ist mir genug, wenn ich bey Ihnen seyn kann. Mit Ihnen geh' ich durch die Welt. Wenn Sie uns verlassen, halte ich es in dem einsamen Hause nicht aus.

Constanze streichelte dem Kinde die Wangen, und wiederholte, daß sie keine Möglichkeit sähe. Sie können ihr immer die Bitte zugestehn, sagte der Oberste. Sie sind nicht mehr arm; und dies ist der zweyte Theil meiner Botschaft. Mit der Freyheit haben wir auch unsere Güter wieder erhalten, und zugleich die Erlaubniß, ihre Einkünfte zu verzehren, wo es uns beliebt.

Bey dieser zweyten Nachricht hob Constanze Augen und Hände zum Himmel; Therese aber

lief mit einem Schrey der Freude die Stiegen hinab, raffte ihre kleine Habe zusammen, kehrte mit dem Bündel zurück, und nachdem sie es in einen Winkel des Zimmers niedergelegt hatte, sagte sie: Sie können nun reisen, wenn Sie wollen. Ich bin fertig.

In der That war der Eifer, womit die Gräfin und der Oberste ihre Abreise betrieben, nicht viel geringer. Nachdem sie ihre Güter aus den Händen der bisherigen Verwalter, dem Befehle des Kaisers gemäß, zurückerhalten, und treuen Aufsehern übergeben hatten, eilten sie mit einander nach Kronenburg, wo sie von ihren Freunden erwartet wurden. Die rührende Freude des Wiedersehns wollen wir zu schildern nicht unternehmen. Ihren Vorsatz führten sie aus. Durch Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe an den Feldherrn geknüpft, den das Unglück nicht niederbeugte, begleiteten sie ihn über das Meer und zurück, und fanden endlich eine Freystatt in einem lachenden Winkel Helvetiens. Während sich hier die Uebrigen der Landwirth-

schaft widmeten, lockte den Obersten das neue Gestirn hinweg, das sich immer glänzender im Westen erhob. Er folgte Bonapartens siegreichen Fahnen nach Aegypten, und fand in der Schlacht der Pyramiden einen ehrenvollen Tod. Denselben Weg zu verfolgen hielt den Major ein Rest der Kränklichkeit ab, den er aus dem Gefängnisse mitgebracht hatte; und seine Freunde, denen er von Tag zu Tag lieber und unentbehrlicher wurde, dankten dem Himmel im Stillen für eine Fügung, die sie übrigens gern mit dem Opfer ihrer Gesundheit abgewehrt hätten. Seit einer Reihe von Jahren leben sie in der erfreulichsten Eintracht, und wenn bisweilen die Erinnerung an das Vergangene einen Schatten in ihr Gemüth wirft, so dient auch dieser, die stille Heiterkeit ihres jetzigens Lebens zu erhöhen. Dann drückt oft Xaver seine Frau und seinen Freund zugleich mit tiefer Rührung an sein Herz, indem er sagt: „Das Weib hat die Verdammniß über die Welt gebracht; aber auch die Seligkeit hat es ihr gegeben und die Erlösung von allem Uebel. Aus einem Abgrunde von

Elend ist mir das schönste Glück erstanden, das Menschen genießen können; denn ich kann mich der größten Güter rühmen, die Erde und Himmel dem Menschen geben kann, der Liebe eines Engels von Weibe, und der Freundschaft eines biedern und tugendhaften Mannes."

Guido und Fiammetta.

An einem heitern Morgen saß Fiammetta von Bolgaro am Fenster ihres Balcons. Die Laute ruhte auf ihrem Schoos, und die zarten Finger der holden Jungfrau entlockten ihr keinen Ton. Stumm und trübe sah die Liebliche vor sich hin, nicht achtend den wolkenlosen strahlenden Frühlingshimmel, der sie durch das geöfnete Fenster anlächelte; nicht die helle Pracht der Blumen, die in bunten Scherben an den Gesimsen aufgebaut, den milden Lüften des Lenzes ihren duftenden Busen enthüllten; noch die blauen Lorys, die sich, lebenden Blumen gleich, in goldenen Ringen schaukelten, und mit dem schillernden Glanze ihres Gefieders das Azur des Himmels und die flammende Pracht der Päonien zu besiegen meinten. Fiammetta's Seele war trübe, und ihr schwermüthiger Blick sah, über die nächste Ge=

genwart hinweg, in die nahe Zukunft, die mit ihrem dunkeln Gewebe den Frühling, die Blumen und jede Freude verhüllte. Leise Seufzer drängten sich aus ihrer vollen Brust, und zwischen den Seufzern schwebte noch leiser ein Nahme hervor, der ihre Wangen mit höherer Röthe färbte. Ueberrascht durch unwillkührliche Erinnerungen, erhob sie beyde Arme und drückte das glühende Gesicht in ihre Hände. Die Laute sank summend zu ihren Füßen herab, und in diesem Augenblicke trat Agnola, Fiammetta's Amme, in das Zimmer herein.

Ich hab' Euch eine wichtige Nachricht zu bringen, hub die Amme an, nachdem sie die Laute aufgehoben und bey Seite gelegt hatte; der Bräutigam kömmt heute noch nicht, und sicher auch morgen nicht. Alle Anstalten zur Hochzeit sind für's erste ausgesetzt. Ihr seht mich unglaubig an; aber Eure Mienen verrathen mir, daß Ihr mir gern glauben möchtet. Und Ihr könnt es getrost. Ob es sich gleich gar nicht ziemen will, setzte sie boshaft hinzu, daß sich eine Braut im Ernst über den Aufschub der Hochzeit freut.

Fiammetta seufzte. Du kannst scherzen, Agnola, sagte sie, eine Thräne zwischen den langen Wimpern zerdrückend; Du kannst scherzen, während ich in Angst und Jammer vergehe! Was willst Du mit Deiner Nachricht sagen?

Daß Euch der Himmel einige Tage Aufschub gönnt, antwortete die Amme. Zeit gewonnen ist Alles gewonnen. So lange Ihr nicht vor dem Altar gestanden und das fürchterliche Ja ausgesprochen habt, kann sich noch Manches zutragen, was man jetzt nicht für möglich hält. Wißt denn, daß der junge Herr, als er auf den Flügeln der Liebe hierher eilen wollte, mit der ihm eigenthümlichen Unbehülflichkeit, in dem Thore von Bologna vom Pferde gefallen, und mit einem zerbrochenen, oder doch ausgerenkten Arme aufgehoben worden ist. So eben ist ein Bothe mit dieser Trauerpost an Euern Oheim gekommen, und ich habe selbst gehört, daß er Befehl gegeben hat, ein Fuhrwerk zurecht zu machen, um den jungen Herrn Marchese abzuholen. Ihr seht, daß hierzu wenigstens vier bis fünf Tage er-

forderlich sind; und wer weiß, was in vier Tagen sich Alles zutragen kann!

Die Alte sprach die letzten Worte mit Bedeutung, und sah Fiammetten spähend ins Auge. Was wird sich zutragen? antwortete diese, indem sie das braune Lockenhaupt auf die Schulter fallen ließ. Er wird doch kommen, wenn schon nicht heute; und ich werde denn doch — wenn auch einige Tage später — an den Altar geschleppt werden, um das Todesurtheil über mich selbst auszusprechen. Was sind vier oder fünf Tage? oder woher könnte mir Armen Rettung kommen?

Woher? erwiederte Agnola mit schlauem Lächeln. Zunächst vom Himmel, der seinen Kindern wohl zu helfen vermag. Ist nicht schon der Unfall Eures preiswürdigen Liebhabers ein gutes Zeichen? und wer weiß, ob nicht der zärtliche Oheim selbst nach Bologna reist! Ich meine, ich hörte so etwas. Und wenn das wäre — und Ihr wolltet — so unbewacht, so frey, wäret Ihr wohl zu retten. Ich sah den Prinzen in der Messe — —

Fiammetta sah die Amme mit strengen Blicken an, und die gekreuzten Hände gegen die Brust gedrückt, sagte sie: Nein, nein, lieber in den Tod oder ins Kloster. Ich verabscheue den Mann, den mir der Eigennutz meines Oheims aufdringt; ich weiß, daß es mir das Leben kosten wird; aber nie werde ich Deinem Rathe folgen, und mich in den Schutz eines Mannes begeben, wie dieser Prinz ist. Behalte nur Deine Bothschaft für Dich, und wenn Du kein andres Mittel der Rettung kennst, als die Hülfe des Prinzen, so ist dieser Aufschub ohne Nutzen für mich.

So bestimmt und ernst der Ton war, mit welchem Fiammetta diese Worte sprach, so war doch die schlaue Amme keineswegs geneigt, den eben angeknüpften Faden sogleich wieder fallen zu lassen. Wohl bekannt mit Fiammettens Abneigung gegen den bestimmten Gemahl, ergoß sie sich in Klagen über das Schicksal einer Frau, die an einen misgestalteten und geistarmen Mann gekettet, von Geiz und Eifersucht gequält, sich weder ihrer Schönheit, noch ihrer Jugend, noch ihres Reichthums er-

freuen darf. Diesem Gemälde, in welchem die dunkeln Farben nicht gespart waren, setzte sie das Bild des liebenswürdigen Prinzen entgegen, welcher Schutz und Rettung auf die grosmüthigste Weise biete, und eben so sehr aus Mitleiden mit ihrem trostlosen Schicksale, als aus Liebe, sie den Händen eigennütziger Verwandten zu entreißen bereit sey. Allerdings war der Prinz ein schöner und liebenswürdiger Mann im Sinne der Welt. Viele Frauen trachteten nach seiner Gunst; aber des Sieges gewohnt, verschmähte er ein Glück, das sich darbot, um nach dem zu streben, das ihn floh. Fiammetta floh ihn mit dem geheimen Grauen, das die Nähe eines verruchten Geistes erregt, und in dem Glanze, der ihn umgab, sah sie nur die verführerische Hülle seiner dämonischen Natur. Darum stieß sie die Anerbietungen, die er ihr machen ließ, mit Unwillen zurück, und ohne die Tiefe seiner Verruchtheit zu kennen, genügte ihr eine sichere Ahnung, um sie gegen den raschen Schritt zu sichern, zu welchem sie die listigen Worte der Amme zu verlocken bemüht waren.

Wie es aber oft geschieht, daß der Muth, welcher für den nächsten Augenblick hinreichend schien, wenn die Entscheidung des Ereignisses, in das wir uns ergeben hatten, durch irgend einen Zufall hinausgeschoben wird, plötzlich schwindet, und einer unbesieglichen Furcht Platz macht, so geschah es auch Fiammetten, als die verhaßte Verbindung, die für den nächsten Tag angesetzt gewesen war, einen Aufschub erlitt. Ihre Angst wuchs, als ob sie den Gegenstand derselben erst jetzt, da er ihr etwas ferner gerückt war, recht in das Auge gefaßt hätte; und während Agnola die Sache des Prinzen mit aller Beredsamkeit des Eigennutzes zu führen bemüht war, sah Fiammetta unverwandten Blicks auf das widrige Bild des ihr bestimmten Gemahls, und auf die endlose Reihe freudenleerer Tage, die sie an seiner Seite durchleben sollte. Schweigend sah sie vor sich hin; der Widerwille wuchs riesenhaft in ihrer Brust; wie ein Blutgerüst thürmte sich der Traualtar vor ihrer Seele auf. Ein Grab, das sich unter ihren Füßen geöfnet hätte, wäre ihr in

diesem Augenblick eine erwünschte Freystatt gewesen.

Dieses schweigende Sinnen, welches Agnola auf eine ganz andere Weise und ihren Wünschen gemäß ausdeutete, wurde durch das Eintreten des Oheims unterbrochen, welcher seiner Mündel den Unfall ihres Bräutigams und seinen Entschluß, ihn selbst abzuholen, meldete. Fiammetta erblaßte, denn sie gedachte an seine Wiederkunft. Aber ihm schien ihr Erblassen ein Zeichen zärtlicher Theilnahme; so daß er sich verpflichtet glaubte, die Braut zu trösten. Ich werde keinen Augenblick versäumen, setzte er hinzu. Wahrscheinlich wird das Unglück nicht so viel zu bedeuten haben, daß mein Pietro die Bewegung des Wagens zu fürchten brauchte. Wenn seine Cur auch das Fest vereitelt, das ich zu geben willens war, so wird sie doch die Ceremonie selbst nicht verhindern. Also für jetzt, Gott befohlen! In wenigen Tagen wird Alles wieder eingebracht seyn.

Nachdem der Marchese das Zimmer verlassen hatte, überließ sich Fiammetta zum Erstenmal nach der Entscheidung ihres Schicksals

der Verzweiflung. Alle Schrecknisse einer verhaßten Verbindung, die, einmal geschlossen, nur durch den Tod gelöst werden kann, traten wie Gespenster um sie her, und drängten sich immer gewaltiger und gräßlicher heran. Jetzt rollte der Wagen des Vormunds die Straße hinab. Erschüttert warf sich Fiammetta vor dem Sopha nieder, verhüllte ihr Gesicht, und rief mit erstickter Stimme: Rettung! Rettung!

Jetzt glaubte die Amme ihre Sache gewonnen zu haben. Theilnehmend eilte sie zu ihr hin, faßte ihr unter die Arme, um sie aufzuheben, und als Fiammetta mit flehender Miene nach ihr umsah, sagte sie: Verzage doch nicht, liebes Kind! die Rettung ist ja nah. Laß doch nur den Prinzen Deinen Willen wissen, der nichts mehr wünscht, als Dich unter seinen grosmüthigen Schutz zu nehmen, und Dich, wenn Dein Oheim zurückkömmt, und das Nest leer findet, schon zu vertheidigen wissen wird.

Agnola hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Fiammetta sie mit Unwillen von sich stieß. Nennst Du Rettung, rief sie,

was tausendfaches Verderben wäre? Ich verabscheue den Prinzen noch mehr, als ich Pietro verachte, und ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich jemals seine zweydeutige Grosmuth in Anspruch nähme.

Wenn er Euch nur rettet, versetzte Agnola, über Fiammettens Heftigkeit bestürzt; wenn er Euch nur rettet, das Uebrige gibt sich von selbst. Wollt Ihr aber dieses durchaus nicht, so weiß ich kein Mittel für Euch.

Aber ich! antwortete Fiammetta mit größerer Ruhe, indem sie sich von der Erde erhob. Was hab' ich nöthig menschliche Hülfe zu suchen, wenn Gott selbst mir Beystand und Rettung zeigt? Oder darf ich irgend eine Gewalt fürchten, wenn die Mauern eines Klosters zwischen mich und die Welt getreten sind?

Bey diesen Worten klappte Agnola die mageren Hände zusammen, und sah die ernste Jungfrau starr und sprachlos an. Sie kannte Fiammettens Gesinnungen; sie wußte wie schrecklich ihr sonst der Gedanke an den Kerker eines Klosters gewesen war, und daß nur

die Verzweiflung ihr einen Entschluß eingegeben habe, mit dem ihr ganzes Wesen und alle ihre Neigungen im Widerspruch standen. Als sie daher die Sprache wiedergefunden hatte, versuchte sie Widerspruch. Ihre Beredsamkeit blieb ohne Erfolg. Das traurigste Loos schien der Unglücklichen erwünscht gegen das, was ihr bevorstand. Ihr Entschluß stand fest. Sie wollte ihre Sachen ordnen, und den nächsten Tag in ein Kloster der heiligen Anna flüchten, das etwa eine Stunde Wegs von der Stadt im Gebirge lag, und schon einigemal bey besondern Gelegenheiten von ihr besucht worden war.

Die schlaue Agnola, die, wo die Habsucht ihr leuchtete, nie den rechten Weg verfehlte, sah auch in diesem unwiderruflichen Entschlusse ein Mittel zur Erreichung ihres Zwecks. Da es ihr schlechterdings unbegreiflich war, daß Fiammetta einen Mann, wie den Prinzen, im Ernste nicht lieben könnte, und der vorgegebnen Abneigung ganz andere Gründe als die wirklichen unterlegte, so meinte sie, wenn es ihr nur gelänge, sie dem Prinzen in die Hände zu liefern, seine glänzenden Eigenschaften das Uebrige

thun, und ihre Sprödigkeit überwinden würden. Fiammetta Entschluß, nach dem Kloster zu fliehen, bot hier die erwünschteste Gelegenheit dar. Nachdem sie ihn also scheinbar gebilligt, und selbst manchen Anschlag zur Ausführung beygefügt hatte, eilte sie, dem Prinzen die Sache wissen zu lassen, der denn auch sogleich einen Plan der Entführung entwarf, und drr Alten, wenn das Unternehmen gelänge, reichliche Belohnung versprechen ließ.

Wenn in einer trostlosen Lage das Herz hin und her gerissen wird, und der Sinn, wie ein Nachen im Sturm, von Klippe zu Klippe geschleudert, jetzt nach einem Ziele der Hofnung hingestoßen, jetzt wieder zurückgeworfen wird, da ist ein Entschluß, wenn er auch das Entsetzlichste zu thun geböte, ein hülfreicher Anker, und der augenblickliche Stillstand des gewaltsamen Fluthens gilt für Rettung. So täuschte sich auch Fiammetta, als sie das Kloster in die Augen gefaßt hatte. Es war ihr in diesem Augenblicke genug, wenn unzugängliche Mauern den Gegenstand ihres Hasses entfernt hielten; aber daß sich diese nämlichen Mauern zwischen jede Freude

des Lebens lagerten; daß in den Freystätten frommen Müssiggangs, Haß und Misgunst um desto feindlicher tobt, je enger hier die Kreise der Bewegung sind; daß der Hauch der niedrigsten Leidenschaften die Blüthen der unschuldigsten Freude vergiftet; daß eine todte, heuchlerische Werkheiligkeit die Rechte der Frömmigkeit misbraucht; an dieses Alles, ob sie es schon sehr wohl wußte, dachte sie in diesem Augenblicke nicht; oder sie sah nur das nächste Uebel, und täuschte sich gern über das entferntere. Doch eben, als ob sie ihrem eignen Willen nicht traue, glaubte sie mit der Ausführung nicht genug eilen zu können, und fing sogleich an, ihre Sachen zu ordnen, und die Kleidungsstücke zusammenzulegen, die sie zu ihrem neuen Aufenthalte begleiten sollten.

Während sie so beschäftigt war, erscholl von dem Ende der Straße her eine muntre türkische Musik. Die Lorys streckten neugierig die Hälse nach der Gegend aus, von der sie kam, und schaukelten sich lebhafter in den goldnen Ringen; viele Fenster öfneten sich, und eine jauchzende, immer wachsende Schaar

schwärmte vor und neben einem Zuge von Kunstreitern her, der auf stattlichen, reich geschmückten Rossen die lange Straße heranzog. Ein zahlreiches Musik-Chor, nach der Weise des Orients gekleidet, zog vorauf, und rief durch die lauten Töne der Pauken und Trompeten, der Cymbeln und halben Monde, die Aufmerksamkeit des Publikums an. Glänzende Fahnen, von blühenden Knaben getragen, flutheten hinter ihnen in der blauen Luft; und auf kleinen, zierlichen Rossen folgten ihnen Kinder nach, lieblich wie Amorn, mit blonden Locken, die lang auf die flatternden Gewänder herabflossen, und sahen mit heitern und neugierigen Blicken nach den geöfneten Fenstern, aus denen ihnen Grüße und Küsse von schönen Lippen und weißen Händen zahllos entgegenflogen. Einige Mohren folgten diesen Liebesgöttern nach, die weißen Turbans mit Perlen umhangen, funkelnde Speere in den Händen schwingend, auf dem Rücken goldne Köcher und Bogen, gleichsam die Leibwache des Häuptlings, der auf einem milchweißen Zelter stolz über alle seine Begleiter emporragte. Auf

dem einfach aufgekrempten Hute wankte der hohe Federbusch, von funkelnden Edelsteinen gehalten; ein Wamms von violetnem Sammt, reich mit Gold und Perlen geschmückt, umschloß seine schlanken Hüften, und zahlreiche goldne Ketten senkten sich von dem entblößten Nacken auf seine Brust herab. Leicht und sicher saß er auf dem edeln Roß, das — so schien es — seiner Bürde froh, den stolzen Nacken hoch erhob, und während seine Augen und Nüstern Feuer sprühten, jeder leisen Regung der Hand willig gehorchte. Alle Blicke richteten sich jetzt auf den herrlichen Reiter, der aber selbst nur wenig umhersah, und ob ihm schon von mehr als einem Fenster ein lautes Eviva entgegen kam, doch immer mit gleichem Ernste seinen Weg verfolgte. Auch Fiammetten hatte der festliche Aufzug an das Fenster gerufen. Der Zug näherte sich; die Augen des Reiters erhoben sich nach ihr, und als sie den ihrigen begegneten, strömte ein holdes Erröthen, wie der Schaam und Freude, über sein edles Angesicht. Fiammetta trat bestürzt zurück; ihre Knie zitterten unter ihr; sie

suchte einen Sitz, aber ehe sie ihn erreichen konnte, sank sie bewußtlos zu Boden.

Der Zug war jetzt vorbey und die Straße wieder still, als Agnola in das Zimmer trat, und ihre Herrin einer Todten ähnlich auf dem Boden fand. Sie erhob ein durchdringendes Geschrey, warf sich neben ihr zur Erde, lößte ihr Gewand, und rief sie nach vielem Bemühn in's Leben zurück. Auf ihre stürmischen Fragen antwortete Fiammetta nicht. Oft die Farben wechselnd, die Blicke nach dem Fenster gerichtet, schien sie bey jedem Geräusch von der Straße her zusammenzuschrecken. Agnola sah sie bedenklich an. Sie fürchtete den Anfang einer Krankheit, als Folge der heftigen Erschütterungen ihres Gemüthes, und hierdurch eine Störung des Plans, von dessen Ausführung sie sich so viel versprach. Nach einigem Stillschweigen sagte sie, die Augen im Zimmer umherwerfend: Ihr denkt also ernstlich auf den Abzug, wie ich sehe. Ihr habt zusammengepackt. Habt Ihr aber auch schon das Uebrige bey Euch bedacht und festgesetzt; die Art Eurer Flucht und die Zeit? — Fiammetta

schwieg. — Oder hätte Euch der rasche Entschluß gereut? fuhr jene mit forschendem Blicke fort. — Fiammetta wiegte verneinend den Kopf. — Ungeduldig über das hartnäckige Schweigen, sagte die Alte: Wahrhaftig Kind, ich glaube, daß Du jetzt das einzige Wesen in ganz Florenz bist, das so sprachlos und trübsinnig da sitzt! Die ganze Stadt ist ja in einem Aufruhr von Fröhlichkeit! — Fiammetta sah sie fragend an. — Habt Ihr denn nichts gesehn, und vor lauter Geschäftigkeit auch nichts gehört? oder hättet Ihr schon so lange hier in Ohnmacht gelegen? Sie müssen auch hier durch die Straße gekommen seyn. — Wer? fragte Fiammetta erröthend. — Ey, der Gran Maestro, wie sie ihn nennen, der Alessandro Galuppi mit seiner wunderschönen und prächtigen Gesellschaft von Kunstreitern und Springern und Tänzern, die, wie man sagt, Feste geben, wie sie seit Erschaffung der Welt nicht gesehen worden. Dieser ist hier, und kömmt eben recht zu den Festen der hohen Vermählung des Grosherzogs, und die ganze Stadt ist vor Freude ausser sich. —

Wie nennst Du den Meister? fragte Fiammetta. Alessandro Galuppi? — Ja, so nannten sie ihn, antwortete die Amme, und sie haben mir ihn gezeigt, wie er vorüber ritt. Ein herrlicher Mann! So schön und so vornehm! Man könnte ihn für einen Prinzen halten. Auch glaub' ich nicht, daß der Kaiser einen schönern Zelter hat. —

Indem die Amme so sprach, und sich im Lobe des schönen Reiters ergoß, den Niemand ohne Bewundrung sehen konnte, erblaßte Fiammetta von neuem; ihre Brust hob sich mit krampfhafter Heftigkeit; sie warf ihre Arme um Agnola's Nacken, und unfähig, sich anders als in erstickten und gebrochnen Lauten mitzutheilen, schienen ihre stummen Blicke um Hülfe zu flehn. Endlich, als ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht hatte, sagte sie flüsternd: Hast Du ihn denn nicht erkannt? — Wen sollt' ich erkannt haben? fragte Agnola mit Verwundrung. — Diesen Alessandro, den sie Dir gezeigt haben, und der nicht Alessandro heißt. Du hast ihn nicht erkannt? O wollte Gott, ich hätte ihn auch nicht

erkannt! oder meine Augen wären erblindet vorher! oder der Tod hätte mich nicht wieder aus seinen Armen entlassen, nachdem ich ihn gesehen hatte! O Guido, o mein Guido! wie mußt' ich dich wiedersehn!

In den höhern Jahren des Lebens pflegt sich die Erinnerung mehr an Worte und Nahmen, als an Gestalten zu knüpfen. So wie Agnola Guido's Nahmen hörte, wachten auch alle ihre Erinnerungen wieder auf. Sie schlug sich vor die Stirn und sagte: War es nur möglich, daß ich den lieben Jungen nicht gleich wieder erkannte? Aber wer hätt' ihn auch in diesem Aufzuge und in solcher Gesellschaft gesucht? Und drey oder vier Jahre machen in diesem Alter schon einen Unterschied! — Ob er wohl noch an Euch denken, und Euch noch so zugethan seyn mag, als damals, wo er auf eine so schmähliche Weise aus diesem Hause gestoßen wurde?

Fiammetta weinte immer heftiger, und klammerte sich krampfhaft an Agnola an, wie Jemand, der zwischen empörten Wellen ein schwaches Bret an sich drückt, und dem Tode,

der ihm aus dem Schlunde des Abgrunds winkt, diese armselige Schutzwehr entgegenhält. Der Anblick des Fremden, den sie als Bruder geliebt hatte, der der Gespiele ihrer Kinderjahre, der Wunsch ihres jungfräulichen Herzens gewesen war, hatte neue Stürme in ihrem Innern erregt, und die erzwungene, täuschende Ruhe bis in die tiefsten Tiefen vernichtet. — Ach, sagte sie endlich, was bleibt mir übrig als die Flucht? Was ich vorhin beschlossen hatte, um fremder Gewalt zu entfliehn, muß ich um destomehr ausführen, um mir selbst zu entgehn; und wie ich den Bräutigam aus Widerwillen, so muß ich den Freund, den Bruder, den Geliebten, aus Liebe fliehn.

Wir müssen jetzt in Fiammetta's Kindheit zurückgehn, um ihr Verhältniß zu dem Jünglinge zu erklären, dessen Erscheinen in der Stadt einen so fröhlichen Aufruhr, in Fiammetta's Herzen aber neue und heftigere Stürme erregt hatte. Fiammetta war die Tochter eines der reichsten Edelleute des welschen Tirol, Levino Torlotti, und der schönen Antonia Verospi, die ihrem Gemahl, ausser einem Sohne, welcher

ihr im vierten Jahre durch den Tod entrissen worden war, nur diese Eine Tochter gebohren hatte. Um die Zeit, wo sie noch den frühen Tod ihres Knaben betrauerte, und die eben erst geschenkte Tochter an ihrem Busen nährte, trug es sich zu, daß, als Levino jagend im Walde umherschweifte, seine Hunde vor einer Felsschlucht still standen, und, wie sie bey der Erscheinung eines ungewöhnlichen Gegenstandes zu thun pflegen, in einzelnen abgesetzten Lauten anschlugen. Durch diese Zeichen herbeygerufen, trat Levino, von einem seiner Jäger begleitet, in die Schlucht, und erblickte, in ihrem entfernteren Winkel, auf dem mit Moose bedeckten Boden, ein todtes Weib, der Farbe und Kleidung nach eine Zigeunerin, die, wie sich bald zeigte, erst vor kurzem an einer in dem Rücken erhaltenen Wunde gestorben war. Neben ihr lag ein halb nackter Knabe auf dem Moose, seinen von goldgelben Locken strahlenden Kopf auf die Brust der Todten gestützt, die kleine Hand an ihrer Wange, als ob er unter Liebkosungen eingeschlafen sey; und das weiße Gesicht des Kindes blühte in der düstern

Schlucht, wie der Abendstern aus der braunen Nacht, oder ein Strauß von Lilien in dunkle Malven gebunden. Verwundert sahen die Jäger die unerwartete Erscheinung, die so hold und so schrecklich war; aber als der Knabe die großen blauen Augen öfnete, und lächelnd die Arme nach den fremden Männern ausstreckte, reichte ihm Levino die Hand, und sagte, als er behende aufgesprungen war, in seinem frommen Sinn: Gott, der für die jungen Raben sorgt, hat auch dir einen Retter geschenkt. Du sollst nicht zu Grunde gehn. Willst du mit mir kommen? — Und wie der Knabe munter antwortete: Ja, Vater! lächelte Levino, und gedachte des Sohns, den er verlohren hatte, und sagte mit einer Thräne im Auge: Ja, ich will dein Vater seyn. Wie heißest du? — Widolino, antwortete der Knabe lispelnd, oder auch Doli, wie Du willst. — Guido hatte auch Levinos Sohn geheißen. Und so sah er es recht für eine Schickung Gottes an, daß er hierher hatte kommen müssen, um dieses liebliche Kind vom Tode zu retten, und trat, nachdem er Befehl gegeben, das verwundete Weib zu begraben, den Rückweg nach

Hause an. Widolino lief, leicht wie ein Reh, mit nackten Füßen neben ihm her, beantwortete jede seiner Fragen, und nannte ihn in jeder seiner Antworten Vater, wie er in der Gesellschaft, zu welcher er bisher gehört hatte, zu thun gewohnt gewesen.

Es hatte sich nämlich, seit einiger Zeit, eine Bande Zigeuner aus dem südlichen Italien nach den Alpen hingezogen, und die Thäler von Tirol und die umliegenden Gegenden unsicher gemacht. Mancherley Raub war verübt worden, auch mehrere Mordthaten, die auf Rechnung dieses Gesindels geschrieben wurden. Endlich traten einige Dörfer zusammen, um auf die gefährlichen Gäste Jagd zu machen, und, von einer Abtheilung Soldaten unterstützt, war es ihnen gelungen, sie theils zu umringen und einzufangen, theils zu zerstreuen und in die Flucht zu treiben. Unter den Fliehenden war auch jenes Weib gewesen, das mit dem Knaben auf dem Arme dem wohlbekannten Schlupfwinkel zugeeilt war; aber eine feindliche Kugel hatte sie eingeholt, und schwer verwundet hatte sie ihr Leben in jener Höhle ausgeblutet. Daß das

Kind, welches man neben ihr gefunden hatte, das ihrige sey, mußte bezweifelt werden. Seine Farbe und die Beschaffenheit seiner Züge zeigte eine andere Abkunft an. Guido selbst konnte keine Auskunft geben. Das getödtete Weib nannte er seine Mutter; aber er habe noch andere Mütter gehabt, sagte er, die alle eben so schwarz als jene gewesen.

Als sich nun Levino seinem Schlosse näherte, übergab er das Kind dem Jäger, daß es gereinigt und gekleidet würde; und da hierauf seine Schönheit noch heller strahlte, als vorher, nahm er es an die Hand und führte es seiner Gemahlin zu. In kurzem war Guido wie ein Kind des Hauses geachtet. Die übeln Gewohnheiten seiner bisherigen Lebensart legte er ohne Mühe ab; und während sein Körper in allen Uebungen eine bewundernswürdige Behendigkeit zeigte, faßte sein Geist mit Leichtigkeit, was ihn gelehrt wurde, auf. Alle im Hause liebten ihn. Denn wie es seine Lust war, die wildesten Pferde ohne Sattel zu reiten, dem Eichhorn auf die höchsten Bäume nachzusteigen, im See die schnellsten Fische bis auf den

Grund zu verfolgen, und den Gemsen gleich von Felsen zu Felsen zu springen, so war er doch sanft wie ein Lamm, und von einer so weichen Milde des Herzens, als ob er gewohnt sey, nur Blumen zu pflegen, oder Lämmer zu weiden, oder am Altar beym Opfer zu dienen.

Fiammetta, etwa vier Jahre jünger als Guido, wuchs neben ihm wie eine Schwester auf, und sie wußte lange nicht anders, als daß der kleine Zigeuner — il Zingarello nannten sie ihn — ihr wirklicher Bruder sey. Von der Zeit an, wo sie sich auf ihren Füßen halten konnte, nahm er sie unter seine besondere Obhut; und die Zärtlichkeit, mit der er sie bewachte, die Aufmerksamkeit, mit der er ihre Wünsche errieth und befriedigte; die Klugheit und Anmuth endlich, mit der er sie belehrte und warnte, machte ihn den Aeltern noch lieber, so daß sie keine größre Freude kannten, als die beyden Kinder unter ihren Augen zu haben. Eines Tages, als Antonie, mit Fiammetten auf dem Schooße, auf einer Rasenbank im Garten unvermerkt eingeschlummert war, schlüpfte das Kind unvermerkt her-

ab, und lief einem nahen Teiche zu, von dessen Rande sie oft die Fische gefüttert hatte. Auch jetzt spielten Fische am Ufer und erwarteten Futter. Fiammetta bückt sich, um nach einem davon zu greifen, gleitet von dem schlüpfrigen Rande aus, und fällt in das Wasser. Ein einzelner Schrey weckt die Mutter, und zieht ihre Blicke nach der Stelle, wo das Kind, von seinen Kleidern getragen, nach der Mitte des Teiches hinfluthet. Noch wenige Momente, und es wurde hinabgezogen. In diesem Augenblicke tritt Guido in den Garten. Mit Falkenaugen sieht er, was sich zugetragen, fliegt schneller als ein Reh den Baumgang herab, stürzt sich in das Wasser, und legt das Kind zu den Füßen der Mutter, die bleich und zitternd am Ufer nach Hülfe ruft. Lächelnd hatte sich Fiammetta ihrem Retter überlassen; als sie aber wieder in den Armen der Mutter lag, fing sie bitterlich an zu weinen, und verlangte von dem Wasser weg, das ihr Angst machte. Guido aber ging triefend neben her, streichelte die Wangen der Weinenden, und sagte einmal über das andre: Gib Dich doch

zufrieden, Du armes, nasses Ding. Es hat ja nun weiter keine Noth.

Daß durch diesen Vorfall der beherzte Knabe den Aeltern noch theurer wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Sie verdoppelten jetzt ihre Bemühungen, Nachrichten von seiner Abkunft einzuziehn — denn daß der Knabe ein geraubtes Kind sey, bezweifelten sie nicht — und hoften, daß ein ausgezeichnetes Mal, welches Guido unter dem rechten Oberarm trug, ein Kreuz mit vier Sternen, ihren Forschungen zu Hülfe kommen sollte. Da aber in dem getheilten, durch innern Verkehr wenig belebten Lande, alle ihre Bemühungen fruchtlos blieben, fingen sie an zu glauben, daß Guido's Abkunft wohl allzudunkel seyn möchte, als daß sich Jemand um seinen Verlust bekümmere; und Levino beschloß, nachdem Guido sein funfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ihn einem Jäger zu übergeben, der ihn in seiner Kunst unterrichten sollte.

Durch diese Einrichtung, welche Guido's Neigungen und seinen Verhältnissen die angemessenste schien, wurde der Verein der beyden Kinder, die bis jetzt unzertrennlich gewesen wa-

ren, zum erstenmal gestört. Sie sahen sich nur selten, und nie mehr allein. Beyde fühlten, daß die vormahlige Vertraulichkeit nicht mehr Statt fand. Aber indem sie sich äußerlich fremder wurden, entwickelte sich unvermerkt in dem Boden der Sehnsucht der Keim der Liebe in der geheimnißvollen Tiefe ihrer Brust. Als sie sich noch täglich sahen, und nichts vermißten, was ihr heiteres Wohlwollen wünschte, lebten sie mit glücklicher Bewußtlosigkeit in der Liebe, wie eine gesunde Brust die Luft athmet, ohne es zu bemerken, und wie die Gesundheit selbst in ihrer höchsten Fülle ohne Bewußtseyn genossen wird. Aber wie sie jetzt der Kindheit entwuchsen, und die entfremdenden Verhältnisse zwischen sie traten, fühlten sie sich plötzlich von einer Leidenschaft überrascht, die sich durch das Geheimniß, das sie umhüllte, mit wunderbarer Schnelle entwickelte. Das rüstige Geschäft, welches Guido mit allem Eifer einer entschiedenen Neigung trieb, drängte Fiammettens Bild doch nur auf Augenblicke zurück. Immer weiter zwar öfnete sich vor seinen Augen die Kluft, die den Fündling, den Zigeunerbuben, von der reichen Erbin

eines Edelmanns trennte; er sah oft mit glühendem Angesichte in die Kluft hinab; aber immer schaute ihn dann Fiammettens anmuthiges Bild freundlich lächelnd aus der Tiefe an, und erquickte sein gepreßtes, von Sehnsucht gequältes Herz. Dieses holde Bild an seine Brust drückend, jede Blüthe der Erinnerung vergangner Zeit sorglich pflegend, fühlte er sich oft in diesem unbeneideten Besitze selig, wie man im Traume oft mit dem Bewußtseyn des Träumens selig ist, ohne etwas von der Gegenwart zu fodern, und von der Zukunft zu hoffen. Noch mehr gab Fiammettens stilles Seyn, die Einsamkeit ihres Landlebens, und die Natur der weiblichen Beschäftigungen der Liebe ein freyes Spiel. Sie wähnte einen Bruder und einen Retter zu lieben; aber doch verhüllte sie diese Liebe den Augen der Mutter, der sie sonst nichts verbarg, ja oft, wenn die Sehnsucht allzu mächtig in ihr ward, vor sich selbst. So webte die Trennung ein Band, das sich immer fester um ihre Herzen schlang, und was der Gegenwart mangelte, ersetzte die Erinnerung. Sie sahen sich nicht; aber Ein

Himmel bedeckte sie, und dieselben Sterne schauten auf beyde herab. Und war nicht jeder Stern des Himmels, jeder Baum der Gegend, jeder Fels des Waldes eine Erinnerungstafel der frühern Zeit? und stand nicht auf dieser Tafel die Geschichte unschuldiger Kinderjahre, die das Herz mehr erquickt und labt, als aller Ruhm, der auf Mausoleen und an Obelisken funkelt?

So war schon eine geraume Zeit vergangen, als der Krieg ausbrach, und die stillen Thäler der Alpen mit Getümmel und Gefahren erfüllte. Levino hielt es für rathsam, den ländlichen Aufenthalt mit der Stadt zu vertauschen. Auch hier fand ihn das Unheil, das dem Kriege nachzufolgen pflegt. Die Anhäufung der Menschen in der von Festungswerken eingeengten Stadt, und die Anfüllung der Krankenhäuser mit Verwundeten erzeugte eine Pest, die in der Hitze des Sommers mit unaufhaltsamer Wuth um sich griff. Levino wurde ein Opfer derselben; seine Gemahlin folgte ihm binnen wenigen Tagen nach; nur die verwaiste Fiammetta wurde gerettet, und nach

Florenz in das Haus eines Oheims ihrer Mutter, des Marchese Verospi, gebracht. Wie dieser die Gewalt, die er als Oheim und Vormund über Fiammetten hatte, misbrauchte, um sie mit ihren Reichthümern in die Hände seines Sohnes zu bringen, soll hier nicht erzählt werden. Es ist genug, zu sagen, daß nur die Hülflosigkeit, in welcher sich Fiammetta befand, ihr die Einwilligung in eine Verbindung abnöthigen konnte, die ihr, auch ohne die frühere Liebe, hätte verhaßt seyn müssen. Der junge Marchese, Pietro Verospi, war auf keine Weise geeignet, die frühern Eindrücke auszulöschen, oder die Neigung eines edeln Herzens auf sich zu lenken. Wie seine Gestalt gemein war, so waren auch seine Gesinnungen. Er hatte jetzt seine Studien geendigt. Aufgeschwellt mit dem Hochmuthe eiteln Wissens, und einer edeln Bildung unfähig, sollte er eben in die Heimath zurückkehren, und der Tag seiner Ankunft sollte der Todestag von Fiammettens Freyheit seyn. Der Zufall, von dem wir oben gehört haben, schob dieses Ereigniß um einige Tage hinaus, und verstattete der Armen die unselige Wahl

zwischen zweyen Uebeln, von denen das, welches sie ergriff, nur den eiteln Schein einer freyen Selbstbestimmung vor dem andern voraus hatte.

Was Guido betrift, so hatte der Tod seines Wohlthäters und die Zufälle des Kriegs seine frühern Verhältnisse gänzlich zerstört. Er stand jetzt wieder so einsam in der Welt, als damals, wo ihn der mitleidige Levino neben seiner getödteten Pflegemutter fand. Aber damals hatte er keines Trösters bedurft, als des Schlafes, während ihn jetzt das Gefühl seiner Verlassenheit, der Schmerz über den Tod der geliebten Wohlthäter, und der Gedanke an die verwaiste Fiammetta in die allertiefste Trauer versenkte. In dieser Verwaisung schien ihn der Krieg zu rufen. Er machte sich auf, um Dienste zu suchen; aber mit ihm zugleich kam in dem Hauptquartier die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden an, in dessen Folge ein großer Theil des Heeres entlassen wurde. In dieser Hofnung getäuscht, beschloß Guido, nachdem ihm einmal der Gedanke an Gefahren lieb geworden war, sein Glück auf dem Meere zu suchen; und ob ihm

gleich andere Häfen näher lagen, zog er doch vor, nach Livorno zu wandern, um vielleicht, eh' er sich dem unsichern Elemente vertraute, die Geliebte seiner Kindheit noch Einmal zu sehn. Voll von diesem Gedanken kam er nach Florenz, und als er das Haus des Marchese betrat, war Agnola die erste Person, die ihm entgegen kam. Mit ihrer Hülfe gelang es ihm Fiammetten zu sehn, und so fern und fremd sie anfänglich von einander standen, so ward doch bald durch die schmerzliche Erinnerung an die erlittenen Unfälle jedes Andenken der frühern Zeit erweckt, und das nie recht erkannte, nie eingestandene Geheimniß der Liebe in dem Innersten ihres Herzens enthüllt. Mit schmerzlichem Lächeln sah Fiammetta dem geliebten Bruder in die feuchten Augen; zitternd ergriff er ihre Hand; sie zog sie nicht zurück; sein Arm umschlang ihre Hüften, und ihr Haupt sank auf seine Schultern. In dem Augenblick, als sich ihre Wangen berührten, trat der Oheim herein. Mit Staunen sah er die Nichte in den Armen eines Unbekannten. Das Schrecken der Liebenden schien ein Bekennt-

niß ihrer Schuld. Beyde waren verstummt; und als Fiammetta zuerst die Sprache wieder fand, und den Fremden ihren Bruder nannte, trieb ihn der entrüstete Oheim nichts desto weniger mit Ungestüm hinweg, und schickte ihm Drohungen nach, die Fiammetten für das Leben des Geliebten zittern ließen.

Als sich nun Guido auf der Straße befand, betäubt, wie einer, der von der Höhe eines unverhoften Glücks in tiefe Schmach herabgestürzt worden, irrte er den langen Tag an den Ufern des Arno umher, bald über Gedanken der Rache brütend, bald in Träume der Liebe versunken, und er beschloß bey sich, jeder Gefahr zu trotzen, und die Stadt nicht zu verlassen, bis er Fiammetten noch Einmal gesehn habe. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, suchte er in der Vorstadt eine Herberge auf. Das Haus war mit mancherley Reisenden angefüllt; nur ein Schoppen blieb ihm zur Schlafstätte übrig, in dem auch schon ein Andrer Platz genommen hatte. So ermüdet er war, floh ihn dennoch der Schlaf; aber da er zu schlummern schien, drängte sich der

Fremde an ihn an und versuchte ihn zu plündern. Guido ergriff den Arm des Räubers und kämpfte mit ihm; aber als Jener schon unterlag, brachte er dem Siegenden eine Wunde bey, die ihn aus seinen Händen rettete. Auf Guidos Geschrey versammelte sich das ganze Haus um ihn. Er wurde zu Bette gebracht und seine Wunde untersucht. Sie schien nicht gefährlich. Der Räuber war im Getümmel und im Schutze der Nacht über die Mauer entflohn.

In derselben Herberge war gerade eine kleine, nicht sehr bedeutende Gesellschaft von Springern und Seiltänzern eingekehrt, die auch bisweilen Schauspiele gaben, meist aber nur in den Vorstädten und auf Dörfern spielten. Der Anführer dieser Gesellschaft, Alessandro Galuppi, ein wohlwollender und redlicher Mann, faßte gleich in der Nacht, wo er, so wie die Andern, dem Verwundeten zu Hülfe geeilt war, eine Neigung zu dem schönen Jünglinge, und räumte ihm, da alle Betten besetzt waren, das seinige ein. Auch während der Heilung pflegte er ihn mit unermüdlicher Aufmerksamkeit, und suchte

ihn aufzuheitern, wenn er in Schwermuth versank. So gewann er bald das Vertraun und die Liebe des Jünglings, und erfuhr von diesem, was er beschlossen hatte. Der Vorsatz, das Meer zu befahren, misfiel ihm. Wenn Du Gefahren zu Deinem Glücke bedarfst, sagte er, so bleib bey mir. Mein Geschäft ist gefahrvoll genug, und doch ergötzlich dabey. Du bist mir lieb geworden, wie ein Sohn; auch Du, denk' ich, liebst mich. Laß uns zusammenbleiben. Wer weiß, welches Glück Dir bey dieser Lebensart blüht!

Anfänglich gab Guido diesem Antrage kein Gehör. Es schien ihm etwas Erniedrigendes in einer solchen Lebensart zu seyn, und ob er schon keine Ansprüche an das Glück zu machen hatte, regte sich doch etwas in ihm, das dem Stolze nicht unähnlich war. Als aber der gutmüthige Alte seinen Antrag dem Genesenden in den mannichfaltigsten Formen und immer mit gleicher Dringlichkeit erneuerte, und sich durchaus nicht in die Trennung von ihm fügen wollte, sagte er eines Tages: Wohlan, Vater Alessandro, laßt mir noch vier und zwanzig

Stunden Zeit; dann will ich Euch meinen Entschluß kund thun. — Nach diesen Worten kleidete er sich an und ging in die Stadt, fest entschlossen, in das Haus des Marchese einzudringen, Fiammetten noch Einmal zu sehn, und dann dem Zufalle die weitere Bestimmung seines Looses zu überlassen. Als er aber mit klopfendem Herzen in die Straße von Allerheiligen trat, fand er den Pallast Verospi verschlossen und die Fenster verhängt. Der Marchese, hieß es, sey vor acht Tagen mit allen den Seinigen verreist, man wisse nicht wohin, und werde, nach den gemachten Anstalten zu urtheilen, sobald nicht zurückkehren. Diese Nachricht, so schmerzlich sie war, brachte Guidos Entschluß augenblicklich zur Reife. Ich ziehe mit Dir, Vater, rief er dem harrenden Alessandro entgegen. Der Himmel will es so, Du hast mir mehr Gutes erwiesen, als ich Dir je vergelten kann. An dem Willen dazu fehlt es mir nicht. Laß mich Deinen Sohn seyn, wie Du mir ein Vater gewesen bist.

Wie diese Worte den wackern Alessandro erfreuten, ist kaum zu sagen. Er schloß den

Jüngling in seine Arme, herzte und küßte ihn, und während große Thränen über seine Wangen liefen, sagte er: Jetzt ist mein alter Wunsch erhört, einen Sohn zu haben, wie ich mir ihn immer träumte. Der Einzige, den ich gehabt, ist früh gestorben. Er würde jetzt in Deinen Jahren seyn.

Wenige Tage nach diesen Ereignissen brach die Gesellschaft auf. Guido, von Alessandro unterrichtet, entwickelte schnell eine Geschicklichkeit, die seinen entzückten Lehrer in die größte Verwundrung setzte. Die Uebungen seiner frühen Kindheit kamen ihm jetzt zu Statten, und mit ihnen der Wunsch, dem redlichen Freunde nützlich zu werden. Doch bot er öffentlich nie seine Kunst zur Schau, bis er sie zur Vollendung gebracht hatte; und man sah mit Verwundrung einen Jüngling, der mit den größten und geübtesten Meistern wetteiferte, ohne sich jemals als Anfänger gezeigt zu haben. In kurzem war der Ruhm von Galuppis Gesellschaft — auch Guido hatte den Nahmen seines Meisters angenommen — über ganz Italien verbreitet, und zog die ausgezeichnetsten

Talente herbey, die es sich zur Ehre schätzten, einer solchen Gesellschaft anzugehören. Guido war die Seele des Ganzen. Mit künstlerischem Sinne bestimmte er Jedem, auch dem Geringsten, den ihm angemeßnen Platz; ordnete die Vorstellungen wie ein musikalisches Concert, und erfüllte Alle um sich her mit einer Liebe zur Ordnung, wie sie in Verbindungen dieser Art selten gefunden wird. Er selbst sparte sein öffentliches Auftreten immer nur für die gefährlichsten Wagestücke auf; und jedesmal erregte das Erscheinen der schönen Gestalt, die mit würdevoller Ruhe, ja mit Herrlichkeit, an dem Rande des Todes schwebte, eine Begeisterung bey den Zuschauern, die oft fast bis zum Wahnsinn stieg.

So waren mehrere Jahre verflossen, ohne daß die Liebenden Etwas von einander vernommen hatten. Guido hatte mehrere Länder durchzogen, und nie hatte ihn die Schwermuth verlassen, die die Gefährtin einer unglücklichen und hofnungslosen Liebe ist. Die heitre Ruhe, die auf seiner Stirne thronte, wenn er auf der Bühne der Gefahr trotzte, begleitete ihn nicht

in seine Kammer, und der Beyfall der Menge, der er aus Liebe zu seinem Freund und Vater huldigte, schien ihn zu erniedrigen, wenn er an Fiammetten dachte. Jetzt riefen ihn die Feyerlichkeiten der Vermählung nach Florenz. Es war das erstemal, daß er diese Stadt nach seinem Unfalle besuchte. Er wußte nicht, was aus Fiammetten geworden war; auch von seinen Wünschen, wenn er sie sähe, wußte er sich nicht Rechenschaft zu geben. Es war ihm an der Hofnung genug, sie zu sehn; und da an dem Tage seiner Ankunft der Himmel so freundlich über der Stadt lag, ging ihm das Herz in frohen Ahnungen auf. Das Haus Verospi hatte er sich wohl gemerkt. Von fern schon sah er Fiammettens Gemach mit Kränzen junger Blumen geschmückt; sein Herz klopfte ungestüm. Und als er näher kam und die schüchternen Blicke zu dem Balcon erhob, und die zarte Gestalt — jetzt noch höher und blühender, als da er sie zum letztenmal sah — zwischen den Blumen hervortrat, ihn erkannte, erröthete, und schnell verschwand, da war er kaum seiner Gefühle Herr, daß er nicht ihren Nahmen rief

und sie mit lauter Stimme begrüßte. Aber ach, in diesem Augenblicke des Entzückens fiel die Schaam, wie eine tückische Harpyie, an sein allzuglückliches Herz. Aller Glanz, der ihn umgab, dieser prunkende Aufzug, diese schallenden Fanfaren und die fluthenden Fahnen, alles das waren ihm Herolde seiner Erniedrigung, und um nichts besser, als das Glöckchen des stummen Bettlers, das die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zum Mitleiden mit seinem Elende auffodert. Eine glühende Röthe bedeckte sein Gesicht. Seine Augen verdunkelten sich. Er sah nicht mehr die fröhliche Menge, die ihn umrauschte, noch vernahm er den Beyfall, der ihm von allen Seiten entgegen kam. Der Glanz des Himmels selbst, der seinen Pomp beleuchtete, war ihm verhaßt. Lieber wäre es ihm gewesen, daß sich die Erde unter ihm aufgethan und ihn in ihren Tiefen verborgen hätte, eh' er von der Herrlichen in dieser Umgebung gesehen worden.

Sobald er nun in seiner Wohnung angekommen war, warf er den schimmernden Prunk seines Aufzugs von sich und schloß sich in sein

Zimmer ein, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen. Aber je mehr er sann, desto größer war seine Verwirrung, desto tiefer versank er in sich selbst. Er hatte Fiammetten erröthen sehn, und dieses Erröthen war ihm ein untrügliches Zeichen der Misbilligung. Mit jedem Augenblicke wurde ihm sein Stand verhaßter; immer unmöglicher schien es ihm, in Fiammettens Nähe, unter Fiammettens Augen, diesem Berufe zu folgen. Die Erinnerung an frühere Vorsätze erwachte von neuem an derselben Stelle, wo er sie vor einigen Jahren aufgegeben hatte; der Gedanke an das Meer drängte sich von neuem vor; das Getöse der Wellen tönte ihm von fern wie eine beruhigende Musik. Ruhe oder Tod, rief es in ihm! Und er wäre auf der Stelle dem Hafen zugeeilt, hätte ihn nicht der Gedanke an seinen alternden Freund aufgehalten. Wie ihn aber dieser vormals hier gegen seinen Willen zu einer Verbindung überredet hatte, die nicht in seinem Plane lag, so konnte er ja jetzt vielleicht, nachdem er die Schuld der Dankbarkeit abgetragen, die Einwilligung seines väterlichen

Freundes zu einer Trennung erhalten, die ihm selbst schmerzlich, aber nothwendig schien. Er beschloß, noch an demselben Tage ihm sein Herz zu eröfnen, und indem er sich auf dieses schwierige Geschäft vorbereitete, nahm er an diesem Abend, unter irgend einem Vorwand, an den Vorstellungen der Gesellschaft keinen Theil.

So geschah denn auch hier, was sich in dem Leben des kurzsichtigen Menschen so oft ereignet, daß die Erfüllung des heißesten Wunsches nahmenlose Qualen erzeugt. Jenes Wiedersehn, das die Liebenden seit Jahren mit unbeschreiblicher Sehnsucht gewünscht hatten, und das ihnen jetzt unerwarteter Weise zu Theil geworden, riß sie mit größerer Gewalt von einander, indem es sie nöthigte, unverwandten Blicks in die Kluft zu schauen, die weit gähnend zwischen ihnen lag. Das tückische Glück schien sie nur darum in den Mauern Einer Stadt vereinigt zu haben, um sie der Verzweiflung Preis zu geben, und ihnen die Nothwendigkeit aufzulegen, das Urtheil der Verbannung gegen sich selbst auszusprechen. Fiam-

metta, von Haß und Liebe zur Verzweiflung getrieben, beschleunigte jetzt ihre Flucht, und erwartete nur die hereinbrechende Finsterniß, um unbemerkt dem Hause entschlüpfen zu können. Und als die Sonne in das Meer gesunken war, und die Nacht ihr dunkles Gewand über den Himmel gezogen hatte, trat sie, von Agnola begleitet, die ein kleines Bündel unter den Armen trug, scheu und ängstlich umherblickend, unter den Säulen des Hauses auf die Straße hervor, wo ihr vor wenigen Stunden erst die Gestalt des Geliebten, ach, vielleicht zum letztenmale, erschienen war. Leichten Schrittes, von Angst beflügelt, eilte sie die lange Straße hinab, und erst als sie, die Stadt im Rücken, sich zwischen den Bergen auf dem Wege zum Kloster befand, ruhte sie, auf Agnolas Bitten, die so schnell nicht folgen zu können vorgab, an dem Fuße eines Hügels aus, auf dem sich, von Cypressen und Pinien umgeben, eine kleine Capelle des heiligen Lorenzo erhob.

Fast um die nämliche Zeit hatte Guido seine Wohnung verlassen, um an Alessandros

Seite frische Luft zu schöpfen, eigentlich aber, um dem Freunde sein Inneres zu enthüllen, und von der Nacht begünstigt, den Entschluß mitzutheilen, den er ihm bey dem Lichte der Sonne, von Angesicht zu Angesicht, zu entdekken den Muth nicht gefunden hätte. Auch jetzt lastete sein Vorhaben schwer auf seiner Brust. Schweigend ging er neben dem Freunde, indem er umsonst in dem Gewirre seiner Gefühle und Gedanken den Anfang der Rede suchte; und schon hatten sie sich in die Hügel verlohren, wo der schmale Weg ihnen nicht mehr verstattete neben einander zu gehn, als der aufgehende Mond seine Strahlen durch die Oefnung eines Thales warf, und zugleich ängstliche Töne einer um Hülfe rufenden weiblichen Stimme von der Rechten her über den Hügel zu ihnen kamen. Ohne Verweilen eilte Guido die Höhe hinauf, und erblickte am Fuße des Lorenzo-Hügels Pferde und Reiter, und ein zartes Weib im Kampfe mit Männern, und ein anderes, welches an dem Kampfe keinen Antheil nahm. Schon hatten die Räuber jene ergriffen, und bemühten sich, sie auf ein

lediges Pferd zu setzen, welches ein andrer am Zaume hielt, als Guido mit drey Springen den Hügel herabstürzte, Fiammetten erkannte, und auf ihre Räuber mit Ungestüm eindrang. Der erste, auf den er stieß, eines Angriffs nicht gewärtig, war schnell zu Boden gerissen; auch ein zweyter wurde ohne Mühe niedergekämpft, und da während dieser Zeit auch Alessandro herbeygekommen war, schien sich der Sieg schon für die Rettenden zu entscheiden, als Guido im Rücken angefallen, verwundet und niedergeworfen wurde. Auch Alessandro, der wie ein Löwe kämpfte, wurde zu Boden gestreckt. Jetzt ergriffen die Räuber Fiammetten von neuem, warfen sie auf ein Pferd, und eiltenmit ihr und der Amme, so schnell es die schroffen Wege erlaubten, einem Schlosse zu, das, in Wäldern versteckt, dem Verbrechen eine sichre Freystatt zu bieten schien.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß dieser Raub auf Anstiften der treulosen Amme, die hier ihren eignen Vortheil mit dem Glücke ihrer Herrin zu vereinigen glaubte, von den Dienern des Prinzen und auf sein Geheiß,

vollbracht worden war. Bewußtlos lag Guido auf dem Kampfplatze in dem Blute, das aus seiner Wunde quoll, und der treue Alessandro neben ihm, beyde Arme nach dem Jünglinge ausgestreckt, den er mit der Zärtlichkeit eines Vaters, mit der Liebe eines Freundes und der Dankbarkeit eines Verpflichteten, auch noch im Tode zu suchen schien. Der Mond verbarg sein bleiches Angesicht hinter den Bergen, als ob er den Anblick der blutigen Scene flöhe; tiefes Schweigen lag in den Thälern, und der Todesengel sah ernst durch die sternlose Nacht auf die blassen Gestalten der Erschlagenen. Als aber der Tag sein Flammenaug' wieder aufschlug, der Thau erfrischend auf die Erde sank, und der kühle Athem des Morgens den Verwundeten küßte, da erhob er die schweren Augenlieder, verwundert, das Licht zu sehn, und den blauen Himmel über sich, und die grünen rauschenden Bäume umher. Was geschehn war, wußte er nicht. Erst der Schmerz seiner Wunde rief ihm allmählig die Ereignisse der Nacht ins Gedächtniß zurück; und als er nach der verwundeten Stelle faßte, ergriff er

eine kalte Todtenhand. Zusammenschreckend, aber das Wahre nicht ahnend, wendete er mühsam sein Gesicht nach jener Seite hin, und sah des Freundes erblaßte Gestalt. Mit schwacher Stimme nannte er seinen Nahmen, und faßte noch Einmal die kalte Hand. Sie erwiederte nicht mehr, wie sonst, seinen Druck. Mit einem Seufzer, der neues Blut aus seiner Wunde preßte, legte er sich wieder zurück, und erwartete den Tod. Das Leben hatte jetzt keine Freude und keinen Schmerz mehr für ihn.

So hatte er einige Zeit gelegen, schwer athmend, wie von der bleiernen Hand des Todes gedrückt, mit der Einen großen Sehnsucht des letzten Athemzugs, der ihn aus dem schwülen Dunstkreise des Lebens zu heben verhieß, als von der Stadt her ein Gärtner mit seinem Weibe auf dem Fußsteige neben dem Hügel hin mit zwey Eseln getrieben kam, die ihm Gemüß und Früchte zu Markte getragen hatten. Bey dem Anblicke des Blutes und der Verwundeten, deren keiner ein Zeichen des Lebens von sich gab, erschracken sie heftig und bekreuzten sich; aber der Mann, unnützen Auf-

enthalt scheuend, trieb seine Thiere vorwärts den Weg hinauf. Nicht so die Frau. Sie hatte sich dem verwundeten Jünglinge genähert, und bey näherm Betrachten Spuren des Lebens an ihm zu bemerken geglaubt; und in der Hofnung, daß ihm zu helfen seyn möchte, fing sie an ihren Mann zurückzurufen, und ihm seine Christenpflicht so nachdrücklich vorzuhalten, daß er in sich ging, und ihr, wenn auch nicht ohne Widerwillen, hülfreiche Hand leistete. Und als Guido, mit Wasser aus dem benachbarten Bache angesprengt, leise athmete, und die Augen zu öfnen schien, und die gutmüthige Alte über ihr gelungenes Bemühn freudig jubelte, nahm auch der Mann lebhaftern Antheil, und richtete zwischen seinen Saumthieren eine Art von Sänfte ein, auf welche Guido gelegt wurde. Langsam ging nun der Zug die schroffen Wege hinauf, und gelangte nach kurzer Frist zu dem Kloster der heiligen Anna, in welchem dieses Paar bey der Wirthschaft diente, und ein kleines Haus im Küchengarten inne hatte. Hier wurde Guido von seiner Sänfte gehoben; und die Gärtnerin, die

den ganzen Weg über nicht von seiner Seite gewichen war, und wenn ihn das Bewußtseyn verließ, über ihm gebetet hatte, räumte ihm hier ein Bett und eine Kammer ein, während ihr Mann nach einem Wundarzte ging, den Vorfall im Kloster meldete, und Anstalten traf, den andern Todten an dem Lorenzo-Hügel begraben zu lassen.

Fiammetta, die ihr Bewußtseyn während des Kampfs verlohren hatte, war noch während der Nacht in das Schloß des Prinzen gebracht worden. Als sie sich demselben näherte, erwachte sie aus ihrer Ohnmacht, und erfüllte den Wald umher mit ihrem Geschrey, vergebens bemüht, sich aus den Armen des Reiters loszuwinden, der sie vor sich hielt, und sie mit der wiederholten Betheurung, daß sie nichts zu befürchten habe, zu beruhigen suchte. Auch Agnola schrie zum Schein, und schalt auf die Räuber, die aber ihre Schmähungen mit Scherz und Lachen erwiederten. Im Schlosse lag Alles in tiefem Schlummer. Langsam öfnete der Thürhüter das verschlossene Thor; aber der Anblick der Frauen, die jetzt von den Pferden

gehoben wurden, schien ihn nicht zu verwundern. Er zweifelte nicht, daß sie zu der Classe von Weibern gehörten, die er hier zu sehn gewohnt war, und die, oft in schnellem Wechsel, den Freuden des Prinzen zu dienen pflegten. Als einer solchen öfnete er ein Zimmer, das, mit allem Schmuck der Ueppigkeit ausgerüstet, einem Tempel der Liebe glich, und die Unglückliche wurde hier auf die Polster eines Divans gelegt, die sich auf allen Seiten des Zimmers an den Wänden erhoben. Aber kaum niedergelegt, raffte sie sich wieder auf, und rief, ihre braunen Locken zerreißend, um Hülfe. Umsonst suchte Agnola sie zu beruhigen; immer heftiger wurde ihr Angstgeschrey, und sie ruhte nur, um die erschöpften Kräfte zu sammeln, während Agnola die Hände rang und einen Ausbruch von Wahnsinn zu fürchten anfing. Mit Heftigkeit drang jetzt Fiammetta in sie, ihr zu sagen, wo sie sey, und was aus Guido geworden, der ja in der Nacht mit den Räubern gekämpft, und sie vertheidigt habe. Zitternd schwieg die Amme in dem Bewußtseyn ihrer Schuld; aber da Fiammetta sie eine Ver-

rätherin schalt und immer heftiger in sie drang, antwortete sie, sie habe unter den Entführern einen Diener des Prinzen erkannt; wie dieser aber von ihrer Flucht Kunde bekommen, wisse sie nicht. — Und was ist aus Guido geworden? fragte Fiammetta von neuem. Die Amme sah schweigend vor sich hin. — Ist er todt? — Ich glaube, ich sah ihn fallen, erwiederte Agnola.

Es würde vergebens seyn, die Verzweiflung schildern zu wollen, der sich Fiammetta überließ, als sie den getödtet glaubte, der sie als Knabe vom Tode gerettet, und jetzt selbst in der Vertheidigung ihrer Ehre ein Opfer räuberischer Gewalt geworden war. Agnola trauerte mit ihr, und nicht bloß zum Schein — denn auch sie hatte den Jüngling geliebt — und sie kannte Fiammettens Herz zu gut, um sich von leeren Tröstungen irgend einen Erfolg zu versprechen. Aber sie vertraute der Zeit, der äußern Liebenswürdigkeit des Prinzen, und vor Allem dem Glauben, daß die Hülflosigkeit selbst und die Ueberzeugung von gänzlicher Verlassenheit den Entschluß der Er-

gebung herbeyführen werde. Diese Ueberzeugung bot sich von selbst dar. Aber Fiammetta fühlte nur den Schmerz über des Geliebten Tod, ohne an ihren eignen Zustand zu denken; und wenn sie den Blick erhob, sah sie Guidos Leichnam, und sich selbst mit grauenvoller, undurchdringlicher Finsterniß umbaut.

So verging der Rest der Nacht über einem Schmerze, dem es an Worten und Thränen gebrach; und schwerlich sah die Sonne, als sie sich über das Thal menschlichen Wehs erhob, irgendwo tiefern Jammer in einem schönern Herzen, oder höhere Schönheit und einen stolzern Geist von herberem Leide gebrochen. Ihre Augen sahen starr vor sich hin in die Nacht des Todes, die den Geliebten verschlungen hatte; sie sah ihn blaß und mit blutender Brust in dem grauen Nebel der Geisterwelt schweben, und die letzten Worte, die sie von seinen Lippen vernommen hatte, lößten sich, unabläßig in ihrem Innern wiederhallend, in das Röcheln eines Sterbenden auf. Sie sah nicht die vergoldeten Wände des Kerkers, der sie umschlossen hielt; nicht die Pracht der Far-

ben, die sich, wie ein ewiger Frühling, auf allen Seiten entfalteten, und das gerundete Gemach, von dem Boden bis zur gewölbten Decke hinauf, mit Geweben fantastischer Blumen umnetzte; nicht das köstliche Geräth, die schlanken Gefäße, die zierlichen Candelaber, die crystallenen Kronleuchter, und die hohen Spiegel, die sich gegenseitig allen diesen Glanz zuwarfen, um ihn in zahllosen Wiederholungen zu erneuern, sie sah nur das Grab, und den geliebten Todten darinne; und das Licht, das durch die verhängten Fenster dämmerte, kam ihr wie der traurige Schimmer der ewigen Lampe vor, die in dumpfen Grüften auf die engen Wohnungen modernder Todten herabschaut.

In diesem tiefen Schmerz wurde Fiammetta durch das Eintreten eines Dieners gestört, der sie im Nahmen seines Herrn begrüßte und ihre Befehle verlangte. Fiammetta antwortete nicht. Der Diener wiederholte seinen Antrag mit dem Zusatze, sie habe hier zu gebieten; er habe Befehl, ihre Wünsche zu vernehmen. Fiammetta schwieg noch; die Worte der Un=

terwürfigkeit klangen ihr wie Hohn, und sie dachte jetzt zum Erstenmal den Gedanken klar, daß sie geraubt und gefangen sey. Wenn ich hier zu gebieten habe, sagte sie endlich mit Bitterkeit, so gebt mir die Freyheit, und laßt mich zurückkehren, woher ich kam. — Der Diener zuckte die Achseln. Und als sie fortfuhr: Nun, wo bleibt die angebotene Unterwürfigkeit? erwiederte er: dieß werde sein Herr anordnen, der um die Erlaubniß bäte sie zu begrüßen.

Fiammetta schauderte bey dieser Anmeldung zusammen; sie konnte nichts antworten, und der Diener, welcher ihr Schweigen für Einwilligung nahm, entfernte sich. Jetzt versuchte es Agnola zum Erstenmal, ihre Herrin zur Ergebung in ein Loos zu ermahnen, das sich nun einmal nicht ändern lasse, und auf alle Weise der Verbindung mit dem Marchese vorzuziehen sey. Diese Worte, welche den Sturm in ihrer Brust beschwören sollten, führten ihr das unselige Verhältniß, in welchem sie sich befand, nur noch schreckhafter vor die Augen; und der Gedanke, in der Gewalt eines Mannes zu seyn, den sie jetzt mehr als je

verabscheute, ward so übermächtig in ihr, daß sie erstarrt und einer Leiche gleich in Agnolas Arme sank. Das Geschrey der Amme rief die Diener herbey; der Prinz selbst trat herein, und während man bemüht war, die Erblaßte in das Leben zurückzurufen, ruheten seine dunkeln Blicke auf der Fülle ihrer Schönheit, und er wünschte sich Glück zu einem Verbrechen, das ihm, so hofte er, eine Quelle von Seligkeit werden sollte. Freundlich lächelte er der Amme seinen Dank; aber als ein leiser Athemzug Fiammettens Busen hob, und die Rückkehr des Lebens verkündete, folgte er ungern der stummen Bitte der Vertrauten, und zog sich zurück. Derselbe Zufall kehrte noch mehrmals und mit beunruhigenden Symptomen wieder. Ihr Leben war in Gefahr, und der Arzt des Prinzen, welcher schleunig herbeygeholt wurde, erklärte achselzuckend, daß die heftige Bewegung des Gemüths der Kranken das Schlimmste fürchten lasse. Indem man nun Alles entfernte, was sie beunruhigen konnte, kehrte der Prinz nach der Stadt zurück, wo er von den vertrauten Boten, welche unablässig

hin und her gingen, und von den Berichten des Arztes mit schmerzlicher Ungeduld die Nachricht erwartete, daß die Kranke sich beßre, und es ihm verstattet sey, ihr sich und die Wünsche seines Herzens zu Füßen zu legen.

Während dieser Zeit lag auch Guido auf den Dornen seiner Schmerzen, und die Schwermuth, die auf seinem Herzen lastete, hemmte die Heilung seiner Wunde noch mehr, als ihre natürliche Beschaffenheit. Treuer Pflege ermangelte er nicht. Mit unermüdlichem Eifer sorgte seine freundliche Retterin für ihn, und jedes Opfer, daß sie ihm brachte, schien ihrer Liebe zu ihm etwas zuzusetzen. Sie pflegte ihn am Tage und bewachte ihn bey Nacht, und wenn der Schlaf den zwiefach Gequälten floh, vertrieb sie ihm die Zeit durch gutmüthige Plauderey. Sie selbst hatte Vieles erlebt, und war durch mancherley Schicksale von dem Garigliano an das Ufer des Arno, und in das Kloster der heil. Anna gekommen, wo sie, bey mäßiger Arbeit, ein bequemes Auskommen gefunden hatte. Die Bruchstücke ihrer Geschichte, die sie dem Kranken vor Augen legte, weck-

ten mannichfaltige Erinnerungen seines eignen unstäten Lebens in seiner Seele auf; und wenn sie ihm Geschichten von Heiligen und Wundern erzählte, so war es ihm oft, als ob sich ein fernes Land der Kindheit seiner Sehnsucht öffne, und um die goldnen Blumen dieses Wunderlandes seltsame, aber nicht fremde Töne bis in die Tiefe seines Herzens hinabsummten.

Eines Tages, als Guido schon so weit hergestellt war, daß er sein Lager bisweilen auf kurze Zeit verlassen durfte, saß sie an seinem Bette und wählte aus einem tiefen Korbe, mit Blüthen und zierlichem Laubwerk angefüllt, Blumen aus, die am morgenden Feste die Kirche des Klosters schmücken sollten. Da hielt sie mit einemmale in der Arbeit inne, legte die gefalteten Hände in den Schooß, und sagte, in die Fülle der Blumen schauend: Ihr meint wohl nicht, daß mich diese fröhliche Arbeit unglaublich traurig macht. Aber Ihr könnt mir glauben, daß jede Blume, die ich hier einflechte, tausend Stacheln hat, die nicht meine Hände, aber mein Herz verwunden. — Was hat es damit für eine Bewandniß? fragte Guido.

Du mußt mir das auch sagen. — Ihr werdet es gleich begreifen, wenn ich es Euch sage, fuhr sie fort, denn Ihr habt ein gutes und weiches Gemüth; und es wird Euch nicht wundern, daß der Sommer, der Andern eine frohe Zeit ist, mich immer traurig macht. Ich wohnte doch, wie ich Euch schon gesagt habe, mit meinem ersten Manne in Val di Grazia, auf einer kleinen Pachtung, die dem Grafen von Villarosa gehörte. Nun geschah es in dieser Zeit, daß die Gräfin ein Kind gebahr, und der Graf, in den ersten Tagen ihrer Wochen, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd — denn er war ein kühner und unerschrockner Reiter — plötzlich starb. Der Schrecken über dieses unglückliche Ereigniß brachte die Genesende an den Rand des Grabes. Das Kind wurde von ihr genommen, und da ich eben meinen ältesten Knaben gewöhnt hatte, nahm ich es an die Brust und stillte es fort. Jede Woche ging ich mit dem Knaben in die Stadt, um ihn der Mutter zu zeigen, und in ihrem tiefen Schmerze war sein Gedeihen eine Erquickung für sie.

Denn nie hat man wohl ein schöneres und fröhlicheres Kind gesehn, und es war schwer zu sagen, ob es mehr dem Vater, welcher der schönste Mann im ganzen Königreiche war, oder seiner Mutter glich. Nun hatte der Knabe sein zweytes Jahr zurückgelegt, und es war eben daran, daß er zu seiner Mutter zurückkehren sollte, als ich zum Feste der heil. Anna, eben so wie heute, Kränze gebunden hatte, und sie auch nach einem Kloster trug, wo ich gute Kundschaft hatte. Der Knabe wollte durchaus mit mir, aber ich meinte es wäre zu weit, und ließ ihn unter der Aufsicht eines Dienstmädchens im Garten zurück. Ach, wie viele Thränen hat mich dieser Tag gekostet, und wie schmerzlich bereu' ich es noch bis auf den heutigen Tag, das mir anvertraute geliebte Kind aus den Augen gelassen zu haben. Ach, es ist vielleicht auf eine schmähliche Weise umgekommen, oder ein Opfer böser Thaten geworden, und ich werde vielleicht dereinst vor Gott Rechenschaft dafür geben müssen. — Helle Tropfen fielen bey diesen Worten von den Augen der gutmüthigen Alten, und

netzten die Blumen, die auf ihrem Schooße lagen; und der alte Schmerz, der jetzt mit größerer Heftigkeit erwachte, hemmte den Fortgang ihrer Rede.

Nach einigem Verweilen fuhr sie fort: Während ich die Kirche mit Blumen schmückte, hatte sich das Mädchen unbedachtsamer Weise aus dem Garten entfernt, und da der Knabe ihr nicht in das Haus folgen wollte, ihm streng verboten vor die Thür zu gehn. Der that aber eben, was ihm verboten war, lief auf die Straße nach dem Felde hin, und war verschwunden, als das Mädchen nach einiger Zeit zurückkam, um nach ihm zu sehn. Dieses arme leichtsinnige Geschöpf war vor Schrecken ausser sich, und erfüllte die Luft mit ihrem Angstgeschrey, und als ich gegen Abend zurückkam, fand ich das ganze Dorf in Bewegung, um das Kind aufzusuchen. Meine Bestürzung war unbeschreiblich. Die ganze Nacht irrten wir mit Fackeln umher, durchsuchten jeden Busch, jedes Wasser — umsonst. Nie hat sich eine Spur von dem Kinde gezeigt; und es ist

nur allzuwahrscheinlich, daß es von vorüberziehenden Bettlern geraubt worden ist.

Guido hörte mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zu. Das Schicksal des Kindes war ja auch das seinige. Auch von ihm glaubte man ja, daß er ein geraubtes Kind sey. — Wie dauert mich, sagte er, die arme sieche Mutter, die nun ihre einzige Freude auf eine solche Weise verlohren hatte!

Diesen Schmerz,' erwiederte die Gärtnerin, hat ihr Gott erspart, und sie vorher, freylich auch auf eine recht traurige Weise, zu sich gerufen. Eben in der Nacht, wo wir das verlohrne Kind suchten, fing das fürchterliche Erdbeben an, von dem Ihr auch werdet gehört haben, und das so vielen Menschen das Leben gekostet hat. Wir waren noch auf dem Felde im Suchen begriffen, als sich die ersten Stöße spüren ließen, und unsre Sorge auf unsre eigne Erhaltung richteten. Wir drängten uns alle zusammen und beteten. Bald wurden die Stöße heftiger. Die Erde that sich vor uns und neben uns auf; die Bäume wurden mit ihren Wurzeln aus der Tiefe gerissen und um-

gestürzt. Alles floh durch einander, ohne zu wissen wohin. Und als der Morgen anbrach und die Sonne blutroth aufging und der Himmel mit dichtem Qualm bedeckt war, da sahen wir unser Dörfchen im Schutte liegen und überall Flammen hervorschlagen. Es war ein Jammer ohne Gleichen. Niemand dachte mehr an das verlohrne Kind; alles mein Bitten war umsonst; Niemand wollte mir suchen helfen. In derselben Nacht war auch die arme Gräfin mit vielen andern aus der Stadt auf das Feld geflohn. Bald aber war sie vor Schwachheit zu Boden gesunken, und hatte mitten auf dem Felde, in den Armen ihrer Frauen, den Geist aufgegeben. Ihr letztes Wort war Guido gewesen.

War das der Nahme ihres Kindes? fragte der Kranke.

Freylich war er das, erwiederte die Gärtnerin, die nun ihre Arbeit wieder zur Hand nahm. Ach, mein guter Guido! Wie oft hab' ich Gott mit Thränen gebeten, mich nur sein Schicksal wissen zu lassen, oder, wenn er noch

lebte, ihn mir doch wenigstens im Traume zu zeigen!

Schon lange hatten sich in dem Herzen des Kranken wunderbare Ahnungen geregt. Dunkle Bilder, wie Nebelgestalten vom Sturme getrieben, flogen vor seiner Seele vorüber; er konnte keinen festen Umriß fassen — aber als die Gärtnerin seinen Nahmen aussprach, war es ihm eben, als spielt' er unter den Myrtenbüschen von Val di Grazia, und hörte sich rufen. Sein Herz war mächtig bewegt, aber er faßte sich zusammen und sagte: Ich bin auch so ein geraubtes Kind und in der Wildniß gefunden worden; und die, so mich fanden, meinten immer, meine Angehörigen würden mich an einem Zeichen wieder erkennen, das ich an mir trage.

Bey diesen Worten horchte die Gärtnerin auf, und als er zugleich den Ermel aufstreifte und den Arm aufhob und das Zeichen des Kreuzes mit den vier Sternen umher enthüllte, sprang sie von ihrem Sitze auf, warf die Blumen zur Erde und rief, aus der Thür des Hauses in den Garten stürzend, ihrer selbst

nicht mächtig: Er ist gefunden! er ist wieder gefunden! Mein Guido! ich habe meinen Guido wieder! — Dann lief sie wieder zu dem Kranken zurück, warf sich neben seinem Lager auf die Knie, und rief einmal über das andere: Ist es nur möglich, daß ich Dich wieder habe? Und dann ihm den Arm aufhebend und das Mal beschauend und küssend, sagte sie: So ist es denn doch wahr? Gott hat mein Gebet erhört; meine Schuld ist von mir genommen! — Und dann, nachdem sie ihn einige Augenblicke stillschweigend betrachtet hatte: Ja, das ist die Stirn seines Vaters! Das sind die Augen und der Mund seiner Mutter! So lächelte sie, wenn sie ihren Guido auf den Arm nahm! Nun weiß ich doch, warum ich ihn vom ersten Augenblick an so lieb gehabt habe. Ich habe ihn ja an meiner Brust ernährt, und tausendmal in den Schlaf gesungen, und seit zwanzig Jahren beweint!

Während die Gärtnerin auf diese Weise sprach, und ihrer Freude kein Ende fand, füllte sich das Gemach mit Neugierigen, die ihr Rufen und ihr Jubel herbeygezogen hatte. In

kurzem war in dem ganzen Kloster die Nachricht von einer merkwürdigen Entdeckung verbreitet, die sich in jedem Munde auf eine andere Weise gestaltete. Auch der Vorsteherin des Klosters kam die Nachricht zu, und da sie vom Anfang an das Schicksal des verwundeten Jünglings mit ihrer Theilnahme begleitet, und ihn mit dem, was er bedurfte, unterstützt hatte, ließ sie die Gärtnerin zu sich rufen, und frug sie aus. Und als sie erfuhr, daß der Kranke ein Sohn des Grafen von Villarosa sey, dessen Aeltermutter das Kloster der heiligen Anna unter seine größten Wohlthäterinnen rechnete, erhob sie Augen und Hände zum Himmel, und dankte Gott für die Rettung des letzten Zweiges dieser edeln Familie, und daß er ihr Haus gewürdigt habe, die Wohlthaten, die es vordem empfangen, auf einige Weise wieder zu erstatten. Dann begab sie sich selbst, von einigen Klosterfrauen begleitet, in das Haus der Gärtnerin, wünschte sich und dem Kranken zu der Entdeckung seiner Herkunft Glück, und versprach ihm, unverzüglich Befehl zu geben, daß ihm und seiner Pflege=

rin ein bequemerer Aufenthalt eingeräumt werde. —

Wir wollen jetzt den neuen Graf von Villarosa verlassen, dessen Herz, wie ein aufgeregtes Meer, von den mannichfaltigsten Gefühlen bewegt, seinem Glücke noch mistraute, um uns nach Fiammetta umzusehn, die wir auf dem Schlosse ihres Räubers krank und dem Wahnsinne nah verlassen haben.

Mehrere Wochen hatte das Leben in ihr mit dem Tode gekämpft; alle ihre Wünsche waren dem Grabe zugewendet, und sie bemerkte mit Schrecken, daß der Tod zögre. Früh war, nach den ersten Zufällen, das klare Bewußtseyn zurückgekehrt; aber dieses Bewußtseyn war ihre Qual. Wohin sie ihre Blicke richtete, nah und fern, sah sie die Fesseln der Gewalt und Tyranney; und die Dämmerlichter der Hofnung, die früher, wenn auch nur ungewiß und selten, in die Nacht ihres Lebens geleuchtet hatten, waren über dem Grabe des Geliebten erloschen. So wie sich die Wuth der Krankheit minderte, und die bebenden, zuckenden Nerven sich beruhigten, wuchs ihre Furcht vor dem Leben und den feind-

seligen Phantomen, die es in seinem Dunkel verbarg. Mit heißem Jammer klagte sie das Schicksal an, das ihr sogar den armen Trost des Todes versage, und ein verhaßtes, feindliches Leben aufdringe; und dann jammerte sie wieder über ihr frevelhaftes Empören gegen den Willen des Himmels, und verhüllte ihr Gesicht, und benetzte ihr Kissen mit Strömen von Thränen. So gingen Tage und Nächte hin, und alle Versuche der schlauen Agnola, sie mit ihrem Loose zu versöhnen, oder ihr die Einwilligung zu einer Unterredung mit dem Prinzen abzuschmeicheln, blieben ohne Erfolg.

Wie erstaunte daher die Amme, als ihr Fiammetta eines Morgens beym Erwachen sagte, sie sey bereit, den Prinzen bey sich zu sehn und seine Grosmuth auf die Probe zu stellen. Voll der erfreulichsten Hofnungen küßte sie ihrer Gebieterin die Hände, prieß im Stillen ihren klugen Entschluß, und ergoß sich dann in ein so ausschweifendes Lob des Prinzen, daß Fiammettens Verdacht von diesem Augenblicke an zur Gewisheit wurde. Doch hielt sie klüglich ihre Gedanken zurück. Es kann seyn,

sagte sie, daß ich ihn verkannt habe; je mehr Tugenden ich an ihm finde, desto zufriedener werde ich mit dem Entschlusse seyn, der sich mir in dieser Nacht, ich weiß nicht wie, aufgedrängt hat.

Der Prinz hatte kaum durch einen Diener die lang ersehnte Nachricht erhalten, als er sich auf sein Pferd schwang, und den Mauern zueilte, die schon so lange, ohne Nutzen für ihn, den Gegenstand seiner Wünsche umschlossen hielten. Fiammetta vernahm die Tritte der Pferde auf dem Hofe des Schlosses und erblaßte. Wie schwer, sagte sie zu der Amme, wie schwer wird es doch meinem Herzen, ein altes, gewohntes Gefühl niederzukämpfen! Aber es wird vorübergehn. Halte ihn nur so lange auf, bis ich mich gesammelt habe. — Und während Agnola dem Prinzen entgegenging, um ihm selbst die frohe Nachricht von Fiammettens geändertem Sinne zu bringen, hob diese Augen und Hände zum Himmel, und flehte um Kraft. Nach wenigen Augenblicken, als sie ausgebetet hatte, und sich gestärkt

fühlte, gab sie der Amme ein Zeichen. Der Prinz trat herein und Agnola folgte ihm.

Fiammetta lag auf dem Sopha, in dieselben Gewänder gekleidet, mit denen sie aus dem Hause ihres Oheims entflohen war. Ihre dunkeln Locken umschatteten die hohe Stirn; ihr Blick war zur Erde gesenkt; langsam erhob sie die Augen, als der Prinz die Schwelle betrat, und ein plötzliches Erröthen überflog ihr blasses Gesicht. Nie war sie ihm schöner erschienen. Mit einer ihm fremden Schüchternheit trat er näher, und indem er sich an ihrem Lager niederließ, sagte er, die Rolle des grosmüthigen Beschützers vergessend, mit gesenktem Haupte: Vergebung für das, was heiße Liebe gefehlt hat! Möchtet Ihr nicht länger an dieser Liebe zweifeln, und ihr die Erwiederung nicht versagen!

Wenn sich, antwortete Fiammetta, ohne die Augen aufzuschlagen, wenn sich die Liebe wie Haß gestaltet, und Gewalt statt Ueberredung anwendet, so thut sie Verzicht auf Erwiederung. Eure Diener haben mich, ohne Zweifel auf Euer Geheiß, von der Straße geraubt,

als ich einen heiligen Weg ging, und nun bin ich seit langer Zeit der Tröstungen beraubt, die ich in jener unseligen Nacht zu suchen ging. Wenig fehlte, so wäre ich in meinen Sünden vor den ewigen Richter getreten, und meine unversöhnte Schuld wäre als eine neue Last auf Euer Haupt gefallen. Ihr gesteht, daß Ihr gefehlt habt. Ihr schiebt die Schuld auf das, was Ihr Eure Liebe nennt. Ich kann Euch nicht widersprechen, denn ich kenne Euer Herz nicht; aber nur dann erst werde ich Euch Glauben beymessen, wenn Ihr Euch meinen Wünschen nicht widersetzt.

Der Prinz schien diesen Augenblick nur erwartet zu haben, um sich in Betheurungen seiner Zärtlichkeit zu ergießen. Die feurigsten Schilderungen seiner Leidenschaft flossen von seinen Lippen. Er beschwor Fiammetten um die Mittheilung ihrer Wünsche, und schloß mit der Versicherung, daß ihm nichts zu kostbar seyn würde, um sie zufrieden zu stellen.

Fiammetta hörte den ersten Theil dieser Rede mit Gleichgültigkeit, den letzten mit Verachtung an; und sie bedurfte aller ihrer Kraft,

um den Ausbruch ihres Gefühls zurückzudrängen. Die Blicke auf die Erde geheftet, antwortete sie: Meine Wünsche sind nicht, wie Ihr zu glauben scheint, auf käufliche Güter gerichtet, sondern von einer solchen Art, daß Ihr sie mir, ohne Gefahr Eurer Seele, nicht abschlagen könnt. Ich sehne mich nach den Tröstungen der Kirche, denen ich schon allzulange habe entsagen müssen. Gebt mir Freyheit in die Kirche zu gehn, und meine Andacht zu halten — so werdet Ihr meine Wünsche erfüllt haben.

Nichts ist billiger, als diese Forderung, erwiederte der Prinz; sie kann noch heute, spätestens morgen, erfüllt werden. Die Kirche des Schlosses ist zum Gottesdienste eingerichtet; mein Capellan soll zu Euren Diensten seyn, und ich will Befehl geben, daß Ihr Eure Andacht, so oft als Ihr es wünscht, verrichten könnt. — Bey diesen Worten stand er auf, um einen Diener abzuschicken. Fiammetta hielt ihn zurück. Was denkt Ihr zu thun? sagte sie. Ihr habt mir die Freyheit geraubt, wollt Ihr mir auch Ehre und guten Nahmen rauben? In welcher Gestalt soll ich hier, auf Euerm Schlosse, in Eu-

rer Capelle, vor den Augen des Priesters erscheinen? Soll ich ihn zum Vertrauten Eures Geheimnisses machen? Soll ich ihn um Hülfe gegen Euch anflehen? oder soll ich vor Schaam in die Erde sinken? So kann mein Wunsch nicht erfüllt werden. Laßt mich in eine benachbarte Kirche gehn, wo mich Niemand kennt, und gebt mir den ersten Beweis Eurer Liebe, von der Ihr so viele Worte macht, dadurch, daß Ihr mir in dieser Sache Freyheit gönnt.

Dieses Verlangen und der Wunsch, es erfüllt zu sehn, war die geheime Ursache von Fiammettens scheinbarem Sinneswechsel. Ihre Gesinnungen waren unverändert dieselben, aber sie hielt sie zurück, in der Hofnung, den Prinzen zu täuschen, und ihm die Einwilligung in ihr Verlangen abzugewinnen. Alle ihre Gedanken waren auf das Kloster gerichtet, als auf die einzige Freystatt in ihrer Noth, und wenn ihr vergönnt war, eine Kirche außerhalb des Schlosses zu besuchen, so war sie entschlossen, die Hülfe des Priesters anzuflehn. Der Prinz errieth diesen Plan nur allzuleicht. Der Vorschlag, den er gethan, war, da er auf die

vollkommene Ergebenheit seines Capellans rechnen konnte, ohne Gefahr für ihn; und da sie diesen verwarf, durfte er um desto weniger an ihrer geheimen Absicht zweifeln. Mit einem leisen und flüchtigen Lächeln, das den Spott verrieth, den er mit der Unglücklichen trieb, sagte er, nach wiederholten Betheurungen seiner unbesieglichen Liebe, daß er eben um dieser Liebe willen ihr Verlangen auf eine solche Weise nicht erfüllen könnte. Ihr werdet Eure Freyheit in dem Augenblick erhalten, setzte er hinzu, wo Ihr mir die Gewisheit Eures Besitzes gewährt. Dieser Besitz ist das Ziel aller meiner Wünsche. Ihr könnt nicht von mir erwarten, daß ich mich seiner von selbst begebe, oder mich der Gefahr aussetze, ihn durch Leichtsinn zu verliehren.

Fiammetta sah schweigend vor sich hin; Thränen zitterten an ihren Wimpern; sie drückte die gefaltenen Hände an ihre Brust, und schien mit ihren Gefühlen zu kämpfen.

Da sank der Prinz auf seine Knie, faßte die schlaff herabhängende Hand der Schweigenden, und beschwor sie, seine Liebe nicht zu verschmähn.

Ihr seht einen Räuber in mir, fuhr er fort, und darum verwerft Ihr mich; aber Ihr sollt in mir einen Retter erkennen. Ich weiß, daß Ihr den Mann nicht liebt, den Euch der tyrannische Wille Eures Oheims aufdringen will; aber Ihr würdet Ihn verabscheuen, wenn Ihr säht, mit welcher niedrigen Gier er, seit Ihr verschwunden seyd, Eure Habe schon als die seinige an sich reißt, und sich weniger um Euer Wiederfinden, als um sichre Kunde von Euerm Tode kümmert. Durch diese Gesinnungen, die er nicht zu verbergen weiß, ist der Mann, dessen rohe Unbehülflichkeit bisher der Gegenstand des Spottes war, auch der Gegenstand der Verachtung geworden; und ich würde glauben, Euch der Verzweiflung Preis zu geben, wenn ich Euch Freyheit ließe, wiederum in die Hände eines solchen Geschöpfes zu fallen.

Fiammetta seufzte; ihre Blicke hefteten sich auf den Prinzen und senkten sich wieder; die heftige Bewegung ihres Herzens verstattete den Worten nicht über die Lippen zu gehn.

Der Prinz deutete dieses Schweigen zu seiner Gunst. Das Mittel, Euch vor der Schmach

einer solchen Verbindung zu sichern, liegt in Eurer Hand. Bestraft jenen Elenden, der Euern Werth nur nach Euern Besitzungen schätzt, indem Ihr Eure Hand dem Manne gebt, der Euch anbetet, und wenn er Rang und Reichthum, Herrschaft und Würden zu Euern Füßen legt, immer noch viel zu wenig für Euern Besitz gegeben zu haben glaubt. Wenn Fiammetta Torlotti um den Verlust ihrer Freyheit trauert, so wird die Geliebte des Prinzen** hier und überall gebieten, wo er selbst das Herrscherrecht ausübt. Laßt meine Bitten nicht unerhört. Diese Wünsche der heißesten Liebe sind auch, wie der Augenschein lehrt, der Wille des Himmels, der, wenn er meine Liebe nicht billigte, Euch nicht in meine Hände gegeben hätte.

So schmerzlich Fiammetta die Täuschung einer Hofnung fühlte, der sie sich allzuleicht hingegeben hatte, so blieb doch ihr Sinn fest auf dem Vorsatz zur Flucht. Während daher die Worte des Prinzen ihr Herz mit tausend Dolchen zerrissen, kämpfte sie doch ihre Gefühle nieder, überzeugt, daß ihr nur dann eine Hofnung zur Ausführung ihres Vorsatzes blieb,

wenn sie den Prinzen sicher machte. Sie antwortete ihm also mit milderem Tone, sie verkenne seine Gesinnungen nicht; auch sey sie leider nicht in der Lage Bedingungen vorzuschreiben, oder sich seinen Gesetzen zu entziehn. Zu ihrem Oheim werde sie nie zurückkehren, noch je in eine Verbindung mit seinem Sohne willigen. Was Euch betrift, setzte sie hinzu, den Zufall und Gewalt zu meinem Herrn gemacht, so werdet Ihr meine Entschließung nicht auf der Stelle erwarten, sondern mir Zeit gönnen, mich an einen Gedanken zu gewöhnen, der mir — warum soll ich es verhehlen? — bis jetzt so fern lag. Versagt mir diese Bitte nicht, wie Ihr mir die erste versagt habt, und erwartet, wenn sich mein Herz beruhigt hat, Nachricht von mir.

Der Prinz, zufrieden mit einem Erfolge, den er so schnell nicht erwartet hatte, beschwor Fiammetten, seine Prüfung, die ja schon so lange gedauert, nicht noch mehr in die Länge zu ziehn. Und da er sah, daß sie, von der langen Unterredung erschöpft, erblaßte und ihre Lippen zitterten, verließ er sie, nachdem er der

Amme die größte Sorgfalt in der Pflege ihrer Herrin empfohlen hätte.

Als sich Fiammetta wieder allein sah, sank sie auf ihre Knie, und bat Gott unter Strömen von Thränen um Rettung aus so ungerechter Gewalt. Der Gedanke, dem Willen des Prinzen nachzugeben, lag fern von ihr. Sie sah auch jetzt durch all den eiteln Aufputz von Liebe, womit er prunkte, in die Tiefen seines zerstörten Herzens; und schauderte bey dem Gedanken, in der Gewalt eines Mannes zu seyn, der selbst den Glauben an die Tugend verlohren hatte. Aber wie sollte sie seinen Händen entrinnen? wie die Wachen täuschen, die sie umringten, und von denen, wie sie nicht zweifelte, Agnola die verschlagenste war? Nur wenn sie ihre Gesinnungen verbarg, wenn sie sich scheinbar in ihr Schicksal ergab, durfte sie hoffen, ihre Feinde einzuschläfern. An Muth gebrach es ihr nicht. Ein leiser Strahl von Hofnung fiel in die Nacht, die sie umgab; und sie vertraute dem Himmel, dem Beschützer der Unschuld, und einer innern Stimme, die ihr Rettung zu verheißen schien.

Von jetzt an war ihr ganzes Bestreben, die Täuschung der Amme zu vollenden, und ihr den Wahn einzuflößen, daß sie ihre vormalige Abneigung gegen den Prinzen besiegt habe. Wie viel ihr diese Verstellung kostete, wie oft sie sich mit zerrissenem Herzen an den Schatten ihres Geliebten wendete, und ihm ihre Heucheley abbat, wollen wir nicht erzählen; aber ihre Absicht gelang, und Agnola, die kein Mistrauen in die Worte ihrer Gebieterin setzte, die sie nie anders als wahr erfunden hatte, und jetzt so sehr mit ihren Wünschen zusammenstimmten, versäumte nicht, den Prinzen mit dieser Veränderung bekannt zu machen, und, indem sie seinen Hofnungen schmeichelte, ihm ihre eigne Täuschung mitzutheilen.

Fiammetta war jetzt so weit hergestellt, daß sie das Zimmer verlassen konnte, und der erste Gebrauch, den sie von ihrer Genesung machte, war, daß sie sich in dem Innern des Schlosses erging, und in den weitläufigen Gärten, die es umgaben, Luft schöpfte. Sie machte sich unbemerkt mit der Oertlichkeit seiner Lage bekannt; und obgleich die Mauern, die den Garten um=

schlossen, den Gedanken zur Flucht zu verbieten schienen, so bemerkte sie doch in ihnen, nach der Seite des Klosters hin, eine Pforte, die eben jetzt nur angelehnt war, und einen Ausweg versprach. Und indem ihr dieß wie ein günstiges Zeichen und eine Einladung zur Flucht erschien, beschloß sie ihr Vorhaben nicht aufzuschieben, und bot Alles auf sich mit dem Muthe zu rüsten, den sein Vollbringen erheischte.

Der Prinz wurde durch die glänzenden Feste, welche sich der neuvermählten Grosherzogin zu Ehren Wochenlang aneinander reihten, in der Stadt zurück gehalten; nur wenige seiner Diener waren auf dem Schlosse geblieben. Diese Einsamkeit schien Fiammetten erwünscht; und da die Nacht schwül und finster auf die Erde herabsank, schickte sie die Amme früh zu Bette, weil sie selbst ein großes Bedürfniß des Schlafes fühle. Agnola wünschte sich Glück, ihre Herrin so ausgesöhnt mit ihrem Schicksal zu finden, und schlief mit frohen Hofnungen ein. Kaum hatte dieß Fiammetta bemerkt, als sie leise ihrem Lager entschlüpfte, den Riegel an Agnola's Alkoven zu-

schob, und ihre Flucht zu bewirken begann. Das Zimmer, das sie bewohnte, ging nach dem Hofe, und da es nur auf einem niedrigen Untergeschosse ruhte, aus dessen Gemäuer hin und wieder Steine hervorragten, so schien es möglich, den Boden ohne große Gefahr zu erreichen. Nachdem sie sich also mit klopfendem Herzen angekleidet hatte, knüpfte sie das Betttuch an das Fenster, befahl sich Gott, und glitt an dem Tuche hinab. Aber ach, das Tuch war zu Ende, und noch schwebte sie, und ihre Füße suchten umsonst einen hervorspringenden Stein. Da schoß ein Blitz durch die Wolken, und zeigte ihr, daß sie nur wenige Spannen über dem Boden schwebte. Sie wagte den Sprung, und fand schnell die Pforte, die aus dem Hofe nach dem Garten führte, und sich dem leisen Drucke ihrer Hand öfnete. Mit bebenden Schritten suchte sie den Weg durch die dichte Finsterniß. Der Sturm tobte in den Bäumen, und wälzte die schweren Wolken vor sich her; laute Donner rollten durch die Thäler hin, und brachen sich an den Bergen und bedeckten das Bellen der Hunde,

die vor dem Thore des Schlosses Wache hielten. Nur die Flammen der Blitze, die sich ohne Unterbrechung folgten, leiteten die Schritte der Irrenden und führten sie zu den Mauern des Gartens und zu der Pforte, die sie am Tage bemerkt hatte. Aber ach! diese Pforte war jetzt verschlossen, und die starken Riegel an ihr schienen ihrer Hofnung spotten zu wollen. In unbeschreiblicher Angst lief sie an den steilen Mauern auf und ab, und schon sah sie, mit immer steigender Verzweiflung, ihr Vorhaben vereitelt, und sich mit Hohn bedeckt in die Gewalt des verabscheuten Räubers zurückgeführt. Aber die Liebe, die ihre Schritte bewachte, und sie, nach so mancher Prüfung, in die Arme des Treugeliebten zurückführen wollte, hatte ihr einen sichern Weg gebahnt, und führte die Verzweifelnde, als sie es am wenigsten glaubte, aus dem Ringkreise der Gewalt in die Freyheit.

An dem äussersten Ende der Mauer, wo sie sich am steilsten in die Tiefe herabsenkte, lag ein Thurm, der vormals als Warte gedient hatte, jetzt aber als ein unheimlicher Ort

vermieden wurde. Eine niedrige Pforte, halb verfallen, führte hinein, und wie im Innern eine Treppe nach den Zinnen des Thurmes hinaufstieg, so senkte sich eine andre in die Tiefe hinab, und leitete zu einem unterirdischen Gange, welcher vormals die frommen Bewohnerinnen des Schlosses mit dem Kloster der heil. Anna in Verbindung gesetzt hatte, und in dem Innern des Klosters zu Tage gegangen war. Jetzt, wo die Hälfte desselben verfallen, und sein Ausgang mit Schutt und wildem Gestrippe versteckt wurde, war er nur Wenigen bekannt. Ein junger Gärtner des Prinzen hatte ihn aufgespürt. Dieser schlich oft durch ihn bey finstrer Nacht, wenn sein strenger Vater schlief, zu der Hütte der Geliebten, die unfern von dem jetzigen Ausgange wohnte, und kehrte auf diesem kürzern Wege unbemerkt vor Anbruch des Tages nach Hause zurück. Ihm verdankte es Fiammetta, daß sie die Pforte im Hofe offen fand; ihm sollte sie, in dem schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens, ihre Rettung schuldig seyn.

Tomassino, so hieß der Gärtner, wollte die stürmische Nacht nicht unbenutzt lassen, und eilte eben der Warte zu, als sich Fiammetta bey ihrem ängstlichen Umherirren in der Nähe derselben befand. Sein Kommen hatte ihr der brausende Sturm und das Rollen des Donners verborgen; aber als er vor dem Eintreten in die Warte seine Laterne öfnete, und ihr Licht zufällig auf sie fiel, und verdoppelte Blitze die Nacht erhellten, da erblickten sich beyde, in einer Entfernung von wenigen Schritten, zu gleicher Zeit. Beyde standen einander bestürzt gegenüber. Tomassino ermannte sich zuerst und rief sie an, und da sie, von Schrekken überwältigt, nicht zu antworten vermochte, trat er ihr drohend näher. Jetzt warf sich Fiammetta vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn um Mitleid. Ihre flehende Stimme, die Gewalt ihrer Worte, die Schönheit ihrer Gestalt, die ihm, wie ein Gestirn, durch das Dunkel der Nacht entgegenleuchtete, ergriff sein Herz mit unwiderstehlicher Gewalt. Wer bist Du? sagte er mit gemilderter Stimme. Was führt Dich hierher in dieser unge-

wöhnlichen Zeit? — Ich bin ein Opfer der schändlichsten Gewalt, antwortete Fiammetta. Der Herr des Schlosses hat mich auf dem Wege nach dem Kloster geraubt, und hält mich in schnöder Gefangenschaft. Ich verabscheue ihn und seine Anträge, und suche jetzt, unter Gottes Schutz, einen Weg nach der Freystatt, die mich allein retten kann. Wenn Du ein menschliches Herz hast, so erbarme Dich meiner, öfne mir, wenn Du es vermagst, diesen Kerker, und zeige mir den Weg. Ich will für Dich beten, so lange ich athme, und auch andre Belohnungen sollen Dir nicht fehlen, wenn ich in Freyheit bin.

Während Fiammetta so sprach, rollte der Donner heftiger; ein zischender Blitz fuhr in der Nähe einer Pinie herab und zerriß sie; der Regen stürzte mit Heftigkeit nieder. Da ergriff der Gärtner ihre Hand, und riß sie mit sich in die Warte hinein. — Ich sollte Euch in das Schloß zurückführen; denn erfährt der Prinz, daß ich Euch den Weg hinausgewiesen, so bin ich verlohren und werde mit allen den Meinigen fortgejagt. Aber ich ver-

mag es nicht. Folgt mir also ohne Furcht. Nur um aller Heiligen willen, verrathet mich nicht.

Wie Fiammetten in diesem Augenblicke zu Muthe war, ist nicht zu beschreiben. Sie sah in ihrem Führer einen Boten des Himmels, ihr zur Rettung gesandt, und indem Angst und Freude in schnellem Wechsel durch ihre Brust stürmten, wankten ihre Füße unter ihr, und sie mußte sich an den Mauern halten, um nicht niederzusinken. Jetzt war die versteckte Thür aufgehoben, und auf den Arm des Gärtners gestützt, betrat Fiammetta die feuchten Stufen, um in die schaudervolle Tiefe hinab zu wanken. Der Weg war lang, und nur selten unterbrach ein Wort des beklommenen Führers die tiefe Grabesstille, zu der nicht einmal die lauten Schläge des Donners drangen. Endlich öfnete sich der gewölbte Gang zwischen verwachsenem Gebüsch in einem grasreichen Thale, an dessen entferntestem Ende Tomassinos Geliebte wohnte. Das Gewitter war abgezogen; der Himmel lag heiter und mit Sternen besät über der erfrischten Erde; und als Fiammetta, von ih-

rem Führer emporgehoben, aus der verfallnen Gruft aufstieg, und den Himmel wieder sah mit seinen funkelnden Lichtern, da sank sie unwillkührlich auf ihre Knie, und dankte wortlos dem, der sie gerettet, und dem, der ihr den Retter gesendet hatte.

Bis zum Kloster war jetzt nur noch eine Stunde Wegs. Aber jetzt, sagte Tomassino, könnt Ihr nicht hinein. Ihr müßt den Morgen erwarten. Fiammetta erschrack. Sie fürchtete, der Rettung so nah, ihren Feinden in die Hände zu fallen, und beschwor ihren Führer, sie, wo es auch sey, zu verbergen. Der Gärtner schwieg. Dieses Dörfchen gehört dem Prinzen, sagte er endlich, und, wie ich Euch sage, wenn er erfährt, daß ich Euch den Weg zur Flucht gezeigt habe, so bin ich verlohren, und Jeder, der die Hand zu Eurer Rettung geboten hat. Auch muß ich noch während der Nacht zurück, damit meine Abwesenheit nicht bemerkt wird. Doch es sey. Da mich der Himmel Euch, wie es scheint, zur Rettung gesendet hat, so will ich die Sache nicht halb thun. Folgt mir nach.

Indem nun beyde an den Gartenhecken des Dorfes hinaufgingen, ließ sich von fern der Schall eines Glöckchens hören. Tomassino zog die Mütze ab, kreuzte sich und betete; auch Fiammetta betete mit ihm. Da ist eben Eines im Kloster gestorben, sagte er; und nach einigem Verweilen: Es wird wohl der Kunstreiter seyn. — Fiammetta dachte nicht an Guido, der, wie sie meinte, längst im Schooße der Erde ruhte. Doch frug sie, nicht ohne Verwundrung, wie ein solcher Mann in das Kloster komme? Und nun erzählte ihr Begleiter, wie vor einigen Wochen zwey Männer an dem Lorenzo-Hügel ermordet gefunden worden; wie der Gärtner des Klosters an ihnen vorübergekommen, und da er in dem jüngern noch Leben gespürt, ihn nach seinem Hause gebracht und seine Rettung versucht habe. Der wird nun doch wohl gestorben seyn, setzte er hinzu; denn ausser ihm ist, meines Wissens, Niemand in dem Annenkloster krank.

Tomassino ahnete nicht, wie tief jedes seiner Worte Fiammettens Herz durchschnitt. Seine Erzählung rief alle Schrecknisse der Nacht,

in welcher sie geraubt worden war, vor ihre Seele zurück, und sie konnte nicht zweifeln, daß der dort aufgehobene Jüngling — der vielleicht eben jetzt, in dieser verhängnißvollen Nacht, verschieden war — ihr Guido gewesen. Zitternd, wie das Laub der Bäume über ihr, vermochte sie kaum ihrem Führer zu folgen, und fing dann so bitterlich an zu weinen, daß sich der gutmüthige Tomassino auch die Augen trocknen mußte. Haltet Euch nur noch wenige Augenblicke tapfer, sagte er, wir sind gleich an der Stelle, und dann werdet Ihr ja, mit Gottes Hülfe, auch zu Eurem Ziele kommen. — In der That standen sie, nach einem kleinen Verzug, vor einem Hause, das von den übrigen getrennt, mitten in Gärten lag. Auf ein leises Zeichen öfnete sich ein Fenster, und eine weibliche Stimme flüsterte herab: So spät, Lieber? — Ja, war die Antwort, aber komme nur schnell herab. — Das Fenster wurde geschlossen, und wenige Augenblicke darauf hörte man im Innern des Hauses eine rauhe Männerstimme: Wo willst Du nur einmal wieder hin, Geisterseherin? — Das ist Monicas Va-

ter, sagte Tomassino erschreckt. Wir wären verlohren, hätt' er etwas gemerkt. — Aber sogleich antwortete die weibliche Stimme: Schweigt doch nur, Vater. Jetzt nach dem Gewitter ist es eben die rechte Zeit, die Kräuter abzuschneiden. Aber Ihr schmält immer, und wenn ich Euch das Geld bringe, ist es Euch doch lieb.

Jetzt öfnete sich die Thür, und Monica schlüpfte mit einem Körbchen am Arm heraus, der Stelle zu, wo sich ihr Geliebter mit Fiammetten unter einer Laube verborgen hielt. Tomassino trat ihr einige Schritte entgegen; Fiammetta aber war auf eine Bank niedergesunken und zitterte immer fort. Die Unterredung der Liebenden war lang und lebhaft. Monica kämpfte mit der Furcht, dem Mitleiden und dem Wunsche, ihrem Freunde gefällig zu seyn; jede ihrer Bewegungen verrieth diesen Kampf, und jede vermehrte Fiammettens Angst. Endlich näherten sich beyde dem Sitze der Laube. Fiammetta stand auf und streckte bittend ihre Arme nach den Kommenden aus. Leisesagte Monica: Folgt Tomassinos Führung.

Wenn der Morgen dämmert, hol' ich Euch ab. Und dann schnell sich abwendend, eilte sie mit flüchtigen Schritten wieder dem Hause zu, indem sie auf dem Wege noch zum Schein einige Kräuter abriß und in ihren Handkorb warf.

Das hat Mühe gekostet, sagte Tomassino, als er Fiammetten einen Rebenhügel hinaufgeleitete, der in einiger Entfernung von dem Dorfe lag. So lieb mich das Mädchen hat, so fürchtet sie sich doch noch mehr vor ihrem Vater. Jetzt bleibt hier in der Wachhütte — sie standen davor — und haltet Euch bis zum Morgen still. Monica will sich ein Geschäft im Kloster machen, wo sie gewöhnlich Olitäten und Salben verkauft, die sie gut zu machen versteht. — Aber Ihr zittert ja, wie ein Espenlaub. Laßt Euch nur nicht bang seyn. Es wird schon Alles gut gehn; und wenn Ihr erst einmal im Kloster seyd, so hat es dann weiter keine Noth. Jetzt lebt wohl. Ich muß eilen. Gott sey mit Euch. — Und mit diesen Worten flog er den Hügel hinab, ohne den Dank

zu hören, den ihn Fiammetta von bebenden Lippen nachschickte.

Eine kleine Hütte, dürftig von Rohr und Reisig zusammengeflochten, nahm jetzt die holde Gestalt in sich auf, die, verlassen in der tiefen Nacht, von Gebirg und Wald umgeben, jetzt nur desto bänger vor einem widrigen Ereignisse bebte, je näher sie dem Hafen der Rettung war. Dieser Hafen hätte ihr vormals nicht minder furchtbar geschienen, als das Grab; jetzt war er ihr als eine Freystatt lieb geworden, in welcher sie sich, von ihren Schmerzen verzehrt, ein Grab neben dem des Geliebten wählen konnte. So lenkt oft der Himmel die Wege der armen, blinden und willenlosen Menschen, daß eben das, was sie am meisten fürchteten, der Gegenstand ihrer heißesten Sehnsucht wird. Einen Kerker, der ihr Sicherheit gegeben, hätte Fiammetta jetzt jeder irdischen Herrlichkeit vorgezogen. Das Licht der Sterne, das durch die Spalten der Hütte schimmerte, machte sie zittern, denn es konnte auch ihren Feinden leuchten; die leisen Athemzüge der Luft erschreckten sie, wie Flüstern menschlicher Stim-

men, und das Rauschen des Bachs, der über die glatten Kiesel gleitete, klang wie Verrath. Langsam zogen die Stunden über ihrem Haupte weg, und weinend und betend sah sie, in eitelm Kampf mit ihrer Furcht, dem Morgen entgegen.

Endlich zog die Nacht ihren dunkeln Schleyer von dem Himmel weg; die Sterne erblaßten; eine frische Luft strich durch die Zweige, und weckte die Vögel auf ihren Nestern zum Morgenlied. Immer bänger und ängstlicher lauschte Fiammetta an der angelehnten Thür; die Augenblicke dehnten sich zu Stunden aus; die Sonne schoß breite Strahlen durch das Thal, und noch erschien Niemand. Da tönte über den Berg herüber das wohlbekannte Glöckchen vom Kloster, das seine Bewohnerinnen zum Gebet versammelte, und zu gleicher Zeit ließ sich am Fuße des Rebenhügels der Gesang einer weiblichen Stimme hören. Es war Monica. Leichten Sprungs eilte sie den Hügel hinauf, und Fiammetta, die ihre Stimme erkannt hatte, trat ihr aus der Hütte entgegen. Ueberrascht durch die edle Gestalt, die in ihrer Bläße wie

ein höheres Wesen erschien, trat Monica zurück, begrüßte sie mit Ehrerbietung und sagte: Verzeiht, ich habe Euch warten lassen, und Ihr habt Euch geängstigt. Ich seh' es Euch an. Aber auch ich habe mich um Euch geängstigt. Wisset, daß Eure Flucht im Schlosse kund geworden, und daß, eben als der Morgen dämmerte, Nachfrage im Dorfe geschehn ist. Glücklicherweise wußte Niemand etwas von Euch, ausser mir. Aber ich konnte nicht eher fort, bis ich gewiß wußte, daß die Suchenden nicht mehr in der Nähe waren. Nun aber laßt uns eilen; doch nicht auf dem geraden Wege, wo uns Leute begegnen könnten; sondern durch den Wald. Ich kenne hier jeden Schritt, und Ihr könnt Euch meiner Führung ohne Sorge vertrauen.

Als nun Fiammetta hörte, daß sie gesucht wurde, ward ihre Angst noch größer, und sie folgte ihrer Führerin mit wankendem Schritt. Die braune Monica ging voraus auf dem durch die Büsche sich windenden Pfad, mit ihrem Körbchen am Arm; erzählte von ihrem Geliebten und ihrem Vater, und daß Tomassino freylich nichts habe, als seine Liebe zu ihr, ge=

sunde Arme und ein redliches Gemüth. Und kann man damit nicht glücklich seyn? fuhr sie fort. Aber der Vater will, daß mein Mann Geld haben soll, oder ein Grundstück, und hat deshalb andre Absichten mit mir, die ihm aber nimmer gelingen werden. Denn wir haben uns ewige Treue geschworen, ich und Tomassino, und da kann uns keine menschliche Gewalt von einander trennen. Ach, es geht doch nichts über die Liebe, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, und wenn mir die genommen würde, so frohen Muthes ich sonst bin, ich müßte mir das Leben nehmen.

Diese einfachen Reden drangen tief in Fiammettens wundes Herz. Sie dachte ihrer eignen Liebe, und daß mit ihr jedes Glück aus ihrem Leben hinweggenommen, und nichts als der Eingang zur Gruft übrig gelassen sey. Ihre Thränen bethauten, indem sie ging, den schmalen Pfad, und ihr Schluchzen unterbrach die Rede ihrer Begleiterin. Mitleidig sah sich jene um und sagte: Ihr mögt wohl recht unglücklich seyn. Wollen sie Euch etwa Euern Geliebten nehmen? — Meinen Geliebten be-

deckt das Grab, antwortete Fiammetta, und nun lieben mich die, die ich hasse; darum flieh ich die Welt. — Ihr wollt von der Welt scheiden, sagte Monica, und in das Kloster gehn? Da thut Ihr recht. Eh' ich einen aufgedrungenen Mann nähme, den ich nicht lieben könnte, thät ich es auch. Ach, eine Ehe ohne Liebe — das muß ärger als die Hölle seyn.

Nein, gute Monica, antwortete Fiammetta, Du sollst keinen andern Mann nehmen, als den Du liebst; und wenn Dein Vater an Tomassino nichts zu tadeln hat, als seine Armuth — —

O gewiß nichts, fiel Monica ein, denn immer lobt er ihn als einen wackern und geschickten Burschen; aber wenn er ihn so recht gepriesen hat, schüttelt er den Kopf und sagt: Daß der Bursche aber auch gar nichts hat!

Nun wohlan, fuhr Fiammetta fort, so betrachte ihn nur von diesem Augenblicke als Deinen Mann. Tomassino ist mir in dieser schrecklichen Nacht ein Bote des Himmels gewesen. Ihr setzt Euch beyde um meinetwillen

großer Gefahr aus. Güter mangeln mir nicht, und alle irdische Habe wird mir unnütz, wenn ich den Schleyer nehme. Was kann ich weniger für Euch, meine Wohlthäter, thun, als daß ich Euch zu einem Glücke verhelfe, das Ihr verdient und ich entbehren muß?

Die liebliche Monica hörte diese Worte mit froher Ueberraschung, und als Fiammetta geendigt hatte, stand sie still, und sagte zu ihr mit hocherrötheten Wangen: Sprecht Ihr im Ernste, Signora? Ich kann es nicht glauben. — Fiammetta legte die Hand auf ihr Herz. — O, sagt es noch Einmal, damit ich gewiß wisse, daß es kein Traum ist. Und als Fiammetta ihr Versprechen wiederholte und kaum die ersten Worte ausgesprochen hatte, ergriff Monica ihre beyden Hände, bedeckte sie mit ihren Küssen, und rief dazwischen: O, so sey Euch und Gott und der heiligen Monica tausendmal gedankt, daß sie mir ein so überschwengliches Glück beschert hat. — Und dann, als die ersten Ausbrüche ihrer Dankbarkeit erschöpft waren: O, wenn er es doch nur gleich wüßte! wie lang wird mir

die Zeit dauern, bis ich ihn wiedersehe und ihm Alles sagen kann! Wie soll ich nur ein so großes Glück für mich allein behalten?

Den kleinen Rest des Weges legte nun die Ueberglückliche unter frohem Geschwätz und Ausrufungen zurück — bald lachend, bald vor Freude weinend, und dann wieder das traurige Loos ihrer Wohlthäterin mit recht herzlichen Worten beklagend. Sie traten jetzt aus dem Walde auf den weiten Wiesenplan, in dessen Mitte das Kloster liegt, dessen weitgeöfnetes Thor Fiammetten zu erwarten schien. Ihr Herz klopfte hörbar. Sie beschleunigte ihre Schritte, und war nur noch eine kleine Strecke von den Mauern entfernt, die sie der Welt bergen sollten, als sie den Fußtritt von Pferden vernahm. Erschrocken rief Monica Fiammetten zu, daß zwey Diener des Prinzen, deren Livrey sie kenne, den Weg nach dem Kloster nähmen — und in demselben Augenblicke erhoben auch die Diener ihre Augen, bemerkten die Frauen und spornten ihre Rosse an. Mit einem Schrey des Entsetzens stürzte Fiammetta dem Thore zu; Monica folgte ihr, und beyde hatten sich in die

Kirche geflüchtet und athemlos an dem Altare niedergeworfen, als die Diener in den Hof des Klosters eintritten.

* * *

Die heftigen Schläge des Ungewitters der Nacht hatten die Amme aus ihrem tiefen Schlafe aufgeschreckt. Sie will zu Fiammetten eilen, und findet ihre Thür verriegelt. Sie ruft, und keine Antwort erfolgt. Mit Ungestüm reißt sie an der Thür; der Riegel springt auf, und ein Windstoß, der ihr durch das geöfnete Fenster entgegendringt, verräth den Weg der Flucht. Mit gellendem Angstgeschrey ruft sie Alles im Hause zusammen, und fordert zum Verfolgen auf; aber die stürmische Nacht und der strömende Regen schreckt von einem Abentheuer ab, das man für unnütz hält, da ja die himmelhohen Mauern ringsumher jede Flucht unmöglich machten. Erst nachdem das Gewitter abgezogen war, fing das Nachsuchen an. Der gehofte Erfolg schlug fehl. Die Spuren der Flüchtigen verschwanden an der Mauer und im Gebüsche, und man fing an zu vermuthen, daß sie, wie

unbegreiflich es auch war, einen Weg über die Mauer gefunden habe. An die Warte dachte Niemand. Mit Schrecken sahen jetzt die Diener, denen die Bewachung des Schlosses anvertraut war, der Rückkehr ihres Herrn entgegen. Alles brach zum Verfolgen auf, die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferd; nach allen Seiten hin wurden Nachforschungen angestellt; und nur die tiefe Verborgenheit des Pfades, auf welchem Fiammetta an Monicas Hand gegangen war, hatte sie den spähenden Blicken ihrer Verfolger entziehen können.

Zu diesen Verfolgern gehörten auch die beyden Reiter, die jetzt auf dem Hofe des Klosters hielten, und mit Ungestüm die Auslieferung der Dirne verlangten, die — so sagten sie — ihren Herrn beraubt habe. Da die Umstehenden keine Miene machten, dieses trozzige Gebot zu erfüllen, stieg einer der Reiter ab, und drang nach der Kirche vor, und hätte vielleicht, was er sein Recht nannte, mit Gewalt genommen, wenn nicht Einer der Zusammengelaufnen der Vorsteherin dieses Ereigniß gemeldet hätte, während sich die Andern dem

gewaltsam Vordringenden entgegenstellten. Die Superiorin befahl sogleich den Diener des Prinzen zu ihr zu bringen, die Klosterfrauen aber eilten in die Kirche hinab, um die Heiligkeit ihrer Freystatt zu sichern. Hier fanden sie Fiammetten, einer Todten gleich, auf den Stufen des Altars liegen, und die weinende Monica ängstlich um sie bemüht; und keine war, die nicht die Unbekannte mit Theilnahme betrachtete, und zu ihrer Rettung behülflich war. Indem nun Monica das, was sie wußte, erzählte, die wohlbekannten Sitten des Prinzen aber das Uebrige errathen ließen, und da auch die verworrenen Reden des Dieners, der trotzig die Auslieferung forderte, den Verdacht einer bösen That nur vermehrten, erklärte die Superiorin, daß, wenn der Prinz ein gegründetes Recht auf die Entflohene habe, er dieses bey dem Erzbischofe suchen müsse; sie selbst werde nie in eine Verletzung ihrer Freystatt willigen. Indem nun die Diener, nach dieser bestimmten Erklärung, langsam und murrend zurückritten, und noch im Thore eitle Drohungen ausstießen, schlug Fiammetta die Augen

auf, und sah dankend auf den Kreis der sie umgebenden Klosterfrauen, von denen sie die Jüngern mit frohem Jubel, alle aber mit Theilnahme und Mitleiden begrüßten. Die meisten entfernten sich jetzt, und meldeten der ehrwürdigen Mutter, was geschehn war, und daß die Gerettete Fiammetta Torlotti sey; zwey der Zurückgebliebenen aber faßten sie unter den Armen und führten sie hinweg. Vorher schon war durch die Gärtnerin die Kunde des Vorfalls zu Guido gelangt, der, seitdem er sich eines bequemern Aufenthalts erfreute, sein Lager nicht mehr zu hüten brauchte. Neugier und eine unruhige Ahnung möglichen Glücks lockte ihn an eine der Pforten der Kirche; er sah Fiammetten vorüberführen, und erkannte sie. Seiner selbst nicht mächtig, stürzte er in die Kirche, warf sich zu Fiammettens Füßen, und sank, indem er ihren Nahmen rief, ohne Bewußtseyn zu Boden. Bestürzt trat Fiammetta zurück, und erkannte ihn. Aber ungewiß, ob sie einen Todten oder einen Lebenden sähe, wankte sie zu dem blassen Jünglinge hin, beugte sich über ihn, und sprach sei-

nen Rahmen aus. Da schlug er die Augen auf, und streckte, auf den Knien liegend, die Arme nach der Geliebten aus. „Du lebst!“ sagten Beyde zu gleicher Zeit, und zum Erstenmal sanken sich die Liebenden mit der Ahnung ungetrennter Vereinigung in die Arme.

Die Nachricht von diesem neuen Ereignisse verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das Kloster, und die Kirche füllte sich von neuem mit Zeugen der glücklichen Begebenheit. Auch die Vorsteherin des Klosters wurde herbeygezogen, und die ausgezeichnete Achtung, mit welcher diese, so wie alle andern, ihren Guido behandelten, ließ Fiammetten die glückliche Veränderung seiner Lage erkennen. Bald ward ihr Alles näher bekannt. Das Schicksal war versöhnt. Dem langen Jammer folgte unbeschreibliches Glück. Fiammetta war frey; und Guido gewann in wenigen Tagen die blühende Gesundheit wieder, die ihm noch mehr durch seine Schwermuth, als seine Wunde entrissen worden war.

Alles Uebrige gestaltete sich von selbst. Fiammettens Oheim sah sich genöthigt, die Güter aus-

zuliefern, die er schon auf die eine oder die andere Weise mit den seinigen vereinigt glaubte, und erntete, außer dem Schaden, den Spott der Welt. Der Prinz, in allen seinen Hofnungen getäuscht, entfernte sich, nachdem er die treulose Agnola in wildem Ungestüm von sich gejagt hatte, und wurde, da die Geschichte am Hofe bekannt ward, von dem Grosherzoge auf mehrere Jahre aus dem Reiche verbannt. Nach kurzer Frist gab Fiammetta in der Kirche der heiligen Anna dem Grafen von Villarosa ihre Hand, und die zahlreiche Versammlung, die aus der Umgegend zusammengeströmt war, vereinigte sich in der Bewundrung des schönen Paars, das durch so wunderbare Ereignisse geprüft worden war. Auch Tomassino und Monica, denen Fiammetta eine einträgliche Besitzung gekauft hatte, wurden an dem nämlichen Tage und in derselben Kirche verbunden, und schöne ländliche Feste feyerten mit Gesang und Tanz die Macht der Liebe und die Wunder der Vorsehung.

Die Erkennung.

Anecdote.

Der Schauspieler Beauchateau hatte seine Frau in dem Laden einer Modehändlerin kennen gelernt, und sie drückender Armuth und den Netzen der Verführung entrissen. Sophie gehörte Niemandem an. In einem der Häuser erzogen, die den verlassenen Kindern des Leichtsinns, der Unbesonnenheit und der Verführungskunst zur Freystatt dienen, waren ihr nur dunkle Sagen von ihrer Abkunft zu Ohren gekommen; von einer Mutter, die ihren Fehltritt im Kloster büße; von einem Vater, der zu angesehen sey, um sich an seine Pflicht erinnern zu lassen, und mehreres ähnliche, was zu dunkel und räthselhaft war, um auch nur eine lebhafte Begierde zum Verfolgen so schwa-

cher Spuren erregen zu können. Zwischen ihr und ihrem Manne war auch nie die Rede davon. Er liebte seine Frau, sie gehörte ihm an, und es mochte ihren Werth in seinen Augen erhöhen, daß sie sonst Niemandem angehörte.

Sophiens Anlagen für die Bühne waren nicht ausgezeichnet. Dafür aber hatte sie an ihrem Manne einen unermüdlichen Lehrer; und die Blüthe ihrer Jugend, die Anmuth der Gestalt und der Wohlklang ihrer Stimme ersetzte in den Augen des Publikums, was ihr an vollendeter Kunst gebrach. Man sah sie gern, und, ohne sie gerade mit Enthusiasmus zu bewundern, liebte man sie als eine angenehme Erscheinung, die sich anspruchslos in den Schranken ihres Talentes hielt.

Niemand kann glücklicher seyn, als dieses Paar in den ersten Jahren seines Ehestandes war. Beyde waren jung und liebenswürdig; Er, ein edler und gesitteter Mann; Sie, bescheiden, liebend und lehrbegierig. Auch die

Kunst, welche sie übten, erhöhte ihr häusliches Glück, und war ihnen eben sowohl eine unerschöpfliche Quelle von Beschäftigung, als von Genuß. Einem liebenden Manne ist der Beyfall, welchen seine Frau einerntet, ein süßerer Genuß, als jegliches Lob, das ihm selber gezollt wird; und wenn Sophie in ihrer Rolle dem Publikum Genüge gethan hatte, konnte er kaum den Augenblick erwarten, wo er ihr mit der Begeisterung eines Liebhabers um den Hals fallen, und ihr für so viele Anmuth und Liebenswürdigkeit danken konnte. Auch Sophie war ihrer Seits voll von Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter, Lehrer und Freund, und jedes Opfer, das ihre Eitelkeit empfing, nährte die Liebe zu dem Manne, dessen Werk ihre Bildung war.

So waren einige Jahre vergangen, als der Graf von Senange an der Figur der jungen Frau Geschmack fand, und sie mit seinen Bewerbungen beehrte. Der Graf war jung und reich; seine Bemühungen schmeichelten Sophien, und der leidenschaftliche Eifer, mit dem

er sie betrieb, erregte in ihrem Herzen ein Gefühl, das zwar nicht Liebe, aber doch ein Vorbote der Liebe war. Solche Verbindungen, wie die, welche der Graf anzuknüpfen suchte, sind etwas Gewöhnliches in dem Stande, dem Sophie angehörte; sie erregen wenige Aufmerksamkeit, und werden kaum für strafbar gehalten. Der Rang des Liebhabers scheint die Schuld zu bedecken, und die Dauer der Verbindung gibt ihr einen Anstrich von Rechtmäßigkeit. Sophie sah solche Beyspiele überall bey ihren Genossinnen; sie blieben nicht ohne Wirkung; aber noch widerstrebte es ihrem Gefühl, einen Mann zu kränken, dem sie Alles verdankte, was sie war, und der sie doch mit einer Achtung behandelte, als ob sie es sey, der er Alles zu danken habe.

Es ist schwer, daß eine Frau, die auf einem so schlüpfrigen Boden steht, das Gleichgewicht lange zu halten vermag, wenn sie nicht bey dem ersten Angriff der Verführung flieht. Sophie floh nicht; sie hörte den Grafen an, und ohne ihn zu begünstigen, ließ sie doch der

Hofnung Raum. Beauchateau bemerkte Alles und vermuthete Schlimmeres, und da er den Schein mit Eifersucht deutete, oft, gegen seine Gewohnheit, mürrisch und in sich gekehrt war, oder auch wohl ein bitteres Wort fallen ließ, da war es Sophien, als ob sie ein Recht bekäme, den Anträgen des schmeichelnden, dringenden Liebhabers ein gefälligeres Ohr zu leihn. Die Stimme der Verführung wurde lauter in ihrem Herzen. Schuld war noch nicht in ihr, aber eine Laune, die sie der Schuld zu überantworten drohte.

An einem dieser Tage fand Beauchateau, als er von der Bühne in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, den Grafen neben seiner Frau in so tiefem und ernstem Gespräch, daß sie sein Eintreten nicht zu bemerken schienen. Schon stand er ihnen ganz nah, als Sophie plötzlich aufsah, ihren Mann gewahr wurde, dann die Augen mit schuldbewußtem Erröthen von ihm abwendete, und, indem sie hier und dort hinblickte, die Verwirrung in ihrem Innern zu erkennen gab. Bald darauf erhob sich der

Graf, ging an dem Manne mit einer flüchtigen Verbeugung vorüber, und verließ das Zimmer. Dieses hatte sich unterdessen mit Menschen angefüllt, und da Beauchateau seiner Frau hier nichts sagen konnte, und doch auch seines Unmuths nicht Herr zu werden vermochte, eilte er allein hinweg, um Luft zu schöpfen und mit seinem Herzen zu Rathe zu gehn.

Einem verwundeten Gemüthe thut das Gewühl der Menschen nicht wohl. Ihm zu entgehn, trat er in eine abgelegene Kirche, die durch die halb geöfnete Thür seiner Unruhe eine Freystatt anzubieten schien. Alles war still darin, Alles mit dem Schleyer der Dämmerung bedeckt; nur die bunten Fenster des Chors ließen ein dürftiges Licht ein. Diese Stille, diese Düsterheit sagte seiner Stimmung zu. Er setzte sich nieder, und den Kopf auf die Hand gestützt, sann er über sein Schicksal nach. Die Umgebung des heiligen Ortes wirkte auf sein Gemüth. Die Wogen der Leidenschaft senkten sich; Schmerz und Wehmuth trat an

die Stelle des Zorns; und das Bild der Zufriedenheit, die er bisher genossen, drängte sich in seiner Seele vor. Indem sich dieses Bild immer mehr belebte, und die Erinnerung an alle genossenen seligen Stunden erweckte, überwältigte ihn der Gedanke, an dem Scheidewege seines Glücks zu stehn, und hinfort einem endlosen Schmerze Preis gegeben zu seyn. Diesen Gedanken ertrug er nicht. Er fing an Sophien zu entschuldigen und sich anzuklagen. „Ist sie denn strafbar, dachte er bey sich, weil ein Leichtsinniger sie zu verführen wünscht? Und wenn sie Neigung hätte, seinen Lockungen zu folgen, ist meine rohe Eifersucht das Mittel sie zurückzuhalten? Warum sie durch Mistrauen beleidigen, da ich sie durch Vertrauen gewinnen kann?" — Und nun wollte er nach Hause eilen, sich Sophien in die Arme werfen, und durch eine freye und offne Erklärung das vorige Verhältniß wieder herstellen; vielleicht auch die Stadt auf einige Zeit verlassen, um Sophien den Gefahren der Verführung zu entrücken, und sie wieder an sich und seine Liebe zu fesseln.

Indem er sich jetzt erhob, diesen Vorsatz auszuführen, erregte ein leises, aber schmerzliches Stöhnen seine Aufmerksamkeit. Er sah nach der Stelle hin, aus welcher das Stöhnen kam, und erblickte in einer Seiten-Halle der Kirche eine weibliche Gestalt, an einem Pfeiler stehend, den sie mit ihren Armen umfaßt hielt, wie man wohl einen Helfer und Retter umfaßt. So dürftig der Anzug dieser Person war, so erkannte er doch durch die schlechten Gewänder einen edeln und zarten Wuchs, und ihr Gesicht, an den dunkeln Pfeiler gedrückt, schien, blaß wie es war, einem Sterne gleich durch die Dämmerung zu leuchten. Die weiche Stimmung, in der er sich befand, schärfte seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, der, wie ihm seine Ahndung sagte, der Hülfe bedürftig war. Ein unwiderstehlicher Zug des Mitleids trieb ihn in ihre Nähe. Sie hatte allein zu seyn geglaubt, und als sie ein Geräusch vernahm, ließ sie ihre Arme an dem Pfeiler herabsinken, und wendete sich einem noch verborgnern Winkel zu. Beauchateau

folgte ihr nach. Ihr edler Gang verrieth, daß sie nicht im Elend gebohren war; auch war es ihm, als spräch' ihn aus ihren Bewegungen etwas Bekanntes an. — „Wer Sie auch seyn mögen, sagte er, Sie scheinen unglücklich; kann ich Ihnen mit irgend Etwas zu Diensten seyn?“ — Sie sah sich nicht um, sondern erhob ihre Rechte und bewegte sie, gleichsam abwehrend, hin und her, wie jemand, der auf Hülfe verzichtet hat. Ihr Kopf war auf ihre Brust herabgesunken; ihre Füße versagten den Dienst; an den Stufen eines der Seiten-Altäre sank sie unwillkührlich zu Boden und verhüllte ihr Gesicht. Beauchateau stand vor ihr. Er wiederholte sein Anerbieten, eben so bescheiden, aber noch dringender als vorher, und als keine Worte, sondern ein Strom von Thränen ihm Antwort gab, faßte er die Niedergesunkene bey der Hand, und sagte mit gerührter Stimme: Warum widerstreben Sie den Bitten einer Theilnahme, die vielleicht der Himmel selbst für Sie erweckt?

Diese Worte kamen ihm, er wußte nicht wie, in den Mund. Es war in seinem Herzen

eine Bewegung, die mehr als gewöhnliches Mitleiden schien; und eine innere Stimme rief ihm zu: Laß nicht ab! Diese Unglückliche wird dein Schutzgeist seyn! —

Die Arme ließ ihm ihre schlaffe Hand, während sich ihre dunkeln Augen langsam zu ihm erhoben. Eine leise Röthe schien über das blasse Gesicht zu fliegen, verschwand aber augenblicklich wieder, und gab größerer Blässe Raum. Die entfärbten Lippen wollten sich öfnen; aber ehe Worte den Weg über sie finden konnten, brachen die Augen der Unglücklichen, und sie sank, einer Entseelten ähnlich, an den Altar zurück.

Sie lag in Ohnmacht. Beauchateau lehnte sie sicher an, eilte zum Weihkessel, und kehrte mit einer Hand voll kalten Wassers zurück. Die schwache Lebenskraft wogte noch Einmal auf; dankbar ruhten ihre Blicke auf ihrem Retter; sie verstattete ihm, sie zu einem bequemeren Sitze zu führen. Als sie hier wieder Athem geschöpft hatte, sagte sie

mit leiser Stimme: Ich ehre Ihre Gesinnungen, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken darf — die Hälfte des Weges war gemacht, Sie haben mich zurückgezogen, und ich muß ihn noch Einmal machen.

Beauchateau verstand diese Worte, zu denen ihre Gestalt die Auslegung machte. Er faßte ihre beyden Hände zwischen die seinigen und sagte: Welche dringende Noth Sie auch auf diesen furchtbaren Weg treibt, vertrauen Sie sich mir. Niemand steht so hülflos auf Erden, dem Gott nicht Rettung zu senden vermöchte. Meine Hülfe steht Ihnen zu Gebote. Entdecken Sie sich mir. Stoßen Sie ein Anerbieten nicht von sich, das aus einem redlichen Herzen kömmt. —

Indem er so sprach, waren einige Menschen in die Kirche getreten, und hatten die benachbarten Plätze eingenommen. Dieser Ort, sagte er leise, ist nicht zu vertraulichen Mittheilungen geeignet; erlauben Sie mir, Sie nach Ihrer Wohnung zu bringen, um dort

Ihre Wünsche zu vernehmen. Ein neuer Strom von Thränen war die Antwort auf dieses Anerbieten. Ich habe keine Wohnung, sagte sie endlich. Seit zwey Tagen war dieser Tempel meine Zuflucht; in ihm wollte ich den Tod erwarten. Ihr Mitleiden ruft mich auf den Weg des Lebens zurück. Ach, ich habe lange die Stimme des Mitleids nicht gehört, und jetzt tönt sie mir wie die einer Verführerin, die mich aus dem Hafen der Rettung wieder zurück in den Sturm wirft. — Heftig bewegten diese Worte sein Herz. Auch der Ton ihrer leisen, gebrochenen Stimme, in der ihn bekannte Laute wie aus dunkler Erinnerung ansprachen, baten für die heimathlose Unglückliche. Folgen Sie mir in meine Wohnung, sagte er. Dort werden Sie weibliche Hülfe finden. Dann reichte er ihr die Hand, führte sie auf die Straße, und fuhr mit der Kraftlosen nach seinem nicht weit entlegenen Hause hin.

Sophie war schon lange zurückgekehrt. Die Eile, mit welcher ihr Mann das Theater ver-

lassen hatte, ohne sie, seiner Gewohnheit gemäß, nach Hause zu geleiten, und sein ungewohntes Ausbleiben, beunruhigte sie. Die Ursache seines Unwillens lag nicht fern; sie konnte nicht zweifeln, daß eine heftigere Eifersucht in seinem Herzen erwacht war; und wenn er sie mit Unrecht für schuldig hielt, so konnte sie sich doch selbst nicht freysprechen von dem Scheine der Schuld. Mit größerer Unruhe, als sie sich selbst gestehen mochte, sah sie seiner Rückkehr entgegen. Was sollte sie thun, wenn er seinen Unmuth in grollendes Schweigen verhüllte? oder was sollte sie antworten, wenn er sie über ihr Gespräch mit dem Grafen befragte? Sollte sie gestehn, wie leidenschaftlich dieser gesprochen, wie dringend er sie um eine Erklärung beschworen habe? Dann mußte sie ihm auch gestehn, daß sie seine Anträge nicht so, wie sie verdienten, zurückgewiesen, daß sie ihm nur ausweichende Antworten gegeben, über seine Leidenschaft gescherzt, und ihm Hofnung gelassen habe. Und wenn sie auch die eine Hälfte der Wahrheit unterdrückte,

und die andre nach Möglichkeit milderte, legte ihr nicht schon der Rest dieses Geständnisses die Pflicht auf, den ganzen Handel abzubrechen? Und konnte sie hieran denken, ohne ihrer Eitelkeit allzuweh zu thun?

Indem sie, mit diesen Betrachtungen beschäftigt, im Zimmer auf- und abging, zu keinem Entschlusse kommen konnte, und oft an das Fenster trat, um nach ihrem Manne auszuschaun, hörte sie seinen Fußtritt im Hause, und den Ton seiner Stimme. Sie öfnete die Thür, und sah ihn langsam die Stiegen heraufkommen, mit einer Frau am Arm, deren Anzug eine Tochter des Unglücks, und deren Gang eine Kranke verrieth. Vielleicht, dachte sie, eine Schauspielerin der Provinz, von Bekannten empfohlen. — Wie es aber auch seyn mochte, der unerwartete Besuch kam ihr auf alle Weise erwünscht, und schnitt mit Einemmale ihre Selbstberathungen ab. So überflüssig meist eine dritte Person bey einem ausgebrochenen häuslichen Zwiste ist, so erfreulich ist die Erscheinung eines Fremden, wenn ein

Zwist droht. Der Schein der Eintracht, den die Parteyen um des guten Anstandes willen annehmen müssen, führt die Eintracht oft selbst herbey. Auf jeden Fall werden die ersten und heftigsten Wellen durch den Aufschub gebrochen, und spülen nur leise an, wo sie zuerst Alles zu zerschellen drohten.

Diese Betrachtungen boten sich Sophien in dem Augenblick an, wo sie die Fremde an dem Arme ihres Mannes die Stiegen herauf wanken sah; und als er ihr von unten schon zurief: Liebste Sophie, ich stelle Dir hier eine Freundin vor, die auch die Deinige zu werden wünscht — da war es ihr, als sey eine große Bürde von ihrem Herzen genommen. Sie trat einen Schritt näher, begrüßte die Fremde und reichte ihrem Manne die Hand. Dieser ergriff sie mit Wärme und küßte sie. Hätte sich der Graf in diesem Augenblicke gezeigt, er hätte mit allen seinen Ansprüchen und aller seiner Liebenswürdigkeit einen höflichen Abschied erhalten.

Nachdem Beauchateau die Unbekannte nach dem Sopha geführt hatte, zog er seine Frau

bey Seite, und sagte ihr leise: Es ist eine Unglückliche, Verlassene, die im Begriff war umzukommen. — Sophie drückte ihrem Manne die Hand; er küßte sie auf die erröthenden Wangen; und nie war er ihr liebenswürdiger erschienen, als jetzt, wo er der Fürsprecher des hülflosen Unglücks war. Ein Blick auf die Fremde rief ihr das Bild ihrer eignen Armuth in die Seele zurück. Auch sie war hülflos gewesen. Auch sie hatte dem edeln Manne ihre Rettung verdankt.

Die Unbekannte hatte bis jetzt nur einzelne Worte gesprochen. Ihre Schwäche war groß. Seit drey Tagen hatte sie alle Nahrung entbehrt. Noch schwankend zwischen dem Entschlusse zu sterben, und dem Verlangen der Natur, zögerte sie ihre Hand nach dem auszustrekken, was man ihr vorsichtig bot. Nur langsam siegte die Natur, und die freundlichen dringenden Bitten des theilnehmenden Ehepaars.

Nach Verlauf einiger Stunden schienen die Kräfte der Armen allmählig zurückzukehren;

Die neu fluthenden Lebensgeister fanden den Weg nach dem erstorbenen Aug', und ein leises Roth zitterte auf den bleichen, eingefallenen Wangen. Oft ruhten ihre dankbaren Blicke auf Sophien, die sich um sie mit der Zärtlichkeit einer Tochter bemühte, und mehr noch durch dieses sorgsame Bemühn, als durch freundliche und theilnehmende Worte, die Liebe zum Leben in der Kranken pflegte. Oefters versuchte diese zu sprechen; ihr Herz drängte sie, so vieles Wohlwollen, von Unbekannten erwiesen, durch Vertrauen zu erwiedern; aber so oft sie den Mund zum reden öfnete, erstickte die Rührung, die sich allzumächtig in ihrem Innern erhob, das hervorbrechende Wort. Erst spät am Abend ward sie des übermächtigen Gefühles Herr, und nachdem sie mit abgebrochenen Worten und immer neu hervorquellenden Thränen dem Himmel und ihren Wohlthätern gedankt hatte, knüpfte sie an diesen Dank die Geschichte der Unfälle an, die sie auf den Weg des Todes geführt hatten.

Wir begnügen uns, diese Geschichte nur mit flüchtigen Strichen zu bezeichnen, so wie sie etwa bey der ersten Mittheilung hingeworfen worden sind, wo die Schwäche der Erzählenden keine Ausführlichkeit erlaubte. In einem Wohlstande und unter Verhältnissen gebohren, die ein frohes und genußreiches Leben verhießen, war sie des Vaters durch einen frühzeitigen Tod beraubt worden, und dadurch, nebst einer jüngern Schwester, der Obhut ihrer Mutter anheim gefallen. Diese Obhut war nicht mütterlich. Um sich für die Entbehrungen eines strengen Ehestandes zu entschädigen, gab sie die älteste Tochter in eine Klosterschule, und folgte selbst mit so weniger Zurückhaltung dem Strudel der Welt, daß sie sich, nach Verlauf weniger Jahre, der öffentlichen Achtung und ihres Vermögens beraubt, und schnell von den vornehmen Freunden verlassen sah, die ihren Leichtsinn auf das schändlichste gemisbraucht hatten. In dieser unglücklichen Zeit, wo Gram und Reue an ihrem Leben nagten, entdeckte sich, daß die jüngere

Tochter, von den sie umgebenden Beyspielen verlockt und wenig bewacht, fast beym Beginnen jungfräulichen Aufblühns das Opfer der sträflichsten Verführung und ihres eignen Leichtsinns geworden war. Diese schreckliche Entdeckung stürzte die Mutter in das Grab; die ältere Tochter, Klotilde, mußte ihre Klostererziehung aus Mangel an Mitteln verlassen, und Alles, was ihr von dem väterlichen Vermögen zurückblieb, war ein Prozeß, von dem die Rechtsgelehrten einen günstigen Ausgang verhießen, wenn die zu seiner weitern Führung erforderlichen Summen aufgebracht würden.

Ich hatte jetzt Niemanden, fuhr die Fremde fort, die wir von nun an Klotilde nennen wollen, der sich meiner annehmen mochte, als einen Gros-Onkel, der von einer schmalen Pfründe in großer Eingezogenheit lebte, und sich mit meiner unglücklichen Mutter, da sie seinen Ermahnungen kein Gehör gab, entzweit hatte. Mir hatte er immer wohl gewollt, und da er mich jetzt von der Welt verlassen und ohne Hülfe sah, hörte er nur die Stimme der

Pflicht, gab mir eine Freystatt in seinem Hause, und unterstützte mich bey der Führung meines Rechtshandels, auf dem jetzt alle meine Hofnungen ruhten. Dieser unglückliche Handel aber zog sich von einem Jahre zum andern hin, und war eben seiner Entscheidung nah, als mein grosmüthiger Oheim starb. Er hatte kaum die Augen geschlossen, als seine Gläubiger — denn um meinetwillen hatte er Schulden gemacht — sich seiner wenigen Habe bemächtigten. Am Tage seiner Beerdigung ward das Urtheil beym Parlamente gesprochen. Mein Prozeß ging verlohren; alle meine Hofnungen wurden vernichtet, und ich sah mich in diesem schrecklichen Augenblicke jedes Trostes beraubt, und hülflos in die Welt ausgestoßen.

Ich war bey der Entscheidung gegenwärtig. Als mir mein Anwald mit verlegner Miene den Sinn des Urtheils erklärte, und auf meine Frage, ob nun alles geendigt, und jede Hofnung abgeschnitten sey, die Achseln zuckte, verließ ich den Gerichtssaal in dumpfer Betäubung, und kehrte Gedankenlos und ohne

auf irgend etwas zu achten nach meiner Wohnung zurück. Die Nachricht von meinem Unglück war vor mir hergeeilt. Die Besitzerin des Hauses, eine harte Frau, erwartete mich vor ihrem Zimmer, und nachdem ihr die Wahrheit der Nachricht aus meinem Munde bestätigt worden, überreichte sie mir, nach einigen leeren Worten von Theilnahme, die in der vergangenen Woche aufgelaufenen Rechnungen, und verlangte, mit einigen Entschuldigungen, die Vorausbezahlung der Miethe für den kommenden Monat. Die Beerdigung meines Onkels hatte mich erschöpft; ich hatte sogar meine bessern Kleidungsstücke verpfänden müssen. Jetzt überließ ich der Wirthin den kleinen Rest meiner Habe an Zahlungsstatt, und verließ das Haus, so wie ich war, in dumpfer Verzweiflung. Ohne Geld, ohne Hoffnung, ohne Freunde, selbst für die nächste Nacht eines Obdachs und Unterkommens beraubt, ging ich durch die wogende Menge, die, ohne an mich zu denken oder auf mich zu sehn, ihren mannichfaltigen Zielen zueilte. In

diesem Gewühle einer mir fremden Menschenmasse ergriff mich mit unwiderstehlicher Gewalt der Gedanke, daß mir, der Ausgestoßenen, nichts als das Grab übrig bleibe. In diesem Augenblicke, der mich, wär' ich eben an dem Ufer des Flusses gewesen, zum Selbstmorde geführt haben würde, stieß ich auf die offene Thür einer Kirche; sie kam mir wie der Eingang zum Grabe vor. Ich schlich mich hinein, und verbarg mich in einem der düstersten Winkel, fest entschlossen, hier meinen Tod zu erwarten, und ich würde ihn gefunden haben, hätte mich dieser edle Mann nicht bemerkt, und mit einer Beharrlichkeit, die ich kaum begreife, meinen Entschluß bekämpft. Ich habe ihm nachgegeben, aber indem ich seine Grosmuth verehre, muß ich mich vielleicht der Schwäche anklagen. Ich war nur noch wenige Schritte von meinem Ziele entfernt; ich hätte mein Leben vor Gottes Thron und in seinem Tempel niedergelegt; ich wäre der Welt, die mich ausgestoßen hat, nicht mehr zur Last gewesen. Sie haben mich von meinem Grabe weggeris-

sen, aber wer wird mich von dem Jammer retten, dem ein so hülfloses, von der Welt verlassenes Geschöpf Preis gegeben ist? —

Hier hielt die Erzählende inne und bedeckte ihr Gesicht mit beyden Händen; ihre Thränen rieselten durch die Finger auf ihre Brust herab. Beauchateau sprach ihr Muth zu. Was nur innige Theilnahme an einem unverschuldeten Unglück, was nur ein grosmüthiges Herz zum Troste hülfloser Verlassenheit eingeben kann, das sprach er mit dem Tone aufrichtigen Gefühles aus. Er beschwor sie, ihren Kummer niederzukämpfen, und ihm die Sorge für ihr weiteres Schicksal anheim zu geben. „Die Welt,“ setzte er hinzu, „ist, Gott sey Dank, noch nicht so arm an Mitgefühl, daß sie nicht Hülfe für das unverschuldete Unglück hätte.“

Sophie hatte die Erzählung Klotildens mit immer steigender Theilnahme angehört. Dunkle Geschichten ihrer frühesten Kindheit stiegen aus der Tiefe ihrer Seele auf; Nah-

men und Verhältnisse, die sie nur mit Mühe zusammen fand, sprachen sie wie Erinnerungen längst entwichner Träume an. Ihr ganzes Wesen war von Gefühlen bewegt, die sie nie gekannt zu haben schien. Aber sie schwieg und lauschte, und erst als die Zusprache ihres Mannes Klotilden beruhigt hatte, fragte sie mit Schüchternheit, was denn aus der jüngern Schwester geworden, deren unglückliches Schicksal ihre Erzählung berührt hätte. Diese Unglückliche, erwiederte die Fremde, die ein Engel an Liebenswürdigkeit und Anmuth war, überlebte ihren Fehltritt nur wenige Jahre. Da ihr Verführer, ein Mann von mächtigen Verbindungen, nicht bewogen werden konnte, seine Schuld gut zu machen, warf sie sich in ein Kloster, und büßte ihr Vergehn mit so harter und herber Reue, daß sie in wenigen Jahren selbst ein Opfer ihres Grames ward. — Und ihr Kind? fragte Sophie. — Ihr Kind wurde in der Nähe von Paris erzogen. In seinem vierten Jahre ging es, wahrscheinlich durch die Nachlässigkeit seiner Amme, ver=

lohren; und alle Bemühungen, die ich aufbieten konnte, etwas von diesem Kinde zu erfahren, haben zu keinem Ziele geführt.

Bey diesen Worten war Sophie ihrer Empfindungen nicht mehr Herr. Mit hocherröthenden Wangen sank sie vor Klotilden auf die Knie, faßte ihre Hände, und sagte mit weicher Stimme: Ich bin dieses verlohrne Kind, ich bin diese Nichte; Gott vergönnt mir, meine Tante, den letzten Ueberrest meiner Familie, zu umarmen. — Klotilde erhob ihr Haupt, das sie, vom Sprechen ermattet, auf ein Kissen des Sophas gestützt hatte, sah Sophien einen Augenblick an und sagte: „Ja, das ist die Gestalt meiner armen Schwester; dieß sind ihre Augen; dieß ist der Blick meiner armen Aline!“

Mit diesen Worten schlang sie ihren Arm um den Nacken der Knieenden; nur einzelne Laute des Erstaunens, der Freude, der Verwunderung, wurden durch ihre Thränen gehört.

Wie Sophiens Mann dabey zu Muthe war, ist nicht zu beschreiben. Entzückt, ausser sich, sank er neben Sophien auf die Knie; umarmte bald seine Frau, bald Klotilden, bald beyde zusammen, und konnte nicht müde werden, in begeisterten Ausrufungen die wunderbaren Fügungen des Himmels zu preisen, der ihn gewürdigt habe, das Werkzeug der Rettung einer so nahen, einer so theuern Verwandten zu werden.

Viele Erörterungen folgten jetzt. Was in Sophiens Geschichte noch dunkel war, wurde in dieser Nacht und am folgenden Morgen aufgeklärt. Ein frohes Entzücken ging in dem kleinen Kreise von Herzen zu Herzen. Oft hielten sie sich alle Drey umschlungen, und die Thränen ihrer Freude, ihrer Rührung, ihres Dankes mischten sich. Sie beschlossen, sich nie mehr zu trennen.

Klotilde besaß, was Sophien mangelte, einen festen und ernsten Sinn, der unbestechlich an dem Rechten hielt. Sie war berufen, der Schutzgeist ihrer Nichte zu seyn. Wie sie durch

Zufall den häuslichen Frieden unter dem verstimmten Ehepaare wieder hergestellt hatte, so wehrte sie von nun an jeder Störung des Friedens. Ihre beglückende Nähe gab Sophiens Herzen die Ruhe wieder, welche die Annäherung der Schuld daraus verbannt hatte; ihre klugen und freundlichen Lehren schwächten die Einwirkungen der Eitelkeit, die ihr Ohr fremden Bewerbungen geöfnet hatte. Der Graf wurde verabschiedet, ohne je etwas Anderes als leere Hofnungen erhalten zu haben. Kein anderer Bewerber folgte ihm. Sophiens Ernst und ihr unbefleckter Ruf scheuchten jeden zurück.

Der Prozeß, durch den Klotilde so unglücklich geworden war, wurde durch einen des Rechtskundigen Freund Beauchateaus untersucht, und dieser entdeckte, daß der unglückliche Ausgang desselben das Werk grober Unwissenheit, vielleicht auch der Unredlichkeit und Chikane gewesen war. Er wurde von neuem aufgenommen, und das Urtheil der geblendeten oder ungerechten Richter umgestoßen. Ein ansehnliches Vermögen wurde gerettet.

Beauchateau verließ jetzt, was lange sein Wunsch gewesen war, das Theater, und schlug seine Wohnung an den Ufern der Loire, in einer der anmuthigsten Gegenden seines Vaterlandes auf. Lange lebte hier die kleine Familie in dem Genusse der Unabhängigkeit, der Freundschaft und Liebe, und jährlich wurde der Tag, an welchem Klotilde so wunderbar gerettet worden, von Allen mit tiefer Rührung und freudigem Dank, als ein Festtag gefeyert.

Ende des zweyten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Erzählungen

Bd.: 2

Leipzig (1824)

P.o.germ. 668 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111779-9